JANUS

ARCHIVES INTERNATIONALES POUR L'HISTOIRE DE LA MÉDECINE ET LA GÉOGRAPHIE MEDICALE.

JANUS

Archives internationales pour l'Histoire de la Médecine et la Géographie Médicale.

(Organe de la Société historique néerlandaise des Sciences médicales, exactes et naturelles.)

Trente et Cinquième Année.





LEYDE. — E. J. BRILL, Sé. Ae.
1931.

LEYDE, IMP. E. J. BRILL, Sé. Ae.

TABLE DES MATIÈRES.

I. Auteurs.

II. Articles.



VON DER BABYLONISCHEN LABARTU ÜBER ARAB. ḲARĪNA ZUM KRANKHEITSBEGRIFF SAMCA IN DER RUMÄNISCHEN VOLKSMEDIZIN

VON

VALERIU L. BOLOGA
(Inst. f. Gesch. der Medizin a. d. Universität Cluj [Rumänien]).

I.

Auf dem V. Intern. Kongress für Relionsgeschichte in Lund hielt Priv. Doz. Dr. HANS WINKLER (Tübingen) einen Vortrag über „Ḳarīna, die Doppelgängerseele im Volksglauben der arabisch sprechenden Muhammedaner" der manche auch medizinhistorisch interessante Einzelheiten enthält. Im Folgenden seien die wichtigsten Gedankengänge desselben nach einem Resumé des Verfassers [1]) wiedergegeben:

Bei den arabisch sprechenden Muhammedanern, bes. Ägyptens und Nordafrikas, findet sich der Glaube an den Ḳarīn, bzw. die Ḳarīna, die Doppelgängerseele, die mit dem irdischen Partner zugleich geboren wird, sein Erdendasein begleitet, mit ihm zugleich erlischt. Diese Seele wohnt in der Erde, wohin sie durch Gräber und Zisternen gelangt. Sie tritt mit dem Partner von Zeit zu Zeit in Berührung, hilft ihm manchmal, wacht über seinen moralischen Lebenswandel, ist aber des öfteren bosartig und sucht ihm zu schaden. Manchmal erscheint sie dem Partner in sichtbarer Form, als Esel oder Schlange [2]). Oft zeigt sie sich ihm vor dem Tode, um ihm das nahe Ende zu verkünden.

1) „Forschungen und Fortschritte", (Berlin 1929), Jahrg. V, Nr. 31, S. 355—356.

2) Über ähnliche Vorstellungen vom „Zweiten Ich" bei amerikanischen Halbkulturvölkern vgl. K. TH. PREUSS, „Monumentale vorgeschichtliche Kunst", Göttingen 1929, sowie desselben „Das Zweite Ich in der amerikanischen Vorgeschichte" in „Forschungen und Fortschritte", (Berlin 1930), Jahrg. VI, Nr. 8, S. 102—103.

Diese *Doppelgängerseele* — die wir im Folgenden Ḳarīna I nennen wollen, — ist mit der Zeit in eine neue Gestalt abgewandelt worden, in einen *Dämon*, Ḳarīna II, der medizinisch interessant ist. „Die häufig menschenfeindliche Seite dieser Wesen" — d. h. der Ḳarīna I — „wurde zum Ausgangspunkt für eine ganz andersartige Dämonengattung, die hier aus der Doppelgängerseele hervorsprosste".

Die Neubildung hat psychologisch ihren Ausgangspunkt in dem Wunsch nach Mutterschaft bei der orientalischen Frau. Bleibt die Mutter unfruchtbar oder sterben ihre Kinder, so ist das für sie und für die ganze Familie das grösste Unglück. „Urheberin solchen Unglücks musste die geheimnissvolle Doppelgängerin der Frau sein. Sie musste die Unfruchtbarkeit oder Krankheit und Tod der kleinen Kinder verursacht haben. Den Grund für dies Verhalten fand die muhammedanische Frau in dem allgemein gefürchteten Neid, dem neidischen Auge". Dagegen hilft das geschriebene Amulett, in welchem über die Begegnung der Ḳarīna mit Salomo berichtet wird. (Auf dieser Entwickelungsstufe des Mythos ist schon der Begriff der Ḳarīna I als Doppelgängerseele verschwunden). In diesem exorzistischen Bericht wird nun die leibliche Gestalt der Ḳarīna II geschildert: Entweder ist sie ein altes, hässliches Weib mit wehenden Haaren oder eine „Dämonin mit Elefantenzähnen, Haaren wie Palmblättern und Feuer im Munde", *manches Mal wieder geflügelt und mit Krallen. Sie bellt, kräht, schreit in allerlei Tierstimmen.* Sie nähert sich der Schwangeren als scheinbar freundliches Wesen, um ihre Leibesfrucht zu töten. „Salomon bedroht sie mit schrecklicher Strafe, sie schwört sieben Eide *und nennt ihre sieben oder zwölf Namen. Wo diese Eide und Namen sein werden, wird sie keinen Zutritt haben*".

II.

Um diese Doppelgängergestalt zu analysieren, geht WINKLER von der Bezeichnung Ḳarīn aus, was „eng verbunden", „Kamerad" bedeutet. *Muhammed* hat diesen Begriff dem Heidentum entnommen. Im Koran ist es der jedem Menschen beigegebene Geist, der ihm Zweifel an Gott eingeben soll, um ihn vom rechten Glauben abzubringen.

Da solche Doppelgängergestalten schon in der vorislamitischen Zeit im Orient bekannt waren, war eine Verschmelzung mit dem neuen Begriff aus dem Koran leicht gegeben. So konnte der altägyptische Ka in den Ḳarīn und die Ḳarīna I übergehen.

Die aus der ursprünglichen *Doppelgängerin* Ḳarīna I sich allmählig abspaltende kinderfeindliche *Dämonin* Ḳarīna II pfropfte sich auf eine andere, im Orient uralte Dämonengestalt auf: auf die babylonische *Labartu*. Diese ist eine grauenhafte Dämonin, welche wie Löwe und Schakal brüllt und heult, das Kind bei der Geburt aus dem Mutterleibe reisst oder sich als Amme und Pflegerin dem Neugeborenen naht, um sich seines zu bemächtigen. Labartu, welche im Schilfdickicht wohnt, wird von *Marduk* bezwungen. Schon in dieser uralten Form der Sage (— sie ist bereits aus der Seleukidenzeit beglaubigt —) *wird sie durch Nennung ihrer sieben Namen beschworen.*

Die Gestalt der Labartu, auf die sich später die aus dem I. Ḳarīnabegriff (Doppelseele) abgespaltene Ḳarīna II (kinderfeindliche Dämonin) aufgepfropft hatte, lebt im Glauben zahlreicher orientalischer oder orientnaher Völker unter versehiedenen Namen, *aber immer mit demselben Charakteristiken* weiter, so z. B. bei Abessiniern, Syriern, Armeniern, Slawen, Griechen, Juden, Rumänen. Wo sie in die orientalisch-christliche Gedankenwelt eingedrungen ist, wird der Held, der sie bezwingt, zum heiligen Sisinnios. In dieser Form ist uns die Sage schon aus der Mitte des 1. Jahrtausends bei den Byzantinern aus Amuletten sowie aus einem Fresko in Bāwīṭ bekannt.

Die ausserordentliche Verbreitung der Sage im Orient sowie ihr hartnäckiges Bestehen unter strenger Wahrung der charakteristischen Einzelheiten durch über 2 Jahrtausende beweist wieder einmal „die zähe Beständigkeit alter Vorstellungen im Volksglauben und die Beweglichkeit, mit der sie sich einer neu eindringenden Idee bemächtigen".

Soweit die Gedankengänge WINKLERS.

III.

MOSES GASTER zeigte, dass die Gestalt der Labartu in der *Lilith* der Juden zum mindesten seit dem IX. Jahrh. nachweisbar

ist [1]). René Basset publizierte eine abessinische Version der Sisinnioslegende samt apotropaischer Formel [2]) und folgerte, dass das zu Grunde liegende Original der Legende griechisch sein müsse. Tatsächlich existiert eine griechische Version, die *Sathas* in der „Bibliotheca graeca medii aevi" (Bd. V) veröffentlicht hatte. Reitzenstein uud Pradel verfolgten sie bis in das hellenistische Ägypten, Clédat wies sie für das V. Jahrhundert in dem bereits erwähnten Fresko zu Bāwīṭ nach.

Wie N. Cartojan in einer ganz rezenten, äusserst scharfsinnigen und gelehrten Analyse der Sisinnioslegende [3]) zeigt, ist bei allen diesen zeitlich und örtlich ziemlich entfernten Versionen Folgendes gemeinsam:

1.) In fast allen Versionen gehört der rettende Heilige der Gruppe der heiligen Krieger an und heisst Sissinios [4]);

2.) Immer bekämpft der Heilige einen weiblichen kinderraubenden und tötenden Dämon (Ἀλαβάσδρια, Γυλλοῦ, Lilith, Uerzelia, Avestitza);

3) Nach Besiegung des Dämons zwingt der Heilige denselben die Tiergestalten, in die er sich verwandelt und die Namen die er führt, zu nennen. Diese Namen, zusammen mit dem Namen des Heiligen, dienen als apotropaisches Mittel, als Amulett für die schwangeren und niederkommenden Mütter und für die Kinder.

Die Identität dieses hagiographischen Apokryphs, dessen Kern eben ein Exorzismus bildet, mit der Labartu-Legende ist klar. Sie geht bis in Einzelheiten, z. B. bis zur Beschreibung des leiblichen Aussehens des Dämons. Somit scheint es uns über allen Zweifeln erhaben, dass Winkler recht hat, wenn er Labartu-Marduk als Prototypen annimmt. Selbst der Nachweis der Existenz einer Γελλοῦς Παιδοφιλλωτέρα bei *Sapho* ändert daran nichts. Diese

---

1) M. Gaster, „Literatura populară română", Bucuresti, 1883. Vgl. auch desselben Verfassers: „Beiträge zur vergleichenden Sagenforschung", Leipzig, 1884; und „Ilchester Lectures on the greeco-slavonic literature and its relations to the folklore of Europe during the middle ages", London, 1887.

2) Basset „Les apocryphes éthiopiennes" (La Haute science, I).

3) N. Cartojan „Cărtile populare in literatura românească" (Vol. I. Epoca influentei sud-slave), Bucuresti, 1929; *Legenda sfântului Sisinie* (S. 145—155). — Der Arbeit Cartojans, auf die wir im Folgenden immer wieder zurückkommen müssen, entnehmen wir auch die obigen bibliogr. Angaben.

4) In der jüdischen Legende ist es der Prophet Elias (Gaster).

kann ebenfalls auf die assyrische Gallu (Dämon in Pantherform, welcher kleine Kinder raubt) zurückgeführt werden [1]). Auch die jüdische Lilith geht auf babyl. Lilla, Lill zurück, welche in Keilschrifttexten beglaubigt ist. Von Gallu und Lill zu Labartu ist kein grosser Schritt mehr.

Die Ansicht CARTOJAN'S dass die christliche hagiographische Legende sich *in Ägypten* aus der heidnischen umgewandelt hat, stimmt ausgezeichnet mit den auf anderen Argumenten beruhenden Folgerungen WINKLERS [2]).

Nun kommt aber eine Einzelheit hinzu die uns nicht unbedeutend erscheint: Unter den vielen späteren rumänischen Namen des Dämons ist auch *Samca* (Sanca). Wie *Puscariu* in „Dacoromania", III, (Cluj 1923), S. 822 gezeigt hat, ist dieser Name auf bulgarisch sĕnka = *Schatten*, Geist, Gespenst zurückzuführen. Das beweist vielleicht, dass in der Nennung des leiblich gedachten Dämons bei den Südslaven, — die die Legende aus Byzanz übernahmen, — *unterbewusst noch der alte Begriff der Doppelseele, der Karīna I nachweht.* Da aber andererseits die Sissinioslegende in Bawīt schon im V. Jahrhundert volkommen geformt nachweisbar ist, *dürfte sich wohl der Übergang von Karīna I zu Karīna II in Arabien oder Ägypten noch vor Muhammed vollzogen haben und beide Formen dürften noch lange Zeit parallel, nebeneinander bestanden haben, da ja im Koran Karīna I als Doppelseele beschrieben ist.*

IV.

In seiner gelehrten, grundlegenden, — wenn auch heute veralteten Arbeit — „Cărtile poporane ale Românilor in secolul XVI" [3])

---

1) C. FRANCK, „Zeitschr. f. Assyriologie, XXIX, S. 161; zit. nach CARTOJAN.

2) Eine genaue Identifizierug des heil. *Sissinius* ist unmöglich. Die christliche Kirche kennt mehrere (6 oder 7) Heilige dieses Namens. Ein heil. Sissinios, in Armenien geboren, war um 320 Krieger in Heere des Kaisers Licinius; dieser, als Krieger, würde ganz gut in die Legende passen. — Mehrere rumänische Versionen nennen aber den Heiligen anders, nämlich *Sisoë.* Nun kennt die Kirche zwei Heilige, Sisoës benannt, *und beide stammen aus Ägypten.* Einer von Ihnen, Sisoës der Grosse, ist *berühmt als Teufelaustreiber.*

3) Bucuresti, 1879.

(Die Volksbücher der Rumänen im XVI. Jahrh.) publizierte B. P. HASDEU die älteste rumänische Niederschrift der Sissinnioslegende. Sie wurde in einem Codex miscellaneus geminatus, dem Codex Sturdzanus aus dem XVI. Jahrh. mit anderen apokryphen Legenden zusammen gefunden. Die Sissinioslegende wurde bestimmt vor 1560 niedergeschrieben [1]).

Wir geben hier den Text in extenso in deutscher Übersetzung:

„Welcher Held war wie der heilige Sissinios, der viele Heere besiegte, zuerst die Syrier, dann die Türken, als dritte die Tartaren. Nachdem er sein Gebet vollbracht hatte, kehrte Sisinnios nach Osten, nach Arabien. Da kam ihm im Traume der Engel der Herren und sagte: Gehe hin, Sissinios, zu deiner Schwester Melentia, denn sie hat fünf Kindern das Leben gegeben und alle hat der Teufel geholt, und er wird auch das sechste nehmen, wenn du nicht diesen Teufel jagen wirst. Denn für Dich verfolgt der Herr diesen Teufel. Melentia, seine Schwester gebar und sie verfertigte sich eine Säule aus Marmor und verstärkte diese mit Zapfen aus Eisen und sie bedeckte sie mit Blei und nahm zwei Mädchen, auf dass diese sie bedienten mit Nahrung für ein Jahr. Und es ging der heilige Sissinios zur Säule und sagte: Schwester Melentia, öffne mir die Säule, dass ich eintrete. Sie antwortete: Ich wage nicht zu öffnen, denn ich fürchte mich vor dem trügerischen Teufel. Er sagte: Schwester Melentia, öffne die Säule, dass ich eintrete, denn draussen ist es sehr kalt und es stürmt sehr. Ich kann nirgends mein Haupt zur Ruhe betten. Ich bin der Jäger jenes Teufels und für mich verfolgt jenen Teufel der Herr. Da öffnete sie ihm die Säule. Und auch der Teufel trat insgeheim ein, als Hirsekom, unter dem Hufe von Sissionios Pferd, und er raubte das Kind und floh zum Meer. Sie sagte: Oh, mein Bruder, wie ich sagte, so geschah es. Da setzte sich

---

1) HASDEU wies dabei die Filiation Orient-Byzanz-Südslaven-Rumänen nach. Seine Ansicht, das sie zu den Rumänen durch die bulgarischen Bogumilen (Pauliciano-Manichäer) gelangt ist, ist bis in die Gegenwart als litteraturhistorisches Dogma im rumänischen Schrifttum geblieben. CARTOJAN neuerdings sucht in seinem zitierten Werk — m. E. überzeugend — zu zeigen, dass in ihr gar keine bogomilistischen Elemente vorhanden sind. Da diese noch nicht endgültig gelöste Frage nur von litteraturhistorischen und religions-geschichtlichen Standpunkt von Interesse ist, uns Medikohistoriker dagegen nicht weiter angeht, wollen wir sie ganz bei Seite lassen.

des heilge Sissinios auf sein Pferd und ritt dem Teufel nach. Dass Ross atmete Glut und er hatte in der Hand eine feurige Lanze. Und er eilte zu einer Weide und sagte: Weide, Baum Gottes, hast du den Teufel fliehen gesehen, ein Kind tragend? Und die Weide hatte ihn gesehen, doch sagte sie: Ich habe ihn nicht gesehen. Und es sagte der heilige Sisinnios: Du sollst blühen, doch keine Früchte tragen! Wieder eilte er und er sah einen anderen Baum, den Dornstrauch. Und es sagte der heilige Sissinios: Dornstrauch, Baum Gottes, sahst du den Teufel fliehen und ein Kind tragen? Und der Dornstrauch hatte es gesehen und sagte: Ich habe ihn nicht gesehen. Und er sagte ihm: Du sollst verflucht sein. Wo deine Wurzel ist, dost soll dein Gipfel sein. Wer an dir vorübergeht, den sollst du aufhalten und er soll dir fluchen. Und er eilte und sah einen Ölbaum am Meere stehen und es sagte der heilige Sissinios: Ölbaum, Baum Gottes, hast du den Teufel fliehen und ein Kind tragen gesehen? Und es sagte der Ölbaum: Ich sah ihn in die Tiefe des Meeres tauchen. Und es sagte der heilige Sissinios: Du sollst gesegnet und gelobt sein, Ölbaum, Baum Gottes. Und du sollst allen Kirchen als Licht dienen und den Menschen zur Sühne. Und so ward es. Und er kam zum Meer und warf seine Angel aus und holte den Teufel auf's Trockene. Und er begann ihn zu schlagen mit 82 eisernen Keulen und sagte ihm: Gieb mir die 6 Kinder meiner Schwester Melentia. Und es sagte der Teufel: Ich kann dir nichts geben, denn ich habe sie verschlungen. Da sagte ihm Sissinios: Erbrich sie, verdammter Teufel! Der Teufel antwortete: Erbrich auch du die Milch deiner Mutter in deine Hände, welche du in deiner Kindheit getrunken hast. Da bat Sisinnios Gott und er erbrach die Muttermilch in seine Hände. Da erbrach auch der Teufel die 6 Kinder der Melentia. Da sagte ihm Sissinios: Beim lebendigen Gott, bei unserem Herren des Himmels und der Erde, ich werde dich nicht lassen, Teufel, bis du nicht schwören wirst. Und es begann der Teufel zu schwören: Ich soll zerschellen an der Gewalt des gefürchteten Thrones: *wo dies Gebet ausgesprochen werden wird und Dein Name genannt wird, dorthin soll der Teufel nicht nahen.*"

In dieser ältesten *geschriebenen* rumänischen Version der Legende finden wir schon manche Abweichungen von der ursprünglichen

orientalischen Form. Abgesehen von Anachronismen (Türken, Tartaren in der Einleitung!), finden wir hier den Dämon nicht mehr in weiblicher Gestalt, sondern als Teufel. Ausserdem nennt er nicht seine Namen. Deshalb erscheint diese Version aus dem XVI. Jahrhundert durchaus nicht als die archaische.

V.

Viel näher dem Prototyp, in ihrem Inhalt und der Fassung bedeutend archaischer, ist eine andere Form der Legende, obzwar sie viel später niedergeschrieben wurde (1799, in einem Codex miscellaneus). MOSES GASTER, der den erwähnten Codex miscellaneus entdeckt hatte, giebt diese Version unter dem Titel „*Avestitza, der Flügel Satans*" in seinem zitierten Werk über die rumänische Volkslitteratur (Bukarest 1883) wieder.

„Der Erzengel Michael, vom Berge Eleon heruntersteigend, sah einen Dämon mit Augen wie Sterne, mit feurigen Händen, Krallen wie Sicheln und bis zu den Fersen reichenden Haaren. Der Erzengel sagte: Bleib stehen, Satan, wer bist du, wohin gehst du? Da sagte *sie* (!): Ich werde genannt AVESTITZA, der Flügel Satans, der Flügel unseres Kaisers und Herzogs Beelzebuth. Und ich hörte soeben, dass die Jungfrau Maria Christum gebären wird. Ich gehe hin mit meinen Zauberkünsten sie zu stören und das Kind zu töten. Da packte sie der Erzengel an den Haaren, züchtigte sie mit der feurigen Geissel und setzte ihr sein Todesschwert an die Rippen. Da bat sie ihn: Ich flehe Dich an, Erzengel Michael, Bezwinger der Teufel, lockere ein wenig die Bande. Da fragte sie der Erzengel, wie sie in die Häuser der Menschen eindringt, um die Kinder zn töten. AVESTITZA sagte: Ich verwandle mich in Hund, Henne, Fliege, Hase, u. s. w. und habe 19 Namen, womit ich tue was ich will. *Wo aber diese Namen geschrieben sein werden, dorthin kann ich mich auf sieben Meilen nicht nähern.* Hierauf nannte AVESTITZA ihre 19 Namen und gab sie schriftlich dem Erzengel Michael, dass er sie freilasse".

Es is klar dass diese Version dem Labartu-Marduk-Prototyp sowie der altorientalischen Sisinnioslegende viel näher steht. Der Dämon ist diesmal *weiblich*, seine Beschreibung (Haare bis zu den Fersen, Krallen wie Sicheln u. s. w.) passt zu der der archaischen

Versionen. Ausserdem nennt die Dämonin hier ihre vielen (diesmal 19) Namen und die Tierformen die sie annimmt, ebenso wie Labartu, Ḳarīna II, u.s.w. Einzig die Vertretung der Heldengestalt Sissinios durch den Erzengel Michael bringt eine geringe Abweichung vom altchristlichen Prototyp.

Der rumänische Hauptname der Dämonin, AVESTITZA kann nach GASTER im Slavischen (als Vestitza, Vjestitza) bis in das IX. Jahrhundert verfolgt werden. In Mähren kennt man heute noch die Věštice, bei den Kroaten die Vještica, „wilde Frau, welche die neugeborenen Kinder austauscht oder tötet" [1]).

VI.

Die zwei Versionen der Legende sind bis heute in der *geschriebenen* Volkslitteratur der Rumänen, den *Volksbüchern*, sehr verbreitet. Auch heute noch drucken mehrere geschäftskundige Verleger jährlich tausende von Exemplaren, welche von den Bauern gern gekauft werden, da ja das Vorhandensein des Werkchens in Haus, welches an und für sich schon als Exorzismus wirkt, genügt, um den kindertötenden Dämon fernzuhalten. Dass sich im Laufe der Zeiten um die 2 Hauptversionen noch mehrere schriftlich niedergelegte Varianten mit sehr geringen Abweichungen gebildet haben, ist natürlich. So sind die 19 Namen der Dämonin oft sehr verschieden. Auch der bezwingende Held ist einmal Sissinios, ein anderesmal der Erzengel Michael, seltener beide zugleich, einmal sogar der heilige Josef. Eingehenderes darüber ist bei HASDEU, GASTER und besonders bei CARTOJAN zu finden. Die Einzelheiten der Typen der Legende, ihrer gegenseitigen Beeinflussung, ihrer Abwandlungen sind nur für den Litterator, Sprachforscher und Folkloristen von Interesse.

Uns kommt es in erster Linie darauf an, zu verfolgen, wie der typische medizinhistorische Prozess des Ueberganges aus einem Dämonenbegriff in einen rein nosologischen Begriff sich vollzogen

---

1) Vgl. HOWORKA-KRONFELD, „Vergleich. Volksmedizin", Stuttgart 1909, Bd. II, S. 703. Wenn TIKTIN in seinem grossen Werk „Rumänisch-Deutsches Wörterbuch", Bukarest 1895, AVESTITZA von slav. věštica „Wahrsagerin" ableitet, fasst er m. E. die Etymologie zu vag. Ein Zurückführen auf serbokroatisch vještica, „wilde Frau welche die neugeborenen Kinder austauscht oder tötet" wäre in diesem Falle viel präziser.

hat. AVESTITZA-SAMCA bietet uns ein solches Schulbeispiel der Phasenfolge Animismus-Empirismus. Um diese aber in ihren Einzelheiten aufdecken zn können, müssen wir aus der *geschriebenen Volkslitteratur* der Rumänen, von den *Volksbüchern*, zur *ungeschriebenen* übergehen, zu den Besprechungen und den Krankheitsnamen der mündlich überlieferten Volksmedizin.

Die geschriebene Volkslitteratur, d.h. die mittelalterlichen Volksbücher, wenn sie auch fast gänzlich anonym ist, bleibt immerhin trotz ihrer Popularisierung, etwas individuelles. Durch die Schrift, — später den Druck — fixiert, ist sie in geringem Masse Modifikationen ausgesetzt, viel weniger nüanzierbar als die ungeschriebene Volkslitteratur. Vom Ursprung an ist letztere kollektiv, in stetem Werden, in ungehemmtem Fluss, von Mund zu Mund sich ändernd, ein ideales Gebiet für unendliche Variantenbildung. Wenn auch bei den Volksbüchern im Laufe der Jahrhunderte Einflüsse aus der ungeschriebenen Gedankenwelt des Volkes unausbleiblich sind, so sind diese äusserst geringfügig. *Umgekehrt aber wird die ungeschriebene Volkslitteratur ständig und intensiv von den Volksbüchern beeinflusst.*

So ist es nicht zu verwundern, wenn unter Anderen auch in den Besprechungen der Volksmedizin zahlreiche auf die Gedankenwelt der Volksbücher zurückzuführende Elemente nachweisbar sind; wenn ferner in der medizingeschichtlich so interessanten kirchlichen Ikonographie Szenen zu finden sind, welche vom kanonischen Typus abweichend, sich an die Volksbücher *und Besprechungen* anlehnen.

VII.

Als roter Faden, der uns durch das Gewirr der unzähligen, oft kaum mehr erkennbaren, aus der Sissinios-Avestitza-Legende abgeleiteten rumänischen Besprechungen leitet, dient uns das Auftreten und immer intensivere In-den-Vordergrund-Rücken eines *neuen* Namens des Dämons, SAMCA.

Der Folklorist S. FL. MARIAN hörte vor ungefähr 50 Jahren eine Besprechung, die noch bis in kleinste Einzelheiten mit der Avestitza-Legende der Volksbücher identisch ist. Hier werden alle neunzehn Namen des Dämons, mit Avestitza beginnend, gegeben. *Bemerkenswert ist nun, dass hier als 19. Name Samca*

erwähnt wird. Dass aber dieser Name schon früher in der Legende und den Besprechungen aufgetreten sein muss, beweist der Umstand, dass er schon 1844 in einem in kanonischen Geist geschriebenen rumänischen Kirchenbuch erwähnt wird [1]). Hier wird an einer Stelle (Blatt 168) gegen die Amulette und Exorzismen geschrieben. Spezielle was die Sissionios-Legende und den davon abgeleiteten Exorzismus anbelangt, wird hier ausdrücklich gesagt: „Es sollen abgesetzt werden die Priester, welche den Kranken die Schrift der Γυλλώ, in unserer Sprache SAMCA genannt, lesen" [2]).

Also SAMCA [3]) für Avestitza ist seit altersher verbürgt, zum Mindesten seit Anfang des XIX. Jahrhunderts. Wahrscheinlich aber noch aus viel früheren Zeiten. Wir finden ihn von nun an in *allen* Besprechungen, welche unter dem Einfluss der Sissinioslegende entstanden sind.

Die erste Gruppe dieser Besprechungen hat noch die Zusammenhänge mit der Legende bewahrt. Manche werden geradezu nur als Surrogat für den nicht eben zur Hand befindlichen, — gleichzeitig als Exorzismus dienenden — geschriebenen Originaltext der Legende über das kranke Kind gesprochen. Oft ist in diesen Besprechungen die Identität Avestitza-Samca noch zum Ausdruck gebracht; öfters aber, — uzw. wahrscheinlich bei den jüngeren — ist der ältere Name Avestitza völlig verschwunden, von Samca verdrängt.

Noch ist Samca hier als Geist, als Dämon, der in den Kranken gefahren ist, gedacht: „Die Kinder, in die dieser Dämon fährt, bekommen eine Art Krämpfe des Magens, welche sie innerlich quälen, so dass sie sie sich zu einem Knäuel rollen und die Füsse zum Mund führen." „Anderen treten die Augen hervor und sie bekommen Schaum vor den Mund." Anderen wieder „verdrehen sich die Hände und Füsse, diese stellen sich kreuzweise, die Kiefer

1) PIDALION („Steuer des „Schiffes . . . der orthodoxen Kirche"), aus dem Griechischen übersetzt vom Metropoliten VENJAMIN, Neamtu 1844, (Zit. nach CARTOJAN).

2) Über den interessanten Hinweis auf Ḳarīna I = Doppelseele, welcher sich aus der Etymologie des Namens Samca aus bulgar. sěnka = Schatten ergiebt, vgl. weiter oben.

3) Varianten: Sanca, Săncutza.

verschieben sich .... und wenn die Kinder nicht in kurzer Zeit sterben, bleiben sie so für das ganze Leben [1])."

Zur Behandlung aller dieser Zustände werden den Kindern — ausser der Besprechung, — noch warme Bäder gegeben, welche Dekrokte oder Aufschwemmungen von Eryngium, Galium, Sisymbrium enthalten. Diese Pflanzen erhielten sekundär, — neben ihren älteren Namen, — noch die Benennung Samcă, Samcutză, Sâncutza, Samcoiu. Frauen, die in ihrer Kindheit von Samca befallen waren, tragen während der Schwangerschaft das Samca-Amulett bei sich, welches immer von einem Greis geschrieben sein muss, oder lassen die 19—24 Namen des Dämons auf die Hauswand malen. Manchmal wird sogar die Kampfszene zwischen dem Erzengel Michael und Samca auf das Haus gezeichnet. Gewöhnlich findet man auf diesen Bildern auch die Heiligen Sissinios oder Sisoës im Mönchsgewand, ein Kind auf den Arm haltend [2]). Hier kommt also dem Heiligen, der in Prototyp die Kämpferrolle innehat, nur eine sekundäre Rolle zu. In Siebenbürgen verliert sich der Name Samca völlig, um durch *Baba Coaja* ersetzt zu werden.

Durch Verlust der Hauptelemente der archaischen Legende und Hinzutreten neuer, fremder, entsteht die zweite, jüngste Gruppe von Samca-Besprechungen, bei denen das Hauptmotiv der *Kinderfeindschaft* des — zwar den Namen Samca weiter beibehaltenden — Dämons verschwunden ist. Als letzte Reminiszenz aber bleibt der Umstand, dass diese Samca *immer* noch Frauen angreift. Doch ist Samca selbst fasst immer *männlich.* Hiebei verschwinden auch der heil. Sissinnios oder der Erzengel Michael,

---

1) S. Fl. Marian in: „*Amicul Familiei*", Gherla, IV—1880. (Zit. nach Cartojan). Aus dieser verworrenen Symptomatologie ist es nicht eben leicht, ein klare ärztliche Diagnose zu stellen. Für Säuglinge weisen manche Zeichen auf eine einfache Gastroenteritis mit Koliken, andere teils auf spasmophile Zustände, teils auf Tetanus neonatorum hin. (Letztere Erkrankung ist bei uns leider noch sehr häufig. Die grosse Frequenz lässt sich leicht durch einige unausrottbare Gebräuche bei der Geburt erklären: Die Absetzung des Nabels darf nur mit einem *alten, gefundenen* Stück Eisens gemacht werden. Der Vater sorgt rechtzeitig dafür, ein auf dem Felde gefundenes Sichelfragment oder etwas ähnliches unter die Türschwelle zu vergraben. Ist nun die Geburt beendet, so wird dieses durch und durch infizierte Eisenfragment hervorgeholt und damit der Nabelstrang abgeschnitten). Bei grössere Kindern kann man auch an Epilepsie und epileptiforme Zustände denken.

2) S. Fl. Marian „Nasterea la Români", Bucuresti 1892. Seine Angaben beziehen sich auf die Bukowina.

und als Nothelferin tritt die Schützerin der Frauen par excellence, die Jungfrau Maria, in den Vordergrund. MARIAN giebt in seiner erwähnten Monographie über die Geburt bei den Rumänen sowie in einer anderen, früheren Arbeit [1]) mehrere Beispiele dieser Gruppe von Besprechungen. Alle sind in Versen; sie werden vom besprechenden alten Weibe in singendem Tone hergeleiert. Wir wollen als Beispiel eine aus der Wallachei übersetzen:

„Es ging N. ihres Weges auf den Pfad. Auf halbem Wege traf sie einen Samca mit vier Füssen, in Bärenfell gehüllt. Kaum traf sie ihn, so verunstaltete er ihr den Leib, verdarb ihr die Brust, trübte ihr die Augen, trank ihr das Blut, frass ihr das Fleisch, nahm ihr alle Kräfte. Niemand sah das, niemand hörte das, nur die Gottesmutter im Himmelstor sah es, hörte es und fragte: = Was jammerst Du, was klagst Du? = „Wie soll ich nicht jammern, wie soll ich nicht klagen? Als ich aufbrach war ich fett und schön. Da traf ich auf halbem Wege einen vierfüssigen in Bärenfell gehüllten Samca. Er hat meinen Leib verunstaltet, die Brust verdorben, die Augen getrübt, mir das Blut getrunken, das Fleisch gegessen, und niemand hat es gesehen und gehört!" Da sagte die Gottesmutter: = Geh' zu einer die besprechen kann; die wird mit dem Besen kehren und Samca von Dir entfernen; mit der Nadel stechen und ihn durchstehen und er wird von Dir gehen; mit der Peitsche peitschen und von Dir wird er sich entfernen. Über das schwarze Meer wird sie ihn werfen, wo kein Pfarrer zum Gebet ruft und keiner zu Gott betet. Dort soll Samcas Essen sein und seine Ruhe. Doch N. bleibe erleuchtet, rein wie der Krystall, wie Gott sie erbaut und ihre Mutter sie gebärt hat! = (Diese Besprechuug wird 3 Monate lang gesagt, jeden Monat je drei Tage, jedes Mal 3 fach. Das giebt 9 mal im Tage, hierbei wird ein Strohhalm aus dem Besen verwendet, sowie eine Nadel und eine gefundene Peitsche. Diese taucht man in Branntwein, woraus dann die kranke Frau trinkt und womit sie sich wäscht)."

Während von dieser Besprechung doch noch einzelne Fäden zur alten Legende führen, giebt es schliesslich noch einige Samca-Sprüche (MARIAN giebt solcher zweie), wo jede Verbindung damit

1) „Descântece poporane române" (Volkstümliche rumänische Besprechungen), Suceava, 1886.

aufhört. Es ist dies die letzte Umwandung des Samca-Begriffs als Dämon. Hier ist auch das Opfer oft ein Mann, die Krankheit, womit er von Samca geschlagen wird, hat mit Frauenkrankheiten nichts mehr zu tun, *Samca* selbst wird zum *Samcoiu*, als rettende Heilige kommen *Cosmas* und *Damian*, *Johann der Täufer*, *Gregor des Grosse*, *Basilios* und die *Evanghelisten*, oder Andere in Betracht.

VIII.

Schliesslich kommt die allerletzte Etappe: Samca ist *nicht mehr Dämon, sondern nur Krankheitsname, Krankheitsbegriff. N. Leon* [1]) giebt *samca* als Namen einer Kinderkrankheit an. Es wird nicht mehr mit grossem S als Eigennamen, sondern mit kleinem s als Sachbegriff geschrieben: „Es geschieht, dass einem Bauer die Kinder sterben, bevor sie gross werden. Man sagt dass diese Kinder an *samca* sterben. Gleich nach dem Tode werden sie am ganzen Körper, besonders am Hals und der Körpermitte, blau." *Grigoriu-Rigo* [2]) kennt „sanca" als Frauen- und Kinderkrankheit, die teils bei Frauen einen verfrühten Abortus, teils bei Kindern frühes Sterben hervorruft. In der Walachei (— wo übrigens die Avestitza-Samca-Legende weniger verbreitet ist als in der Moldau und der Bukowina —) muss die Frau, die an *sanca* leidet, das Kind noch vor der Geburt pro forma an einen Nachbarn verkaufen. Dann erkrankt der Neugeborene nicht daran. Oder die kranke Frau muss sofort nach der Geburt eine Ikone des Heiligen *Sterian* (Stelian) verfertigen lassen, in der Kirche weihen und im Hause aufstellen [3]). Sogar in der Bukowina selbst, dem klassischen Lande der Samca-Legende und der Samca-Besprechungen hat sich die Entdämonisierung des Samca-Begriffes mancherorts vollzogen. *Marian* (a. a. O.) sagt ausdrücklich dass die Rumänen der Bukowina eine *Krankheit* „samca" nennen, die meistens Kinder zwischen 1—4 Jahren befällt, wobei diese stark zittern, nachts im Schlafe auffahren, seufzen und auffallend abmagern. Er betont ausdrücklich das getrennte Nebeneinanderauftreten des Krankheitsnamens samca und des Dämons Samca.

---

1) „Istoria naturală medicală a poporului român," Bucuresti 1903.

2) „Medicina poporului", Bucuresti, 1907.

3) Der heil. *Sterian*, ein kanonischer Heiliger, ist Beschützer der Säuglinge. Er wird immer mit einem Wickelkind am Arm dargestellt. Er scheint oft in letzter Zeit im Volksglauben den allmählich in Vergessenheit fallenden heil. Sisoës zu ersetzten.

So gelangt man von der aus dem Orient zu den Rumänen eingeführten hagiographischen Avestitza-Legende über die Avestitza-Samca-Besprechungen aus der dämonistischen Phase der Volksmedizin in die empirische, mit ihrem rein nosologischen Begriff der samca als Frauen- und Kinderkrankheit.

IX.

Die Filiation Avestitza-Samca mit Ḳarīna-Labartu scheint uns über allen Zweifel erhaben. Doch muss man zugeben, dass im Laufe der Jahrhunderte auch andere Einflüsse mitgespielt haben müssen. Die Idee des kinderfeindlichen Dämons, auf die Beobachtung der Hinfälligkeit der Neugeborenen und Säuglinge sich aufbauend, ist im Folklore der ganzen Welt verbreitet, durchaus nicht auf die Labartu-Ḳarīna-Gyllo-Avestitza-Form der Ostmediterranier beschränkt. Wir finden die Sage der Wechselbälge, die Gestalt der Caprimulgi und des Sylvanus bei den Römern, die Sathī der Indier, Kishi Bojin der Japaner, die Nickel, Wichte, Moosleutchen, Chimmeken, den Hoppemann, die Truden, das Frafastetier, die Witte juffers der Germanen, die Polednice, Pripolnica der Ostlaven [1]). Man kann berechtigterweise auch bei den Rumänen neben den ostmediterranen an altrömische, ostslavische und germanische Einflüsse denken. Die Paralellgestalt zur Samca, aus Siebenbürgen, die BABA COAJA, dürfte eher auf die deutsche *Frau* BRECHTA *mit dem Klumpfuss* als auf die südslavische AVESTITZA zurückzuführen sein.

X.

Eine von der Sissinnioslegende frühzeitig abgespaltene, mit anderweitigen Elementen verflochtene, eigene Wege wandelnde Legende aus der Donauniederung, die HASDEU a. a. O. bespricht, sei hier anhangsweise wegen ihres medizinischen Interesses noch erwähnt. Es handelt sich um eine exorzistische Erzählung gegen die Fieber, die im Mittelalter am malariareichen bulgarischen und rumänischen Donauufer entstand und von hier aus auch in das russische Folklore Eingang fand. Der „Teufel der Gewässer", die Verkörperung der Miasmen, den die Rumänen noch aus der Gepidenzeit als Fee FILMA kannten, vervielfacht sich hier in den

1) Vgl. *Howorka-Kronfeld*, op. cit. S. 702—703.

sieben resp. zwölf Töchtern Herodes: „Am roten Meere war eine Steinsäule, worauf der heilige Sissinios sas. Er sah wie das Meer bis zu den Wolken stürmte und 12 langhaarige Weiber herausstiegen. Sie sagten: Wir sind die Töchter des Kaisers Herodes. Da fragte der Heilige: Verdammte Teufel, wo kommt ihr her? Sie antworteten: Wir kommen das Menschengeschlecht zu quälen, und zwar die, welche spät aufstehen, Gott nicht anbeten, die Feststage nicht halten, von früh am Morgen fressen und saufen. Da bat Sissinios: Herr, Herr, befreie die Menschen von diesen Teufeln! Da schickte ihm Christ zwei Engel, Sihaël und Anos und die vier Evanghelisten. Und diese geisselten die Fieber mit vier Geisseln aus Eisen, ihnen 4000 Wunden beibringend. Und da baten die Fieber: Quält uns nicht, denn wo wir Eure heiligen Namen hören werden und wo Eure Namen angebetet werden, von dort werden wir 3 Meilen weit fliehen. Und da fragte der heilige Sissinios: Welche sind eure teuflischen Namen? Die erste sagte: Ich heisse *Die Zitternde.* Die zweite: Ich heisse *Die Feurige,* denn ich verbrenne den Körper wie geteertes Holz. Die dritte: Ich heisse *Die Eisige,* denn ich bringe das Menschengeschlecht zum Erfrieren, so dass sie nicht einmal das Feuer erwärmen wird. Die vierte: Ich heisse *Die Drückende,* denn ich setze mich dem Menschen auf den Magen und die Rippen".

Die Anklänge an die Ḳarīna-Sissinios-Avestitza-Legende sind hier ersichtlich, ebenso sind aber die Abweichung davon klar. Interessant ist, wie hier, im Fiebergelände, als Variante ein Exorzismus, quasi spezialisiert, ad hoc entstanden ist. Die Namen der Fieberdämoninen geben ja geradezu die klassische Symptomatologie der Malaria.

Durch fast 3 Jahrtausende, in einem Kreis mit einem Radius von über 1500 Kilometern, hat sich die uralte Lubartu-Marduk-Legende erhalten. Ihre Abwandlungen lassen fast immer die ursprünglichen Elemente erkennen.

Noch einmal ein Beweis für die Phantasiearmut im Folklore der Welt, für seinen ungeheuren Konservatismus. Für den Medikohistoriker ist im Avestitza-Samca-Kreis bei den Rumänen interessant zu verfolgen, wie sich am Ende aus der dämonistischen Anschauung ein reiner Krankheitsbegriff entwickelt hat.



Fig. 1. — Die Heiligen Michael und Sissinios im Kampf mit dem kindertötenden Teufel Avestitza.

(Der Teufel selbst ist aus abergläubischen Gründen aus dem Bild gekratzt worden). Rumänische Ikone aus 1801, derzeit im Besitz des Herrn Prof. R. Onofrei aus Câmpulung. Auf der Rückseite des Bildes befindet sich die apotropaische Formel in kyrillischen Lettern. (Nach N. Cartojan, „Cărtile populare", Bucuresti 1929, Tafel III).



Fig. 2- — Der heilige Sterian (Stelian). Schützer der Kinder, der oft an Stelle des heiligen Sisoës bei der Abwehr der Samca auftritt. Auf der Rolle in seiner linken Hand steht geschrieben: „Von Christ ward es mir gegeben, die Kinder zu schützen". (Alte rumänische Ikone, in Oel auf Holz gemalt, ungefähr aus 1860. Derzeit im Besitz des Herrn A. Mosoiu in Bran).



Fig. 3. — Der Erzengel Michael und der heilige Sisoës bekämpfen den kindertötenden Satan.
Populäre rumänische Lithographie, ungefähr aus 1880. (Nach S. Fl. Marian „Nasterea la Români", Bucuresti 1892). Zu beachten die Darstellung des Dämons, welche fast völlig mit der Beschreibung der alten Labartu und Ḳarīna II übereinstimmt; doch ist hier derselbe männlich.



Fig. 4. — Sisoës und Avestitza-Samca.
Holzschnitt des Mönches Narcis aus dem Kloster Neamtzu in der Moldau (1922).
(Nach Adrian Maniu „Les gravures sur bois en Roumanie", Bucarest, 1929, Planche 50).
Der Abdruck wird am Rand mit dem Beschwörungstext beschrieben und als Apotropaion verkauft.



Fig. 5. — Erzengel Michael und der heilige Sisoës bekämpfen den Dämon Avestitza.
(Nach S. Fl. Marian, Nasterea la Români, Bucuresti 1892). Ungefähr in dieser Form, wenn auch roher, wird die Szene als Apotropaion in der Bukovina auf die Wände der Häuser, in denen sich schwangere Frauen befinden, gemalt.



Fig. 6. — Der heilige Stelian mit den heiligen Nothelfern Minas und Paraskeva. In der r. Hand des kinderschützenden Heiligen eine Schriftrolle mit folgendem Text: „Hüter bin ich der guten Kinder". (Populärer rumänischer Farbdruck nach einem Original aus dem Prodromos-Kloster am Berge Athos. Samml. d. Inst. f. Gesch. d. Med. Cluj.).

DIE ANFANGSFORMEN DER NATURWISSENSCHAFTEN IN OZEANIEN.

DIE DUALISTISCHE NATURBETRACHTUNG

VON

Prof. Dr. A. W. NIEUWENHUIS,
Leiden.

Der Nachweis der ursprünglichsten Formen der Naturwissenschaften erheischt bereits zu Anfang eine Begrenzung des Begriffs: Naturwissenschaft. Es handelt sich dabei nicht nur um die Gestaltung der Begriffe und deren Zusammenhang, sondern auch um die Gedankensphähre, in welcher diese Begriffe gebildet wurden. Sind wir doch gewohnt, nur dann von Naturwissenschaft zu reden, wenn die Erscheinungen der Umwelt und der Menschen mit unserem kausal-logischen Denken erfasst und in ihrem Zusammenhang erforscht werden können.

Bei den primitiven Völkern beherrschen die Begriffe Seele und Geist ihr Verhältnis zur Umwelt, ihre Mitmenschen einbegriffen, und ihre Handlungsweisen stützen sich auch vielfach auf diesen.

Wir werden also unmittelbar vor die Aufgabe gestellt, zu ergründen, zu welchem Teil unserer psychischen Funktionen die Entstehung der Seele- und Geistbegriffe gehört.

Wie begreiflich kann man solche Untersuchungen nur dort ausführen, wo die Bevölkerung noch von höheren Kulturen unberührt geblieben ist, die sonst bald zu einer Änderung der ursprünglichen Volksüberzeugung führen. In dieser Hinsicht sind die Südsee und Australien besonders günstige Forschungsgebiete, denn erst gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts fingen die dortigen Völker an, ständig mit zivilisierten Nationen Umgang

zu pflegen. Nur Indonesien war seit Jahrhunderten durch eine solche Berührung mit asiatischen Völkern umgestaltet worden. Die Erörterung der Frage, wie sich diese ursprüngliche Ideenwelt der Menschen ihrer Umwelt gegenüber gestaltet, wird durch zwei Umstände unterstützt: erstens zeigen die hier vorherrschenden, psychologischen Prozesse eine grosse Einförmigkeit, zweitens beherrschen die daraus hervorgegangenen Begriffe von Geist und Seele das Leben der Primitiven in so hohem Masse, dass man ihnen stets bei diesen begegnet und in ihren Sitten einen vielseitigen Anhalt zur Erkenntnis ihrer Bedeutung findet. Im Grunde beruht das Wesen des Heidentums auf diesen zwei Umständen, woraus deren Wichtigkeit für die frühe Menschheit bereits genügend erhellt.

Untersuchen wir im Folgenden, welche Begriffe sich bei den primitivsten Völkern unter dem Einfluss der sie umgebenden Welt bilden. In einer früheren Arbeit „Das höchste Wesen im Heidentum" (Int. Archiv f. Ethnogr. Bd. XXVII) habe ich den Begin dieser Begriffsbildung zu erläutern versucht. An der Hand der bezüglichen Erscheinungen unter den primitivsten Völkern der Erde konnte festgestellt werden, dass der Begriff eines alles überherrschenden höchsten Wesens fast ausnahmslos sich unter ihnen vorfand. Welche Stellung diesem Begriff bei ihnen zukommt, auf welche Weise er sich bildete und welche psychischen Prozesse dazu führten, wurde auf S. 143 dieser Verhandlung klargelegt: „Geben wir uns jetzt Rechenschaft, was uns das Studium der Religionen dieser primitiven Völker ausserhalb des Indischen Archipels in bezug auf den Begriff eines höchsten Wesens gelehrt hat, so ergab es unter den Pygmäen und Australiern einfachere Verhältnisse dieses Begriffes anderen fundamentellen Erscheinungen gegenüber und unter den Kubu die Abwesenheit desselben. Er zeigt sich dort also unabhängig von der Entwicklung der Animismus, der Magie, der Ahnenverehrung u. s. w. und kann sich also aus diesen nicht entwickelt haben. Der Glaube an niedere Geister kommt neben ihm, wie unter den Kurnai-Australiern und den Andamanesen, auch wenig entwickelt vor; seine Existenz unter diesen ist deshalb einer hohen Entwicklung des Glaubens an diese Geister ebensowenig zuzuschreiben. Darum muss der Allgeistbegriff selbständig entstanden sein. Überlegen wir uns

dass ein Geistbegriff die Verkörperung eines subjektiven Eindrucks, meistens der Aussenwelt, auf einen einfach, noch nicht kombinierend oder abstrakt denkenden Menschenverstand darstellt und dass die Eigenschaften eines solchen Geistes jenen subjektiven Eindruck selbst vergegenwärtigen, so werden uns diese Ergebnisse in den Stand setzen, uns das Werden des Allgeistbegriffes klar zu legen. Die Erklärung für die selbständige Entstehung dieses Allgeistbegriffs kann aus diesen Gründen nur die sein, dass das höchste Wesen den ersten personifizierten Eindruck darstellt, den ein bewusst gewordener Mensch von seiner Umwelt als Ganzes erhält.

Sobald der Mensch sich Rechenschaft zu geben anfing, seine Gefühle ihn lehrten, dass er ein von seiner Umwelt gesondertes Leben führte, sich ihr gegenüber zu behaupten hätte und Angenehmes und Unangenehmes ihn von auswärts trafen, musste sein kausal-logisches Denken ihn zu dem Schluss zwingen, dass diese äusseren Einwirkungen von einem handelnden Wesen, einem Geiste, ausgehen müssten.

Anfangs kann der Begriff eines Wesens ausserhalb des persönlichen Ichs nur eine Ahnung gewesen sein, die erst auf die Dauer zur Sicherheit, später auch inhaltsreicher geworden ist. Er bildete einen überaus wichtigen Fortschritt, welcher wahrscheinlich sehr oft und zu verschiedenen Zeiten bei besonders veranlagten Personen entstanden sein muss, bevor er in die Überzeugungswelt der anderen Individuen aufgenommen wurde."

Aus diesem Untersuchungsergebnis folgt, dass das erste geistige Band des Menschen mit seiner Umwelt in der Form eines Geistes durch die kausal-logische Personifikation des bewusstgewordenen Gegensatzes des Ichs mit der Umgebung entstanden sein muss.

Eine Stütze für die Richtigkeit dieser Deutung finden wir in der höchst bemerkenswerten Erscheinung, dass das allgemeine Vorkommen des höchsten Wesens in den spiritistischen Religionen und sein allumfassender Charakter nicht seine geringe Beachtung im Kult heutzutage verhindert haben können. Sein Kult ist unter den verschiedensten heidnischen Völkern in den Hintergrund gerückt worden..... Die Religionsformen der ursprünglichsten Australier wie der Kurnai, der Pygmäen und der Andamanesen zeigen uns die weitere Entwicklung auf diesem religiösen

Gebiet. Wir finden dort neben dem Allgeist die Sonne, den Mond und zum Teil die Sterne verehrt, die als Beherrscher von Tag und Nacht ebenfalls einen sehr umfassenden Charakter besitzen und einen mächtigen Eindruck hervorrufen. Sie geniessen ihr Ansehen aber auf Kosten des höchsten Wesens und je mehr das Pantheon der Götter und Geister sich erweitert, desto mehr muss die Andacht der Menge wenigstens im täglichen Leben sich diesen Göttern zuwenden, da sie eben das gewöhnliche Geschehen des Alltagslebens vergegenwärtigen.

Wie oben schon angedeutet, beherrschen die Begriffe Seele und Geist bei den heidnischen Völkern ihr Verhältnis zur Umwelt, ihre Mitmenschen einbegriffen. Wir stehen also jetzt vor der Aufgabe, zu ergründen, zu welchem Teil unserer psychischen Funktionen die Entstehung der Seele- und Geistbegriffe gehört.

In einer früheren Arbeit: „Das logische Denken (auf dem Gebiete des Animismus und Spiritismus), die Veranlagung der malaiischen Völker des Ostindischen Archipels" (S. 114—158, Bd. XXV Int. Archivs für Ethnogr.) habe ich diese Fragen ausführlich erörtert. Ich gelangte zu folgenden Ergebnissen: „Sehen wir uns den Begriff der Seele des Animisten in seiner Entstehung, weiteren Entwicklung, seinen Benennungen und seiner Anwendung an, so erscheint er als der erste philosophische Schritt des Menschen zur Erklärung des ihm materiell wichtigen Teiles der lebenden Umwelt.

Im Begriff Geist tritt die emotionelle Seite des Menschen in den Vordergrund, indem er dort entsteht, wo das wirklich oder vermeintlich Erregende in der Umwelt zu einer Erklärung und zur Bildung dieses Begriffs Veranlassung gibt.

Wie die Entstehung des Seelenbegriffes ist auch die des Geistbegriffs ein Ausfluss des kausal-logischen Denkens des Menschen. Wir erkennen in ihm den Anfang des früher weltumfassenden, religiösen, spiritistischen Systems von Geistern und Göttern".

Die Form des Anthropomorphismus, in welchem der Seelenbegriff ausnahmslos vorkommt, wurde auf S. 146—147 behandelt: „Sowohl der Begriff Seele als die immer mit ihm verbundenen, menschlichen Eigenschaften sind ein direkter Ausfluss der Denkweise des Menschen nach dem Hamilton'schen Prinzip, das auch unserem kausalen Denken zu Grunde liegt. Das Warum ihres

allgemeinen Vorkommens in allen Zeiten und unter allen animistisch entwickelten Völkern findet dadurch seine einheitliche Erklärung", S. 147.

Da in der Folge dieser heidnische Begriff Seele als Grundlage der weiteren Ausführungen, auch der dualistischen Naturauffassungen, dienen wird, genügt es nicht, nur das Endergebnis einer längeren Untersuchung über sein Wesen hier anzuführen. Um den Wert der Seelenbegriffs als kausal-logische Denkform würdigen zu können, mögen die wichtigsten Punkte unserer Untersuchung kurz erwähnt werden.

Nach einer einleitenden Fragestellung in meiner Arbeit: „die Wurzeln des Animismus" (Int. Archiv f. Ethnogr. Bd. XXIV) S. 58 ff. heisst es dort: „Als ich .... nachzuweisen versuchte, in wie fern die Grundlagen des mathematischen- und des naturwissenschaftlichen Denkens sich unter den Malaienvölkern des Ost-Indischen Archipels finden, konnte ich mit Hilfe der Erkenntnistheorie feststellen, dass auch die primitivsten Malaien nach demselben Prinzip, das als Basis unseres kausalen Denkens und unserer Naturwissenschaften dient, d.h. nach dem Hamilton'schen Prinzip handeln. Dieses Prinzip sagt aus: „ein Etwas kann nicht aus einem Nichts entstehen und nicht in ein Nichts vergehen." Seitdem habe ich auf literarischem Gebiet eine Befestigung der Gültigkeit dieses Prinzips für primitive Völker im Allgemeinen gefunden; auf Grund des Fehlens eines einfachen, nicht zusammengesetzten Wortes für den Begriff „Nichts" wahrscheinlich in allen Sprachen, können wir schliessen, dass dieser allerdings abstrakte Begriff erst spät in den Sprachen der Menschen zum Ausdruck gekommen ist, also auch spät erst entstanden sein muss. Vorher kannten also die Menschen den Begriff „Nichts" nicht......

Wie Tylor bereits hervorgehoben hat, muss der Gegensatz zwischen einem lebenden und einem toten Menschen oder Tier, auch wohl zwischen einer lebenden und einer toten Pflanze, schon sehr früh einen gewaltigen Eindruck auf den Menschen geübt haben. Sehen wir doch auch, dass viele Tiere lebende und tote Wesen von einander zu unterscheiden vermögen, was aus ihrem Betragen diesen gegenüber ersichtlich ist. Auch damals bereits galt das Sterben wohl als eines der schmerzlichsten Ereignisse im menschlichen Leben, an erster Stelle in bezug auf Verwandte

für die Hinterbliebenen. Beim Sterben beobachtet der primitive Mensch das mehr oder weniger plötzliche Verschwinden der Lebenseigenschaften und das Zurückbleiben des stofflichen Körpers. In Übereinstimmung mit seinem Gedankenkreise muss der damalige Denker beim Grübeln über die Vorgänge beim Ableben zum Schluss gekommen sein, dass die verschwundenen Lebenseigenschaften, von ihm auch materialistisch aufgefasst, wohl den Körper verlassen hätten, aber nicht in ein Nichts verwandelt sein könnten. Als logische Folge hiervon muss er die Überzeugung gewonnen haben, dass die Lebenseigenschaften irgend wo anders fortbestehen, während der Körper zurückbleibt. Hiermit ist der Seelenbegriff im Gegensatz zum Körperbegriff gegeben. Das Sterben des Menschen muss also wohl am stärksten zur Entstehung des Seelenbegriffs beigetragen haben.

Die herangezogenen Daten liegen überall vor, wodurch das allgemeine Vorkommen des Seelenbegriffs eine einfache Erklärung findet. Der Umstand, dass diese Lebenseigenschaften in bezug auf ihre Ursachen damals vollkommen unverstanden waren, wie jetzt noch z. B. bei den Bahau und Kenjadajak, hat ihre Auffassung als ein Ganzes ermöglicht. Wir sprechen im täglichen Umgang ja auch noch vom „Leben" des Menschen im Gegensatz zu seinem Körper.

Der Glaube an eine Existenz nach dem Tode muss also zu den ersten Glaubensformen der Menschheit gehört haben. Die archäologischen Funde in sehr alten und primitiven Gräbern sind ebenso viele Beweise dafür.

Bei den Bahau-Dajak erfuhr jener Begriff einer einfachen Seele eine weitere Entwicklung offenbar durch die Beobachtung des schlafenden und wachen Menschen. So wurde der Begriff Seele in zwei Teile mit verschiedenen Eigenschaften gespalten; es entstanden für den Menschen und dessen Haustiere (wahrscheinlich durch deren alleinigen Gebrauch als Opfertiere unterstützt) zwei Seelen, *bruwa* und *ton luwa*. Sie vergegenwärtigen ziemlich genau, was wir unter psychischem und physischem Leben verstehen und im allgemeinen durch den Unterschied zwischen einem Menschen im wachen und schlafenden Zustand vorgestellt werden kann.

So muss auch die Auffassung einer Seele, die zeitlich den Körper verlassen kann, entstanden sein. Der schlafende Mensch entbehrt,

oberflächlich beurteilt, zeitlich seine geistigen Eigenschaften; scheinbar haben diese dann den Körper verlassen, um beim Erwachen in denselben zurückzukehren. Die relative Bewegungsfreiheit der geistigen Seele ist somit ein Gedankenschluss, der aus den natürlichen Verhältnissen des schlafenden Menschen hervorgegangen ist. Die zweite Seele, das vegetative Prinzip unseres Lebens, wird als untrennbar mit dem lebenden Körper verbunden gedacht. Auch dies ist ein logischer Schluss, da der Mensch seine Beweglichkeit, sein Atemholen u.s.w. auch während des Schlafens nicht verliert".

Die vorstehende Behandlung des heidnischen Begriffs einer menschlichen Seele erklärt uns neben seiner kausal-logischen Entstehung und seinem allgemeinen Vorkommen, selbst in frühesten Zeiten, auch seinen anthropomorphen Charakter, da ja alle Lebensäusserungen zusammen den Seelenbegriff bilden. In der Vorstellung der Heiden besitzt die Seele immer einen mehr oder weniger materiellen Körper.

Bekanntlich haben aber auch die übrigen lebenden Wesen in der Umwelt Seelen nach heidnischer Auffassung. Als Beispiele mögen meine Beobachtungen bei den Dajak von Mittel-Borneo dienen, die auch: „Die Wurzeln des Animismus" (S. 38) mitteilen: „Die Bahau bezeichnen diejenigen Tiere, die nur eine Seele besitzen, als tulār lān (wirkliche Tiere); die Haustiere, ferner die Hirsche, graue Affen und Wildschweine dagegen sind im Besitz der gleichen Seelen wie die Menschen, einer bruwa und einer ton luwa; sie können daher auch zeitweilig als Menschen leben und wie diese Häuser bewohnen"... „Haben die Bahau einen kulè, den gefürchteten borneoschen Panther geschossen, so sind sie für ihr Seelenheil sehr besorgt; denn die Pantherseele ist beinahe mächtiger wie die ihre. Sie schreiten daher acht Mal über das getötete Tier unter der Beschwörungsformel: „kulè, bruwa ika hida bruwa akui" = „Panther, Seele deine unter Seele meine". Zu Hause angelangt werden Jäger, Hunde und Waffen mit Hühnerblut eingerieben, um ihre Seelen und Geister zu beruhigen und am Entfliehen zu verhindern. Die Bahau essen nämlich Hühnerfleisch so gern, dass sie den gleichen Geschmack auch bei ihrer Seele voraussetzen; auch glauben sie, dass ihr schon der Genuss des Blutes allein genüge. Ausserdem müssen die Männer acht

Tage lang sowohl tags als nachts baden. Nach Verlauf dieser acht Tage müssen sie sich aufs neue auf die Jagd begeben....

Die Pflanzen besitzen nach Auffassung der Bahau zwar nur eine Seele, diese ist aber oft sehr anspruchsvoll und rächt sich für jede Verletzung oder Vernachlässigung an den Menschen. Daher tun die Kajan nach dem Bau eines Hauses, wozu sie zahlreiche Bäume haben misshandeln müssen, ein Jahr lang Busse, d. h. es folgt eine Zeit, in der ihnen vieles verboten (lāli) ist, unter anderem das Töten von Bären, Tigerkatzen, Schlangen u. s. w.

Bei den Ulu-Ajar Dajak am Mandai, südlich vom oberen Kapuas, bestehen ähnliche, aber noch strengere Vorschriften für den Häuserbau. Dort hängt die Dauer der Busse von den hauptsächtlich gebrauchten Baumarten ab; für ein Haus aus wertvollem Eisenholz muss man sich drei Jahre lang verschiedener Leckerbissen enthalten; die Seelen geringerer Baumarten machen dagegen bescheidenere Ansprüche.

Eine derartige Verbotszeit wird durch eine Festlichkeit abgeschlossen (bet lāli). Dabei spielt die Kopfjägerei, allerdings nur pro forma, noch eine Rolle; man entlehnt nämlich einen alten Schädel bei einem benachbarten Stamme.

Sehr verschieden geartet sind auch die Seelen der die Pfeilgifte liefernden Bäume; der Tasembaum (Antiaris Toxicaria Lesch) scheint schwer zu befriedigen zu sein; denn nur selten ist das Kernholz dieses Baumes wohlriechend; dies ist nur dann der Fall, wenn derjenige, der ihn fällt, die richtigen Opfer zu bringen versteht. Das Gleiche gilt für den in Ost-Borneo vorkommenden Kampferbaum.

Auch der Reis ist beseelt und die gute Gesinnung seiner Seele ist für der Ernteausfall von grosser Bedeutung; daher müssen die Priesterinnen, wie wir in der Folge sehen werden, beim Reisbau ein sehr kompliziertes Zeremoniell erfüllen".

Obschon die hier angeführten, ursprünglichen Dajak nicht zu den niedrigst entwickelten Stämmen gehören, so können obige Beobachtungen doch zur Erläuterung der kausal-logischen Begriffsbildung unter den Animisten herangezogen werden; hier in bezug auf die Seelenbegriffe.

Wie man sieht, umfassen sie die indivuellen Glieder der ganzen lebenden Umwelt und die Schicksale der verschiedensten Tier-

und Pflanzenseelen werden ähnlich denen der Menschenseelen aufgefasst.

Für die richtige Deutung dessen, was wir in Australien und Ozeanien beobachten, ist es wichtig, darauf hinzuweisen, dass nicht nur die irdische, lebende Umwelt kausal-logisch als beseelt von den Animisten aufgefasst wird, sondern auch die überirdische Umwelt dieser Seelen nach dem Tode als ein notwendiger rationeller Ausfluss dieser Gedankenbildung betrachtet werden muss. Gerade ihr verbessertes, irdisches Gepräge wird daran entliehen, denn diese Himmelsvorstellungen als Aufenthaltsort der Seelen umfassen doch immer die Anhäufungen von Seelen, die alle menschlichen Eigenschaften ohne den stofflichen Körper besitzen. Diese menschliche Gestaltung besitzen sie infolge kausal-logischer Schlussfolgerungen, welche ja bis auf unsere Kulturstufe auch das Kriterium für eine richtige Naturauffassung bilden. Zu wunderen braucht man sich denn auch nicht, dass der Glaube an solche nach irdischem Muster gebildeten Vorstellungen von Seelenwohnstätten sich unter fast allen Völkern und in allen Zeiten finden.

Dass ein animistisch denkendes Volk wie die Dajak sich nicht nur die Umwelt beseelt vorstellt, sondern auch die Tiere nach menschlicher Weise wohnen und leben lässt, erfahren wir aus Erzählungen wie die folgende: „Ein Jäger stiess an einer Stelle des Waldes, wo er lange Zeit nicht gewesen war, auf ein Haus, das von grossen, dunklen Menschen bewohnt wurde; etwas weiter stand ein zweites Haus, in dem schöne Frauen lebten, und in einem dritten Hause fand er Menschen noch anderer Art. Mit allen diesen Leuten plauderte der Jäger, ass mit ihnen, kaute Betel und schlief endlich an der Seite einer der Frauen ein. Als er in der Nacht vor Kälte erwachte und sich zur Erwärmung ein Feuer anzündete, bemerkte er, dass sich ein Waffenhalter an der Wand in einen Baumast und die Hausbewohner in graue Affen verwandelten. Darauf ergriff er eiligst die Flucht. Im Vorbeilaufen sah er noch, dass sich die Menschen in den beiden anderen Häusern in Hirsche verwandelten."

Eine älteste Form einer allgemeinen Naturbetrachtung lernt uns Australien kennen. Es gelang dort nämlich einer australischen Dame, Mrs. Langloh Parker, unter den primitiven Stämmen eine

Form der Volksüberzeugung in bezug auf ihre Umwelt festzustellen, die mit ihren sozialen Einrichtungen übereinstimmt und durch ihre Eigentümlichkeit noch auf einer viel höheren Kulturstufe erkennbar bleibt. Es handelt sich um eine dualistische Naturauffassung, eine Spaltung der Umwelt in eine weibliche und eine männliche Hälfte, hierin der Einrichtung ihres eigenen Gemeinwesens entsprechend.

Zur Beurteilung, wie diese Urform einer dualistischen Naturphilosophie gefunden wurde, möge das Folgende dienen. In ihrem Buche: „The Eualayi Tribe" beschreibt Mrs. Langloh Parker ihre Beobachtungen unter diesem Stamm der Kamilaroi in Ost-Australien. Die bezüglichen Stellen finden sich zerstreut; wie ersichtlich zeigen sie doch zusammen das einheitliche Bild einer dualistischen Naturauffassung.

S. 124 lautet: „The black fellow won't allow his womenkind a heaven of rest, for the spirit women are supposed to make weapons which the wirreenuns (Medizinmänner N.) journey towards the sunset clouds to get — the women's heaven is in the west — giving in exchange animal food and opossum rugs, no animals being there."

Das Begräbniss einer Frau, beschrieben S. 87 und 88, führt uns zu folgender, tieferer Einsicht: „Old Hippi said, as the other man, in a sort of recitative:

Never again will she use a fire
Where she goes fires are not,
For she goes to the women, the dead women
And women make no fires.
Fruit is there in plenty and grass seed,
But no birds nor beasts in the heaven of women."

Pag. 89. Hippi said a great deal more would have been spoken, and sung at the grave if the dead person had been a man. His spirit would have in a short prayer been commanded to Byamee, who would have been entreated to let the dead enter Bullimah (heaven), as he had kept the Boorah laws that is of course if he had been initiated".

Selbst in der schwarzen Zauberkunst der Medizinmänner bestand der Gegensatz zwischen Männern und Frauen, denn auf S. 31 steht:

„A Gooweera is a stick about six inches long and a half inch

through, painted at both ends. This is used for sickening and killing men. A Guddeegoowee is a similar stick, but much smaller, about three inches in length, and is used against women."

Dass auch die Naturerscheinungen entweder zur weiblichen oder zur männlichen Hälfte des Bestehenden gerechnet werden, beweisen die Besonderheiten, die von den verschiedenen Winden berichtet werden. Die Euahlayi unterscheiden sechs Windrichtungen, die hauptsächlich in bezug auf Regen und Temperatur entgegengesetzte Einflüsse z. B. auf die Pflanzen üben.

Auf S. 100 heisst es: „Three of the winds are masculine and three feminine. The Crow, according to legend, controlls Gheeger Gheeger and keeps her in a hollow log. The Eaglehawk owns Gooroongoodilbaydilbay, and flies with her in the shape of high clouds. Yarragher is a man, and he has for wives the Budtha, Bilbil and Bumble trees, and when he breaths on them they burst into new shoots, buds, flowers, and fruits telling the world, that their lover Yarragher, the spring, has come.

Douran Doura woes the Coolabah, and Kurrajong, who flower after the hot north wind has kissed them.

The women winds have no power to make trees fruitful."

Verbindet man diese sexualtotemistischen Auffassungen mit der von Howitt von den Vögeln überlieferten Scheidung in männliche und weibliche Arten, so zeigt es sich, dass der Geschlechtstotemismus sich auf alles in der Natur bezieht, letztere somit in eine männliche und eine weibliche Hälfte verteilt gedacht wird. Diese Zweiteilung umfasst einerseits die Gruppe der Männer, andrerseits die Gruppe der Frauen, zugleich aber auch was mit diesen verbunden ist, wie die zwei Himmelsarten, die Zaubermethoden, die Begräbnisse. Es stimmt dies damit überein, dass das Leben der Frauen ein Sammelleben ist, das der Männer hauptsächlich ein Jägerleben.

Innerhalb der beiden Hälften werden nun weiter die Arten der Tiere getrennt aufgenommen gedacht, wie auch die Winde nach den von ihnen verursachten Erscheinungen an den Bäumen z.B.; ferner Regen, Trockenheit und Temperatur.

Zur Kennzeichnung des Verhältnisses zwischen der Gruppe der Männer und der Frauen, kann die Auffassung dieser Australier von der Erschaffung der Menschen dienen. Die Männer einer-

und die Frauen andererseits werden von ihren entsprechenden Totemahnen, die Tierform besitzen, erschaffen gedacht und zwar derart, dass die von ihnen hergestellten Kinderkeime in die Frau eindringen und sie schwanger machen. Man hat dabei in Betracht zu ziehen, dass die Rolle des Mannes bei der Schwängerung der Frau in ganz Australien unbekannt war oder doch als von ganz untergeordneter Bedeutung galt.

In Mrs. Langloh Parker's „The Euahlayi Tribe" findet sich folgende Beschreibung auf S. 50: „To begin at the beginning, Bahloo, the moon, is a sort of patron of women. He it is who creates the girl babies, assisted by Wahn, the crow, sometimes. Should Wahn attempt the business on his own account the result is direful; women of his creating are always noisy and quarrelsome.

Bahloo's favourite spot for carrying on the girl manufacturing is somewhere on the Culgoa. On one of the creeks there is to be seen, when it is dry, a hole in the ground. As water runs along the bed of this creek, gradually a stone rises from this hole. As the water rises, it rises, always keeping its top out of the water. This is the Goomark or spirit stone of Bahloo. No one would dare to touch this stone where the baby girl's spirits are launched into space......

Spirit-babies are usually despatched to Waddahgudjaelwon and sent by her to hang promiscuously on trees, until some woman passes under where they are, then they will seize a mother and be incarnated. This resembles the Arunta belief, but with the Euahlayi the spirits are new freshly created beings, not reincarnations of ancestral souls, as among the Arunta. To live a child must have an earthly father, that it has not, is known by its being born with teeth.

Wurrawilberoo is said to snatch up a baby spirit sometimes and whirl along towards some woman he wishes to discredit, and through the medium of this woman he incarnates perhaps twins, or at least one baby ... Babies are sometimes sent directly to their mothers without the Coolabahtree or whirlwind medium... The spirits of babies and children who die young are reincarrated, and should their first mother have pleased them they choose her again and are called millanho = the same again. They can instead, if they like, choose some other woman they know ... Sometimes

two baby spirits will hang on one branch and incernate themselves in the same woman, who as result is the mother of twins, and the object of much approbation in the camp. In fact, in the old days, one of the twins would have been killed". Pag. 61: „At the boy manufacturing Boomayahmayahmul, the wood lizard, was the principal worker, though Bahloo from time to time gave him assistance".

Die Zweigliederung der ganzen Umwelt gilt also folgerichtig auch für die Erschaffung der Menschen. Es bildet die Form des australischen Gemeinwesens, die Gruppe der Männer neben der Gruppe der Frauen, in der Tat die Grundlage der sexualtotemistischen Naturbetrachtung, der ersten zusammenfassenden, die wir kennen.

Auf dem australischen Festlande lebten die ursprünglichen Bewohner, wahrscheinlich wenigstens, hunderttausend Jahre ohne mit höher stehenden Völkern in umstimmende Berührung zu kommen.

So begegnet man dort äusserst merkwürdigen Kulturerscheinungen in allmählicher Entwicklung; hierzu gehört auch die weitere Ausbildung der Naturbetrachtung. Die sozialen Umbildungen der Stämme in Australien können hier nur in so weit erwähnt werden, als sie zum richtigen Begriff der gleichzeitigen Formen der Naturphilosophie notwendig sind.

Durch ihre auf falschen Begriffen beruhenden, sozialen Einrichtungen der Lokalexogamie und klassifikatorischen Verwandtschaft geriet diese primitive Menschenform in Streit mit ihrer eigenen sexuellen Veranlagung. Hierdurch gelangten die südöstlichst wohnenden Stämme in Australien zur Überzeugung, dass beinahe alle von ihren jungen Leuten geschlossenen Heiraten inzestös seien. Es führte dies zu unhaltbaren Zuständen, bei denen die Jungverheirateten die Volkswut stets mehr erregten, die oft zu schweren Misshandlungen führte. (Der Geschlechtstotemismus an sich und als Basis der Heiratsklassen und des Gruppentotemismus in Australien. Int. Arch. f. Ethnogr. Bd. XXIX).

Auch die Mythen berichten, dass die weitere Entwicklung der sozialen Heiratsauffassungen dem Streben entsprang, sich aus diesen Misständen zu befreien. Es entstand so die soziale Verteilung eines Stammes der Australier in zwei Heiratshälften, die noch

ausführlich studiert werden konnten bei einer Stammgruppe in Queensland und einer in Südwest-Australien. Aus diesen weit von einander entfernten Gebieten wird vermeldet, dass diese Zweiteilung des Gemeinwesens auch auf die ganze Umwelt bezogen wurde. Sie wurde als männlich und weiblich betrachtet und umfasste also Tiere, Pflanzen und Naturerscheinungen. Wie scharf diese Unterscheidung festgestellt werden konnte, möge ein Beispiel erläutern. Im Südwesten erforschte Mrs. Daisy M. Bates die ursprünglichen Stämme; in bezug auf unseren Gegenstand erklärt sie: „Further these tribes like some tribes of South-east Australia and of Queensland, extend their classsystem so as to include the whole of nature under it. Thus we are told that „the terms noy-yung and ngunning are also used to denote the relationships that every tree, shrub, root etc. bears to the person who is speaking. For instance, the Red Gum is a male and belongs to the Manytchmat division; it is ngunning to me. The White Gum is a female and belongs to the Wordungmat division; it is noy-yung to me and so on". In fact the primary classes, Wordungmat and Manytchmat, divide all natural objects between them and every living thing and every tree, root, and fruit is noy-yung or ngunning".

Unter dem Druck der schwereren Lebensverhältnisse im Wüsten- und Savannengebiete von Mittel- und Nord Australien haben die hier umherstreifenden, kleinen Familiengruppen den Gruppentotemismus mit ihrem Totemahn und den Subtotems entwickelt. Diese sind aus den wichtigsten natürlichen Eigenarten ihres Sammelgebietes kausal-logisch gebildeten Begriffen.

Anfangs blieb dabei die Zweiteilung der Heiratsklassen oder Phratrien mit ihrer Geltung für die ganze Umwelt noch bestehen und wie stark diese Volksüberzeugung auf die Handlungen und Meinungen der Menschen einwirkten, erfahren wir aus einer von den östlichen Wüstenstämmen herrührenden Skizze (auf S. 28 in meiner oben erwähnten Arbeit zitiert): „Nach Muirhead war die ganze Natur auf die beiden Phratrien verteilt und die daraus hervorgehenden Gewohnheiten griffen tief in das tägliche Leben der Wakelburra ein. So waren die Jagdtiere und die übrige Nahrung in Mallera und Wutera eingeteilt. Die als spezielle Nahrung jeder Phratrie von Muirhead aufgezählten Tiere sind zum grossen Teil

zugleich Totemtiere, also für die bezügliche Totemgruppe der Phratrie tabu oder verboten, für die anderen Totemgruppen aber nicht. Dass dieselben Tierarten so verschieden dabei verwendet werden, erklärt sich daraus, dass sie in beiden Fällen als Jagd- und Totemtiere in den Vordergrund treten, einerseits für die Phratrie des ganzen Volks, andererseits für eine kleine Gruppe.

Hieraus folgt gleichzeitig, dass die Mitglieder der Phratrie sich sogar zu besonderen Jagdgenossenschaften vereinigen konnten, um diese Tiere zu erlegen. Die gleichnamigen Totemmitglieder nahmen dann wohl nicht Teil.

Auch die Vorstellungen über die Gegenstände der beiden Phratriehälften der Natur griffen tief ins Leben der Wakelburra ein: „Botenstäbe mussten aus dem Holz eines Baumes gefertigt sein, der zur gleichen Klasse gehörte wie der Absender, Übermittler und Empfänger der Botschaft; bei der Bestattung wird die Leiche auf einen Gerüst gelegt, dessen Holz sowie die Zweige, mit denen der Verstorbene bedeckt wird, von einem Baume stammen müssen, der zu der Phratrie des Toten gehört. Glaubt man, dass der Verstorbene durch Zauber getötet worden sei, so sucht man den Mörder festzustellen, indem man den Boden im Umkreis der aufgebahrten Leiche sorgsam glättet und am folgenden Tag nach Tierspuren absucht: „for instance if the track of a native dog were seen they would know that the offender was Banbe-Mallera, for to this subclass and class (Phratrie) does the dingo belong".

Ein Zauberer operiert nur mit Substanzen, die zu einer Hälfte der Natur gehören. Auch Zusammenhang zwischen Gegenständen einer Naturhälfte und Magie bestand. So gehörte „Regen" zu der Kurgilla-Klasse; Männer dieser Phratrie waren die berufenen Regenmacher des Stammes, hatten also Gewalt über die natürlichen Gegenstände ihrer Phratriehälfte. Wohl ein sprechendes Beispiel dafür, dass auch Menschen auf solch einem niedrigen Standpunkt geistiger Entwicklung sich von ihrer naturwissenschaftlichen Auffassung leiten liessen.

Im Wüstenleben von Mittel- und Nordaustralien fand eine eigenartige Scheidung zwischen den sozialen Heiratsklassen und dem naturphilosophischen, hier auch religiös gestalteten Gruppentotemismus statt. Die Phratrien spalteten sich weiter zu einem Vier- und Achtklassen-System, das streng durch die Exogamie der

Klasse beherrscht blieb, die Naturbetrachtung wurde aber der einzelnen und selbständig lebenden Familiengruppe zueigen. Diese bezog sich nicht mehr auf die Umwelt des ganzen Stammes, sondern auf die der kleinen Sammel-Jäger-Gruppe. In dieser Hinsicht muss die Naturbetrachtung der Totemgruppe als einen Rückschritt dem Zweiklassensystem gegenüber gelten. Auch den Personifizierungen des Totemahns und der Subtotems, die sich nur auf einzelne Erscheinungen im Gruppengebiet beziehen, kommt diese selbe geringere Wertschätzung als psychologische Leistung zu. Die kargere Lebensführung in den Wüsten Australiens, wo man die totemistischen Gruppen fand, erklärt uns diesen Rückschritt.

Demselben Streben, sich mit den örtlich so schwer auf den Menschen lastenden Naturgewalten in Einvernehmen zu setzen, sind wohl der Kultus des Totemahns und Subtotems, und die weitere Ausbildung der Heiratsklassen und ihrer Exogamie zuzuschreiben. Die gefürchteten, üblen Folgen des sexuellen Verkehrs werden gerade aus diesen Gegenden von Baldwin Spencer and Gillen am eingehendsten erörtert und sind als psychologische Ursache der Exogamie zu betrachten.

MELANESIEN.

Ein Kulturzustand, ein wenig höher wie in Australien, herrscht in Melanesien vor, wo die Bewohner der zahllosen Inseln sässhaftig sind, nur einen primitiven Aekerbau betreiben und nicht von einem höher stehenden, fremden Volk beeinflusst worden sind. Darum hat man es auch hier mit einem ursprünglichen Gemeinwesen und eigenen Begriffen und Sitten zu tun. W. H. R. RIVERS hat Letzteres besonders ausführlich erforscht und in seinem Werk „The History of Melanesian Society" behandelt. Besonders hat er die soziale Organisation zu erläutern versucht, wozu er hauptsächlich die Verwandtsschaftnahmen verwendet hat. Nach Feststellung einer ausgesprochenen, exogamen Zweiteilung der Gemeinwesen dieser Völker gelangt Verfasser bei der Erklärung seiner Daten zum folgenden rätselhaften Schluss: „The special feature of interest in the nomenclature of brothers and sisters is thus the presence of a very definite distinction according as those to whom the terms apply are of the same or

of different sex. In those cases where this distinction is absent there is reason to believe that it was formerly present and is now in course of disappearance; it would seem therefore to be an original feature of Oceanic nomenclature. In seeking for an explanation of the distinction it will, in accordance with the working assumption of this chapter, be necessary to look for some social condition or conditions which would put those of the same sex into one social category and those of different sex into another. At present, however, with the exception of the obvious sameness or difference of sex, I have no evidence of such conditions to offer and must leave this feature of the nomenclature of relationship unexplained".

Wenn wir auf Seite 311 des zweiten Bandes lesen: „Melanesian society is the resultant of the interaction of two main cultures, an indigenous culture, organised on a dual basis (with matrilineal descent), belonging to a people split into small groups and largely isolated from one another" .... So beschreibt uns RIVERS hier einen sozialen Zustand, wie er auch bei den sexualtotemistischen Völkern Australiens bestand.

Für die Entstehung des Sexualtotemismus sind ausserdem nur fundamentelle psychische Eigenschaften des Menschen erforderlich, wie wir diese bis auf die höchsten Kulturstufen feststellen.

(s. Der Sexualtotemismus an sich und als Basis der Heiratsklassen und des Gruppentotemismus in Australien. Int. Arch. für Ethnographie. Jahrgang 1928).

Es steht also nichts im Wege, diese höchst eigentümliche Eigenart der Verwandtenbezeichnung in Ozeanien durch die Annahme eines in jenen frühen Zeiten herrschenden Sexualtotemismus zu erklären. Die Männer bilden dann eine Gruppe an sich und stehen in dieser Hinsicht den Frauen als Gruppe gegenüber, wie RIVERS es in obigem Texte für nötig erachtete. Im Folgenden wird sich zeigen, dass die Zweiteilung der ozeanischen Gesellschaften noch viele Merkmale von ihrer Entstehung aus dem Sexualtotemismus erkennen lässt. Auch die damit verbundene dualistische Naturauffassung lässt sich immer wieder nachweisen.

Die allgemein vorkommende Zweiteilung der Gesellschaft und der Natur ist in verschiedenen Archipelen eingehend untersucht worden. Am ursprünglichsten zeigt sie sich im Bismarck-Archipel

und auf den Banks Inseln. In Ersterem gestaltet sich die exogame Zweiteilung der Gesellschaft ihrem Ursprung aus dem Sexualtotemismus gemäss in eine männliche und eine weibliche Hälfte. Es möge dazu die mehr ethnographische Besonderheit erwähnt werden, dass diese sich mehr oder weniger gegnerisch verhielten und der männlichen Hälfte gute Eigenschaften, der weiblichen schlechtere zugeschrieben wurden. Die ganze Natur wurde in diesen Zweien verteilt betrachtet, was also mit den australischen Verhältnissen übereinstimmt.

Da im melanesischen Gemeinwesen die Männer von den Frauen geschieden leben und diese zwei Partei-Vereine bilden, die dem anderen Geschlecht unzugänglich sind, so formt sich die Naturauffassung also auch hier noch nach dem Muster der Gesellschaft. Die Ursprungsfrage wird noch sehr ursprünglich kausallogisch durch Personifikation gelöst und zeigt sich in dieser Hinsicht auffallend vielgestaltig. Auf der Gazelle-Halbinsel haben die Phratrie-Ahnen die Gestalt von zwei Raubvögeln, oder von zwei Schmetterlingen, von zwei Insekten, von zwei Kokosnüssen oder von Frauen aus solchen Nüssen, auch wohl von mythischen Wesen Kabinana und Karvuru. Für die Befriedigung des Kausalbedürfnisses dieser Melanesier kommt es offenbar auf die Gestalt der personifizierten Ahnen wenig an.

Die Mythologien dieser Stämme verbreiten sich auch hier über ihre übernatürliche Glaubenswelt und erlauben uns, ein objektives Urteil über diese zu bilden. Die Sagen über die Ahnen To Kabinana und To Karvuru oder Purgo der Gazelle-Halbinsel sind eingehend gesammelt und in Jahre 1909 von P. Joseph Meyer M. S. C. als „Mythen und Erzählungen der Küstenbewohner der Gazelle-Halbinsel" veröffentlicht worden. Sie schildern die Entstehung der Sonne und Erde, des Mannes und der Frau, der zwei Heiratsklassen, der ersten Häuser, der ersten Zubereitung der Speisen mit Meereswasser, des Krieges, der Erschaffung der Erde und des Meeres, des Sterbens der Menschen, des Auslegerkahns. Von To Kabinana und To Purgo werden beschrieben: ihre Unsterblichkeit, ihr Auftreten als Sonne und Mond oder umgekehrt als Mond und Sonne; ferner ihre Rolle bei der Entstehung des Todes, dem Ursprung der Wildschweine, des Gehöftezauns und der Anlage einer Pflanzung. Verschiedenen

dieser Gegenstände sind mehrere Mythen gewidmet. Die ganze, natürliche Umgebung und die materielle Kultur sind hier also in ihrer Entstehung beschrieben worden, und es sind die zwei Ahnen, die die Menschen und die Umwelt gemeinsam erschaffen, aber sie erfüllen oft gegnerische Rollen dabei und es tritt der männliche Vorfahr als klug und geschickt und der weibliche als dumm und tölpelhaft dabei auf.

Aus dem mittleren Neu-Mecklenburg besitzen wir ausführliche Beschreibungen auch über unseren Gegenstand von Prof. Dr. A. Krämer und seiner Gattin E. Krämer-Bannow. Ein Teil der wissenschaftlichen Erläuterung des Ersteren zu dem Buche seiner Gattin „Bei kunstsinnigen Kannibalen der Südsee" lautet: „Die Geister sind nun natürlich genau so totemistisch in zwei Klassen geteilt wie die Menschen, und auch die Pflanzen, Flüsse, ja schliesslich alles gehört entweder zu Malám oder zu Ránggam. Hervorstechend ist immer, dass Mischung in der Klasse untunlich ist, dass alle Malamleute sozusagen Brüder und Schwestern sind und Ranggam-Zugehörigen fast wie Feinde gegenüberstehen.

Neben den „grossen Vögeln", vika vuruk, sind aber noch „kleine Vögel" vika ndokndok, die als Untertotem gelten können und zwar das Männchen und Weibchen des Papagei Eclectus pectoralis, der rote männliche, zu Málam gehörige ä gálanga pó und der grüne, weibliche zu Ranggam sich zählende ändamin ....

Ja es kommen noch zwei weitere Unterschichten hinzu, das Schmetterlingspaar der grossen, prächtigen Papilionen Ornithoptera Orveillana, von denen das handgrosse Männchen braun, das Weibchen herrlich grün schillernd ist. Diese Unterklassen haben aber auf die Hauptgliederung keinen Einfluss; es geht daraus nur hervor, dass Málam und Ránggam entschieden ein männliches und weibliches Prinzip darstellen" ....

Aus dem Vorkommen dieser Unterklassen erhellt aber, dass die Naturerklärung nicht bei der Zweiteilung stehen geblieben ist, sondern in weiteren Unterscheidungen den Versuch gemacht hat, sich zu vertiefen.

Diese Ergebnisse stimmen also überein mit der Annahme eines ursprünglichen Geschlechtstotemismus, und seiner Auffassung der Umwelt, wie wir diesem auch bei den Australiern begegneten.

Einen ganz besonderen Wert für ein gut begründetes Urteil

über primitive Naturbetrachtung besitzen die Forschungen von Prof. MALINOWSKI bei den Trobriand-Insulanern im Nordosten von Neu-Guinea. Nicht nur herrscht hier eine anders geartete Entwicklung der zweiteiligen Auffassung der Menschen und ihrer Umwelt vor, sondern die hier eingehend untersuchten Meinungen über die Entstehung des Menschen beleuchten deutlich, wie diese Insulaner sich die einseitige Schöpfung der Umwelt durch ihre Ahnen vorstellen. Aus Verfassers Werk: „Das Geschlechtsleben der Wilden in Nordwest-Melanesien" hebe ich die bezüglichen Stellen hervor, um kurz diese lokale Eigenart der zweiteiligen Naturbetrachtung darzulegen. Auf Seite 2 und der folgenden ist dies Kennzeichnung der Trobriander-Gesellschaft: „Wir finden auf den Trobriand-Inseln eine mutterrechtliche Gesellschaftsordnung; Abstammung, Verwandtschaft und jede soziale Beziehung bestimmt sich nur noch die Mutter .... Der wichtigste Faktor im Rechtssystem der Trobriander ist die Vorstellung, dass einzig und allein die Mutter den Leib des Kindes aufbaue, und dass der Mann in keiner Weise zu seiner Entstehung beitrage. Ihre Anschauungen über den Vorgang der Fortpflanzung verbinden sich mit gewissen mythologischen und animistischen Glaubenssätzen zu der zweifelsfreien, uneingeschränkten Behauptung, das Kind sei von gleicher Substanz wie die Mutter, und zwischen Vater und Kind bestehe nicht die geringste, leibliche Verbindung" ....

„Die Mutter ernährt das Kind in ihrem Leib. Später, wenn es herauskommt, nährt sie es mit ihrer Milch". „Die Mutter macht das Kind aus ihrem Blut". „Brüder und Schwestern sind von gleichem Fleisch, weil sie von derselben Mutter kommen". Solche und ähnliche Aussprüche kennzeichnen ihre Haltung zu diesem wichtigsten Grundsatz ihres Verwandtschaftssystems".

MALINOWSKI berichtet in bezug auf die Teilung in Heiratsklassen: „Die totemistische Einteilung der Eingeborenen ist in ihren Hauptlinien einfach und symmetrisch. Die Menschheit ist in vier Clans (kumila) eingeteilt. Nach der Meinung der Eingeborenen ist die totemistische Sonderart jedem einzelnen ebenso unabänderlich angeboren wie Geschlecht, Hautfarbe und Statur. Sie lässt sich nicht verändern; sie geht über das individuelle Leben hinaus, denn sie überträgt sich auf das Jenseits und wird

unverändert wieder mit ins Diesseits gebracht, wenn der Geist durch Reinkarnation zurückkehrt. Diese vierfache, totemistische Einteilung gilt nach der Meinung der Trobriander auf der ganzen Welt und umfasst alle Menschengruppen .... jeder einzelne der grossen, totemistischen Clans umfasst kleinere Gruppen, sogenannte dala oder Unter-Clans wie wir sie nennen wollen. Die Unter-Clans sind mindestens so wichtig wie die Clans, denn die Angehörigen derselben Unter-Clans sind wirklich blutsverwandt, vom gleichen Rang und bilden die lokale Einheit der trobriandischen Gesellschaft .... Jeder der vier Clans hat seinen eigenen Namen: Malasi, Lukuba, Lukwasisiga, Lukulabata. Jeder derselben hat auch sein Ahnentier; in derselben Reihenfolge: Schwein, Hund, Opossum oder Krokodil, Leguan". Um das Bild der trobriandischen Naturbetrachtung zu vervollständigen und als einheitliches Ganzes vorzuführen, möge noch erwähnt werden, wie diese Melanesier sich die Schwängerung denken (S. 122 ff): „Da das neue Leben nach trobriandischer Überlieferung mit dem Tode beginnt, müssen wir uns nun an das Lager eines Sterbenden begeben und der Wanderung seines Geistes folgen, bis er wieder ins irdische Dasein eingeht.

Nach dem Tode wandert der Geist nach Tuma, der Insel der Toten, wo er ein angenehmes Dasein führt, ganz ähnlich dem Leben auf Erden, nur viel glücklicher. Worin diese Glückseligkeit besteht, werden wir noch genauer zu untersuchen haben, denn Geschlechtliches spielt dabei eine grosse Rolle. An dieser Stelle wollen wir nur den einen Wesenszug erörtern; die ewige Jugend, erlangt durch die Macht der Verjüngung. Sobald ein Geist bemerkt, dass Körperhaar seine Haut bedeckt, dass die Haut selbst schlaff und runzlig wird und dass sein Kopf ergraut, schlüpft er einfach aus seiner Haut und erscheint wieder frisch und jung, mit schwarzem Haar und weicher, haarloser Haut.

Doch wenn ein Geist der beständigen Verjüngung müde wird, wenn er ein langes Leben „unten" geführt hat, wie die Eingeborenen sagen, so möchte er vielleicht wieder auf die Erde; dann springt er im Alter zurück und wird ein kleines, noch ungeborenes Kind ....

Diese verjüngten Geister, diese kleinen, präinkarnierten Kinder oder Geisterbabys sind die einzige Quelle, aus der die Mensch-

heit ihre neuen Vorräte an Leben bezieht. Ein noch ungeborenes Kind findet seinen Weg zurück zu den Trobriand-Inseln und in den Schoss irgendeiner Frau, die jedoch demselben Clan und Unter-Clan angehört, wie das Geisterkind selbst. Wie es von Tuma nach Boyowa reist, wie es in den Körper seiner Mutter gelangt und wie sich der physiologische Vorgang der Schwangerschaft mit den Geistertätigkeit verbindet — darüber gehen die Meinungen der Eingeborenen etwas auseinander. Doch jederman weiss und glaubt fest daran, dass alle Geister schliesslich ihr Leben in Tuma beenden und sich in ungeborene Kinder verwandeln müssen ....

„Die physiologische Theorie, welche mit dieser Vorstellung verknüpft ist, wurde bereits gestreift. Das Geisterkind wird vom Überbringer auf den Kopf der Frau gelegt. Blut aus ihrem Körper strömt in den Kopf, und auf diesem Blutstrom rutscht das Kind allmählich nach unten, bis es sich im Schoss festsetzt. Das Blut hilft den Körper des Kindes aufbauen, es ernährt ihn. Aus diesem Grunde versiegt bei einer Schwangeren der Monatsfluss. Die Frau sieht, dass ihre Menstruation aufgehört hat. Sie wartet einen, zwei, drei Monate, und dann weiss sie gewiss, dass sie schwanger ist".

Die Trobriand-Melanesier besitzen also die mit einander verbundene soziale Classeneinteilung und ihre Verbreitung über die Umwelt, aber in der entwickelteren Form einer vierklassigen. Hervorgehoben werden konnten die Art der einseitigen Schwängerung durch Vorfahrenseelen und die nebensächliche Rolle, die der Vater dabei erfüllte.

Im zentralen Kettengebirge von Neu-Guinea wohnen pigmoide Stämme in ansehnlicher Höhe bis zu 3300 M., die mit den südlicheren über Pässe von 4200 M. Höhe verkehren. Ihre Kultur gehört zweifellos zu den ursprünglichen, daher eignen sich ihre sozialen Einrichtungen besonders zur Erörterung der uns beschäftigenden Fragen. In jeder Siedelung dieser Ackerbauer werden Männer- und Weiberhütten unterschieden, denn es wohnen die beiden Geschlechter, wie dies im südlichen Teil von Neu-Guinea fast allgemein üblich ist, vollständig getrennt. Eine Niederlassung besteht immer aus einem Männerhaus, das streng genommen nur von Vertretern eines Clans bewohnt wird, und mehreren Weiberhütten, die von den Frauen mit ihren Kindern bewohnt werden,

Diese Bevölkerung von Zentral Neu-Guinea besitzt zur Bezeichnung der Gesammtheit keinerlei Benennung. Es teilt sich aber die Gemeinschaft in zwei grosse, soziale Gruppen, die woya und wenda heissen. Woya ist eine Känguru-art (Dendrogalus inustus) und wenda ein kleiner Beutler (Dactylopsila sp.). Da diese Hälften streng exogam sind, haben wir es mit einem regelrechtigen Zweiklassensystem zu tun. Auch jedem Fremden wird diese Zugehörigkeit zugeschrieben.

Die Zweiklassenteilung wird jedoch noch viel weiter geführt; sie umfasst das ganze Tier- und Pflanzenreich und alles Existierende überhaupt. Es ist nach Auffassung der Eingeborenen das ganze Universum in diese Zweigruppenteilung miteingeschlossen, und jedes lebende oder unbelebte Objekt gehört einer der beiden Klassen an, ist entweder „woya" oder „wenda". Natürlich weiss niemand die Klassenzugehörigkeit aller Naturobjekte mit Sicherheit anzugeben.

Es ist jedoch die Klassenzugehörigkeit für solche Objekte eine feststehende und allgemein bekannte, die mit einem der beiden Tiere in irgend welcher Beziehung stehen, also z. B. die bevorzugte Nahrung, Kräuter, Sträucher des Kängurus oder Beutelmarders, Bäume, auf welchen sie leben u. s. w. Die Zugehörigen zu einer der beiden Klassen glauben auch bestimmte Merkmale zu besitzen, an denen ein „woya" von einem „wenda" sofort zu unterscheiden, und dessen Klassenzugehörigkeit erkennbar sei.

An der Südküste Neu-Guinea's wohnen im niederländischen Gebiet Papua-Stämme, die bis zum Anfang dieses Jahrhunderts fast niemals besucht wurden. Die relativ zahlreiche Bevölkerung blieb also von fremdem Einfluss verschont, da selbst die malaiischen Händler diese Gegenden nicht zu besuchen wagten.

Die Veranlassung zu ihrer Unterwerfung an die Macht der Niederländer gab diese damals als Tugéri bekannte Völkerschaft selbst durch ihre in grossem Masstab betriebenen Kopfjagden, welche auf englischem Gebiet ganze Stämme ausgerottet hatten. Es zeigte sich später, dass dieses auch mit den anderen benachbarten Stämmen geschah.

Auch diese Papua besitzen die zweiteilige Naturauffassung; bevor aber deren Eigenarten beschrieben werden, möge durch Erwähnung der sozialen Verfassung dargetan werden, in wie fern

diese jener Betrachtung der Umwelt als Stütze dienen kann.

Hinsichtlich des Familienlebens kann Folgendes dienen: „Der junge Mann verlässt das Jünglingshaus erst, wenn er heiraten kann. Aber wiederum bildet die Ehe nur einen ganz lockeren Verband gegenüber den Verbänden der geschlechtlichen Altersgenossen und den Clanverbänden. Die beiden Geschlechter sind weitaus die grösste Zeit getrennt. Die Ehegatten wohnen gesondert, die Männer mit den Jünglingen im Männerhaus und in der Regel clanweise, die Frauen mit den kleinen Kindern und unverheirateten Mädchen in den Weiberhütten, die mehr den Familienwohnungen entsprechen und viel zahlreicher sind als die Männerhütten einer Siedelung. Die Frau zieht ins Dorf des Mannes und ihre Kinder gehören in die väterliche Sippe. Auch im übrigen bilden die Geschlechter getrennte Gesellschaftskreise. Die Mahlzeiten werden getrennt eingenommen, auf Reisen kampiert man getrennt und die verschiedenen Verrichtungen werden von den Geschlechtern gesondert ausgeführt" (WIRZ. Bd. I S. 37).

Die gesellschaftliche Vorbedingung für die Aufrechterhaltung der dualistischen Auffassung der Umwelt ist unter den Tugéri also vorhanden. Sie besteht denn auch in der Tat und ist von eigentümlicher Art.

Die Entstehungsmythen zeigen den Dualismus der Umwelt schon deutlich an: „Zwei Dema (Ahnen N.) sollen am Anfang aller Dinge gewesen sein: Das waren Nubag, die Erde, ein weiblicher Dema, und Dinahin, ein männlicher Dema, der Himmel, d. h. das, was über der Erde ist. Von diesen beiden stammten die Dema Geb und Sami ab, die gewissermassen als Stamm Dema der Marind (Tugéri) betrachtet werden können". Die typische Zweiteilung im Ursprung alle Dinge und der Gegensatz zwischen männlicher und weiblicher Seite findet sich hier also ausgesprochen wieder.

In seiner sehr ausführlichen Behandlung des Dema-Glaubens der Marind-Anim schildert uns Dr. WIRZ ein in dieser Hinsicht gewöhnliches Heidentum. Dieses erhält aber sein eigenartiges Gepräge von dem ausgesprochenen sexuellen Dualismus, den diese Papua ihren Dema, ihren Ursachen der Entstehnng alles Bestehenden und des ganzen Universums, zuschreiben. In engerem Anschluss an ihr Totemismus drückt Dr. WIRZ es auf S. 31

Bd II noch folgenderweise aus: „Die totemistischen Anschauungen der Marind ergeben sich also direkt aus den Mythen der Dema (Vorfahren), dem Glauben an deren übernatürlichen Kräfte und Tätigkeiten, denen zufolge sie sich selbst verwandeln und verschiedene Naturobjekte hervorbringen konnten und als Urheber des ganzen Universums gelten. Andererseits zeugten sie menschliche Nachkommen, die nach etlichen Generationen mehr und mehr die aussergewöhnlichen Kräfte verloren und zu gewöhnlichen Sterblichen wurden. Menschen, Tiere, Pflanzen und andere Objekte, die auf denselben Urheber (Dema) zurückgehen, sind also mit einander blutsverwandt. Der Marind sagt in solchem Falle, es seien seine Amai (Vorfahren, alte Verwandte)".

Dieser kausal-logischen Vorstellung der Entstehungs-Ursache wohnt nun aber ein ausgeprägter sexueller Dualismus inne. Mit der Aufschrift „Die Dema-nakari" hat Dr. WIRZ diesem von S. 20 an einen ganzen Aufsatz gewidmet und darin Folgendes mitgeteilt:

„Jeder Dema, sowohl die ältesten, mythologischen Vorfahren oder Urheber, die sich in die Naturobjekte verwandelten oder solche hervorgebracht haben, als auch die mythologischen, dämonenhaften Wesen, die halb Tier, halb Pflanze oder halb Mensch waren, und schliesslich die Dema, in denen die Naturkräfte verkörpert gedacht werden, sie alle besitzen nach Ansicht der Marind ihre Nakari und zwar jeder Dema mehrere. Es sind dies die Gefährtinnen und Gespielinnen des Dema, sie begleiten ihn überall hin und umgeben ihn beständig. Wie der Dema als ein menschliches Wesen gedacht wird oder als ein solches, das sich nach Belieben in einen Menschen verwandeln kann, also denkt man sich die Dema-nakari als Mädchen und zwar in der Regel als Iwåg (heiratsfähige Mädchen vierten Altersklassengrades) und spricht daher von Nakari-Iwåg".

In einem folgenden Abschnitt finden wir eine beweisende Beschreibung, dass das männliche und das weibliche Prinzip, jedes für sich, sein Anteil in der Natur hervorbrachte; dass also nicht an eine gemeinschaftliche Schöpfung gedacht wird:

„Wie aus dem Kokos-Dema die Palmen hervorgingen oder der Känguru-Dema wirkliche Känguru hervorbrachte, so gingen auch im Lauf der Zeit aus den Dema-Nakari Naturobjekte hervor,

die mit den von ihrem Dema hervorgebrachten Objekten in ebenso innigem Verhältnis stehen, wie es zwischen den menschenähnlichen Wesen der Vorzeit der Fall gewesen war. Es sind dies die Schmarotzer und Parasiten, die in Geselligkeit oder Symbiose lebenden Tiere oder Pflanzen, deren Wirt der verkörperte Dema ist. Sie bilden mit diesem zusammen eine Einheit, wie der Dema mit seinen Nakari-Iwåg eine Einheit bildet, und gehören natürlich einem und demselben mythologisch-totemistischen Verwandtschaftskreis an.

Die Nakari der Kokospalme sind Tiere, die symbiotisch oder parasitisch oder blos gesellig mit ihr zusammenleben. Das ist unter anderen ein kleiner Vogel Kĕwékawé (Oriolus Mimeta), welcher mit Vorliebe auf der Palme nistet; weiterhin ein kleiner Beutler (Réhonē), welcher sich gleichfalls vorzugsweise auf den Palmen aufhält, dann die zahlreichen Schädlinge der Kokospalme, die ich hier nicht alle aufzählen kann.

Desgleichen sind die Nakari des Känguru allerhand interne und externe Parasiten und Schmarotzer, sowie ein Vogel, der auf seinem Rücken zu sitzen pflegt und mit dem Schnabel die Insekten heraussucht. Auf diese Weise hat sich der Marind für die Erklärung der parasitischen und symbiotischen Erscheinungen in der Natur ein anschauliches Bild gemacht und dieses in Einklang gebracht mit seinen animistischen und mythologischen Anschauungen. Es ist gewissermassen eine primitive Naturphilosophie, die im Animismus und in der Mythologie wurzelt".

Wie aus Obigem erhellt, sind die Nakari keine Gattinen, sondern das personifizierte, weibliche Prinzip.

Wie weit diese sexuell-dualistische Erklärung festgestellt werden konnte, zeigt noch folgende Stelle (S. 22): „Eine weitere Klasse von Nakari kann man auffassen als personifizierte Eigenschaften der als Dema verkörpert gedachten Naturobjekte und Erscheinungen. So heissen beispielweise die Nakari des Wellen- oder Meeres-Dema „klar" und „trübe", weil dies die Eigenschaften des Meerwassers sind. Eine weitere Eigenschaft der Nakari des Meer-Dema ist u. a., dass sie rasch laufen können, wie die Wellenzüge rasch am Ufer hinrauschen".

Bringt man diese Naturauffassung in Verbindung mit den exogamen Volkshälften Geb-zé und Sami-rek, so tritt klar hervor,

dass man bei den Marind-Anim oder Tugéri mit einer Verteilung des Volks in zwei Phratrien wie in Australien und Melanesien zu tun hat. Die Phratrien umfassen alles Bestehende und werden, wie ihre Herkunft beweist, als männlich und weiblich aufgefasst. Dieser sexuelle Antagonismus der auch in dieser menschlichen Gesellschaft sozial scharf hervortritt, wird weiter in der ausgeprägten personifizierten Naturbetrachtung streng durchgeführt. Besonders die dualistische Erklärung der symbiotischen und parasitischen Zustände sammt den Naturerscheinungen ist bemerkenswert.

POLYNESIEN.

Die Kultur der polynesischen Völker hat sich im Lauf von mehreren Jahrtausenden ohne Beeinflussung durch höher zivilisierte Völker gebildet. Sie erreichte eine Höhe, die von keiner anderen Inselbevölkerung in Ozeanien oder Indonesien selbständig erreicht wurde. Damit steht im Einklang, dass auch die körperliche Entwicklung der Polynesier die der Melanesier und Indonesier weit überragte und ihre europäischen Entdecker in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ausnahmslos ihre Riesengestalten bis über sechs Fuss hoch und dementsprechend muskulös hervorheben. Auch ihr geistiges Leben gestaltete sich demgemäss und, wie wir sehen werden, waren auch ihrer Naturbetrachtung interessante Züge eigen, die mit der Steigerung ihrer Volkskraft zusammenhingen.

Meine Arbeit: „Die Entstehung der Polynesier und ihrer Kultur. Der Einfluss endemischer Malaria in Ozeanien" behandelt ausführlich diese kulturellen, hygienischen Verhältnisse. Auf unseren Gegenstand bezogen sich die folgenden Ergebnisse:

1⁰. Die Polynesier und ihre Kultur gehören zu der malajopolynesischen Rasse.

2⁰. Die Polynesier haben, wie auch früher angenommen wurde, ihre Inselwelt über Indonesien und Mikronesien erreicht.

3⁰. Die Polynesier haben seit Jahrtausenden in ihren Archipelen gewohnt, frei von endemischer Malaria, venerischen Krankheiten, Tuberkulosis und den zahlreichen Epidemien der übrigen Welt.

4⁰. Auf ihren fruchtbaren Inseln herrschten ein gesegnetes Klima und Nahrungsüberfluss ohne grosse Arbeitsleistung vor, so lange ihre Bewohnerzahl beschränkt blieb.

5⁰. Die gewaltsamen, sozialen Massregeln zur Bekämpfung ihrer Zunahme, wie gewohnheitsmässiger Abortus, Tötung vieler Neugeborener, unaufhörliche Fehden und Kriege, Kannibalismus u. s. w. sind zwingende Folgen dieser Existenzbedingungen.

6⁰. Durch die günstigen, hygienischen Verhältnisse, den Nahrungsüberfluss und die Auslese der körperlich und geistig Stärkeren fand im Lauf der Jahrhunderte eine ansehnliche Zunahme an Körpergrösse und geistigen Fähigkeiten der Polynesier statt.

7⁰. Diese erklärte uns die Entstehung der despotischen Reiche, ihrer hochentwickelten Priesterschaft und als Folge von diesen die bewundernswerten Genealogien und Mythologien.

Aus den in jener Arbeit verwerteten Daten können auch inbezug auf die Naturbetrachtung dieser Polynesier merkwürdige Besonderheiten abgeleitet werden. Während die männlich-weibliche Zweiteilung der Natur erhalten bleibt, erscheint zur Erläuterung der betreffenden Phänomene eine neue Ursache, nämlich die Schöpfung durch die Verbinding der Geschlechter im Gegensatz zu der einseitigen Schöpfung in Melanesien und Australien, die als Ausfluss der Unkenntnis des männlichen Anteils bei der Entstehung der lebenden Geschöpfe betrachtet werden muss. .

Ein leuchtender Beweis für diese Änderung der Volksauffassung ergeben uns die Schöpfungsmythen der Polynesier, in welchen der Mensch und seine Umwelt durch die geschlechtliche Verbindung eines männlichen und eines weiblichen Wesens entstehen. Die einseitige Schöpfung in den melanesischen Mythen findet sich also in Polynesien nicht mehr. Suchen wir eine Erklärung dieses auffallenden, kulturellen Fortschritts, so wird die autokratische Umbildung der Gesellschaft wohl am meisten dazu beigetragen haben. Es entwickelten sich dabei führende Stände im Staatlichen und Religiösen mit Männern an der Spitze, die auf Grund der Verehrung, die sie von der Volksmasse genossen, über eine grosse Macht verfügten. Diese fürstenähnlichen Personen konnten ihrer Leidenschaften fröhnen und werden zweifellos allmählich mehrere Frauen für sich reserviert haben, dabei auf die Dauer die Schranken der exogamen Phratrien nicht beachtend, und die für Polynesien so kennzeichnenden Begriffe der weiblichen Virginalität und ihrer Wertschätzung eingeführt haben. Die Führung der Gesellschaft lag nicht, wie in Australien und Mela-

nesien, in den Händen der Ältesten sondern der tatkräftigsten, jugendlichen Kämpfer und der Einfluss der menschlichen Leidenschaften wird dadurch stark gehoben werden sein.

Bei der in Melanesien und in Australien unbekannten Virginalität der Frauen konnte sich keine Einsicht über den unumgänglichen Einfluss des Mannes bei der Prokreation bilden. Als aber ein Teil der Frauen gezwungen wurde, sich des sexuellen Verkehrs zu enthalten und nicht schwanger wurde, eine Schwängerung aber eintrat, sobald sie sich mit einem Manne einliessen, werden die klugen Polynesier den wahren Sachverhalt wohl bald begriffen haben. Es wird sich auch zeigen, dass in einem Teil der Mythen, z. B. der Neu-Seeländer, die einseitige Schöpfung noch vorherrscht.

Die Ausbildung der polynesischen Naturphilosophie ist sowohl durch die aristokratische Gestaltung ihres Gemeinwesens als durch sein grösseres Bedürfnis für das tägliche Leben, ausserdem durch den Einfluss eines gelehrten Priesterstandes in hohem Masse gefördert worden. Dieses wird sich am besten bei den einzelnen Stämmen verfolgen lassen. Die Grundbegriffe des Dualismus haben sich aber nicht geändert, nur die richtigere Auffassung von der Zeugung hat in zentral Polynesien seinen Stempel auf die Mythen gedrückt; ein guter Beweis dafür, dass auch bei diesen Völkern die Mythen die Volksüberzeugung einer bestimmten Periode enthalten.

SAMOA.

Dass auch die ganze Natur in die sexuelle Zweiteilung der Samoaner aufgenommen war, beweisen die Berichte, Kosmogonien, die aus alter Zeit auf uns gekommen und meistens in den ausführlichen Genealogien der Geister und der alten Fürstengeschlechter enthalten sind. Da sie also ganz der Volksüberzeugung entstammen, ist ihre Form für uns besonders wertvoll.

Prof. Krämer, der sich nur auf feststehende Daten zu stützen wünschte, hat diese fantastischen Anfänge der Genealogien meistens nicht aufgenommen. Einen Bericht über die Entstehung von Geistern teilt er aber doch mit, nämlich (S. 22, Bd. I): „Im Gegensatz zu den eigentlichen Himmelsgöttern atua nannte man die Dämonen aitu. Die Entstehnng dieser ist nun sehr mannigfach

und ihre Zahl unbeschränkt. Ich weise unter anderen auf die Savai-Geschichte (III, c. s,) hin, in welcher die Entstehung zweier der mächtigsten Dämonen von Samoa geschildert wird. Es heisst dort, dass sich die rote Erde mit der braunen Erde verband und den aufrecht stehenden Felsen zeugte und dass dieser (Papatü) sich mit der Felsenerde (Papa'ele) verband.

Aus dieser Verbindung ging dann der weisse Fels hervor, Papatea genannt, zugleich der Name der Geisterheimat im fernen Osten. Aus diesem und der Felsenhöhle (Papaona) entstand dann der Gesang (Lagi). die Melodie (Fati), dann der Gestank (Elo) und die frische Brise (Taufaile matagi).

Diese letztere nun, von Osten kommend, verband sich mit dem Waldsee „Alao" und geboren wurden die beiden Dämonen Saolevao und Saveasi'uleo. Solcher dämonischer Stammbäume, in welchen aus aller Art Naturkräften solche Dämonen entstehen, gibt es natürlich sehr zahlreiche. Ich verweise in dieser Beziehung auf die Arbeiten von Stuebel, Turner und Stair".

Aus G. Turner's „Samoa A hundred years ago and long before" möge folgendes Beispiel einer Kosmogonie angeführt werden, das der Anfang eines Stammbaumes eines Aldelsgeschlechts bedeutet.

S. 4. A cosmical genealogy takes the form of married couples, and runs as follows:

	Male	Female	Progeny
1°.	The high rocks	The earth rocks	The earth
2°.	The earth	High winds	Solid clouds
3°.	Solid clouds	Flying clouds	(1) Confused winds.
			(2) Quiet winds.
			(3) Boisterous winds.
			(4) Land beating winds.
			(5) Dew of life.
4°.	Dew of life	Clouds clinging to the heavens	Clouds flying about.
5°.	Clouds flying about	Clear heavens	(1) Shadow
			(2) Twilight
			(3) Daylight
			(4) Noonday
			(5) Afternoon
			(6) Sunset

6^{0}.	Quiet winds.	Beautiful clouds.	Cloudless heavens.
7^{0}.	Cloudless heavens.	Spread out heavens.	Tangaloa the originator of men.
8^{0}.	Tangaloa.	Great heavens.	Tangaloa of the heavens.
9^{0}.	Tangaloa of the heavens.	Keeper of the heavens.	Pili.
10^{0}.	Pili (Eidechse)	Sina the tropic bird.	(1) Sanga. (2) Ana. (3) Tua. (4) Tolufale. (5) Muganitama.
11^{0}.	Ana	Sina the powerful	Matofaana
12^{0}.	Matofaana	Sina the bald	Veta
13^{0}.	Veta	Afu lilo	Nailuveta
14^{0}.	Nailuveta	Toe lanoo	Toso
15^{0}.	Toso	Langi futi pula	Siu tau lalovasa
16^{0}.	Siu tau lalovasa	Pai (who beckoned the light)	Siu toso
17^{0}.	Siu toso	Lau lano ma lau vai	Ata
18^{0}.	Ata	Uliaumi	Siufeai
19^{0}.	Siufeai	Polaitu	Siu le lau mato
20^{0}.	Siu le lau mato	Sina i lau tolo	Feepo.
21^{0}.	Feepo	Sea faetele	Ationgie
22^{0}.	Ationgie	Tau vai upolu	Savea.

This Savea was the first Malietoa, and then in the continuance of this geneology there follow twenty three generations of Malietoa Talavau, who was proclaimed king in 1878, und subsequently recognised by the Government of England, Germany und the United States.

Solcher Genealogien von Hàuptlingen gibt es eine ganze Menge. Dieses Beispiel beweist schon genügend, dass die Naturerscheinungen von den Samoanern männlich und weiblich personifiziert werden.

Auch W. von Bülow hat uns im Anfang seines Aufsatzes „Stammbaum der Könige von Samoa", im Bd. XI des Archivs für Etnographie eine genealogisch abgefasste Naturschilderung hinterlassen. Er nennt sie eine Weltentstehungssage als „Stamm-

baum" und bildet den Anfang des Stammbaums der Aana-Linie der Tupua-Familie auf Upolu; er ist zu Tafel III hinzugefügt worden.

Eine Weltentehungssage als Stammbaum-Anfang zu Tafel IV (Stammbaum der Aana-Linie der Tupua-Familie).

Papatu — Papamau
(Aufrechtstehende Fels) (Festliegender Fels)
|
Papalaulau — Papalega
(Abgeplatteter Fels) (Braune vulkanische Lava)
|
Papaele — Papaleoia
(Verwitterter Stein) (Nicht mehr Fels)
|
Si imoa — Sagamai
(Die Ratte) (die Gebärerin)
|
Mateolai — Vapuapua
(Verwitterter Baum) (Zwischenraum zwischen Gardenia Bäumen)
|
Muamualetiale — Ata o le faioua
(Blüte der Gardenia) (Bild der Tridacna)
folgt
Siuseia
Menschenstammbaum

Ihres demonstrativen Wertes für die Herkunft des ozeanischen Dualismus wegen nehme ich nach diesen samoanischen Genealogien-Kosmogonien eine solche aus Neu-Seeland auf.

Die Maori-Kultur wurde in unsere Abhandlung nicht einbegriffen, da ihre Inseln ausserhalb der Tropen liegen und die Umwelt für diese Polynesier ganz abweichende Existenzbedingungen schafft. Doch liefern ihre Geschichte und ihre Legenden sehr wichtige Daten und besonders dieser Schöpfungsmythus enthält, wie auch die neu-seeländischen Ethnologen angeben, verschiedene Auffässungen von der Entstehung von personifizierten Naturformen und Menschen.

(Journal of the Polynesian Society. Vol. 14. 1905: S. 210).

We have lately come across a genealogical table-said to have been recited by the late Wahanni, principal chief of Ngati-Monia-polo-which illustrates in a very complete manner Mr. Best's remarks on the successive generative ideas applied to chaos, and which moreover shows as the head and origin of it the seldom-mentioned and exceedingly sacred god Io, as the origin of all things. This origin differs from Mr. Best's but it comes from a different tribe. We give this cosmological genealogy below, with the translation of the names of the Oeons preceding the birth of Heaven and Earth, who were the parents of the greater gods of Polynesia (Ed.), (s. beigefügte Kosmogonie-Genealogie):

Der Anfang ist nun tatsächlich rein-sexualtotemistisch; nämlich die weibliche Seite der Natur, hier verkörperte Dunkelheitsformen, werden in einer Reihe nacheinander geschaffen mit dem Mond als Ursprung. Ebenso die männliche Seite, die des Lichtes aus der Sonne. Wie bei den Südostaustraliern ist auch hier ein Hauptgott Io der Ursprung von allem, der die Sterne schöpft, aus welchen die Ahnen der weiblichen und der männlichen Hälfte der Natur entstehen.

Als neues mythisches Element und als Gegensatz zu der geschlechtstotemistischen Auffassung von der Entstehung von Wesen kann die dann folgende Heirat der personifizierten Erde mit dem Himmel gelten. Aus dieser entstehen die sieben Götter, polynesische Gestalten, die einer späteren Zeit entstammen, wie ihr Fehlen im abgelegenen Rapa nui so deutlich beweist.

Nachdem die natürliche Umgebung des Menschen nach der ursprünglichen Auffassung entstanden ist, kommt der Mensch aus Tu-mata-uenga zum Vorschein in der langen Reihe einseitiger Entstehung, wobei auch von Heirat noch keine Rede ist, selbst wo von den 4 Tíkis an menschliche Individuen vorausgesetzt werden. Erst Tawhiki wird als verheiratet mit Hine pipiri angegeben, aber dieses offenbar fremde, mythische Element wiederholt sich nicht und es entstehen schliesslich die geschichtlichen Personen von dem polynesischen Einzug in Neu-Seeland im vierzehnten Jahrhundert aus der weiblichen Reihe der legendanischen Ahnen einer- und aus der männlichen Ahnenreihe andererseits.

Es gelang ausführlich nachzuweisen, dass die Bevölkerungen der Samoa-Inseln seit Alters her aus zwei Teilen bestanden, die aber der polynesischen, sozialen Entwicklung gemäss zu selbständigen Reichen geworden waren. Dieser Dualismus durchsetzte die ganze Gesellschaft bis in die Dörfer und Familien. Merkwürdigerweise vermeldet Turner noch die männliche gegenüber der weiblichen Hälfte des Volkes von Savaii. Wie sehr noch die Überzeugung bestand, dass die Zweiteilung von einer Einheit herstammte, erfahren wir am besten an der Beschreibung der religiösen Feste, die gemeinsam in Aana und Atua gefeiert wurden. Die rituellen Spiele dieser zwei Hälften des Landes boten ein typisches Bild von ihrer Gegnerschaft.

Auf den südöstlichen Manua-Inseln des Samoa-Archipels herrschten noch ursprünglichere Zustände vor; so bewiesen die dortigen Berichte noch deutlicher die soziale Spaltung in zwei Teilen, verschieden lokalisiert, und als männlich und weiblich unterschieden. In den Mythen werden ihre Stammahnen als Ehepaare angeführt.

Neben diesem Dualismus der Gesellschaft ergeben unleugbare Tatsachen auch den der Umwelt. Die Kosmogonien der Schöpfung und der Genealogien können als ebenso viele Beweise betrachtet werden. Männliche und weibliche Naturphänomene und Naturgegenstände verbinden sich dabei um andere, ähnliche Geschöpfe, entstehen zu lassen; eine sprechende Äusserung der dualistischen Naturbetrachtung dieser Samoaner.

Die zum Schluss mitgeteilte Kosmogonie der Maori liefert in so fern ursprünglichere Eigenarten, als sie zu Anfang die reine sexualtotemistische Naturbetrachtung wiedergibt, ferner die einseitige Schöpfung zeigt und nur Spuren von Verbindung des Männlichen und Weiblichen für die Entstehung der polynesischen Götter, wie Verbindung des Himmels und der Erde, im übrigen Polynesien als ihr Ursprung gelten. Merkwürdigerweise verschwand die genealogische Seite, die Exogamie, dieses Dualismus, auch auf den Samoa-Inseln gänzlich.

Ein astronomisches Beispiel fortgeschrittener Naturbetrachtung ist folgendes:

Tahitian Astronomy (Journ. o. t. Polyn. Soc. Vol. XVI, S. 101). Recited in 1818 at Porapora, by Rua-nui (Great-pit), a clever

old woman, then bent with age, and eyes dim. The stars were identified with their equivalents in English by the aid of Paora'i (cleft sky), counsellor of Porapora, in 1822, and by the best authority in Tahiti, later from the MSS. of the Rev. J. M. Orsmond, Missionary of Tahiti.

Birth of the heavenly bodies
Communicated by Miss Teuira Henry.

Rua-Tupua-Nui (source-of-great-growth) was the origin; when he took to wife Atea-ta'o-nui (vast-expanse-of-great-bidding), there were borne his princes, Shooting-stars; then followed the Moon; then followed the Sun; then followed the Comets; then followed Fa'a-iti (Little-Valley, Perseus), Fa'a-nui (Great-Valley, Auriga), and Fa'a-tapotupotu (Open Valley, Gemenii), in King Clear-open-sky, which constellations are all in the North.

Fa'a-nui dwelt with his wife Tahi-ari'i (Unique Sovereign, Capella in Auriga), and begat his prince Ta'urua (Great Festivity, Venus), who runs in the evening, and who heralds the night and the day, the stars, the moon, and the sun, as a compass to guide Hiro's ship at sea. And there followed Ta'ero (Bacchus or Mercury) by the sun.

Ta'urua (Great Venus) prepared his canoe, Mata-taui-noa (Continually-changing-face) and sailed along the west, to King South, and dwelt with his wife Rua-o-mere (cavern-of-parental-yearnings, Capricornus), the compass that stands on the southern side of the sky.

There was born his prince Maunu-'ura (fading-redness, Mars), who rises in the evening with two faces (two shades in its dise) a red star, the god that flies to offer oblations for thought in his season.

Maunu-'ura (Mars) prepared his canoe, it was Te-ao-nui-e-rere-i-te-ra'i (great-day-that-flies-through-the-sky), and he sailed south; Maunu-'ura (Mars) dwelt with his wife Apu-o-te-Ra'i (The-vault-of-Heaven), and begat his prince Ta'urua (Great Festivity, Fomalhaut), who steers the canoe of Atu-tahi (Single Bonito, Piscis-Australis), which stands south in its night.

Now let the nature of the sky of Atu-tahi (single Bonito) be produced. There were borne Arno (Make-way), Ara'a (Clearness), Ara'a ara'a (Brilliance), three stars of the third magnitude, and

Ha'amaru (Softness, the five smallest stars). The canoe belongs to Atu-tahi (Single-Bonito); it is a constellation in the clear, motless sky in the South, and Ta'urua-nui (Great-Fomalhaut) is the steersman.

Then was born Tau-hâ (cluster-of-four, the Southern Cross), and there followed Ta'urua-nui-o-te-hiti-apato'a (Great-Festivity-of-the-border-of-the-south, Canopus in Argo the ship). Atu-tahi (Single-Bonito, Piscis Australis) sailed to the West, and dwelt with his wife Tû-i-te-moana-'urifa (Stand-in-the-sea-of-rank-odour, Hydra), then were born Metua-'ai-papa (Parent-eater-of-rock, Corvus), Moana-'aere (Trackless Ocean, the clear sky under Hydra), Moana-'a'ano-huri-hara (Wide-ocean-in-which-to-cast-crime, more sky), and Moana-'ohu-noa-'ei-ha'a-moe-hara (Vortex-ocean-in-which-to-lose-crime, Crater).

Metua-'ai-papa (Parent-eater-of-rock, Corvus) took to wife Te-rai'i-tû-roroa (Long-extended-sky, between Leo and Hydra), and begat his prince Fetu-tea (Pale-star, Saturn), a periodical friend that rises in his season.

Fetu-tea (Pale-star) was the king, he took to wife the dome of the sky and begat the stars that shine and obscure, the host of twinkling stars, the smallest stars named (eaten-into), and the phosphorescent stars (nebulae).

There followed the Star-fishes and two Trigger-fishes that eat mist, and dwell in holes, vacant spots, in the Vai-ora-o-Tane (Living-water of Tane, Milky Way).

The handsome shark Ta'arava-i-te-ra'i (sky-shade), is there in his pool (the long clear space) and close by is the Pira'e-tea (White-Sea-Swallow of Tane, Deneb in Sygnus) in the living water of Tane.

The pillars of the sky (The sky is said to have been low down formerly, and propped up from the earth with pillars, in the order given) have become great twinkling stars in the heavens as follows:

Anâ-mua (Front-aster, Antares in Scorpio) is the entrance pillar of the dome of the sky.

Anâ-muri (Behind-aster) weeping for Rio, god of Bonito and albicore fishers (Aldebaran in Taurus), is the pillar to blacken and tattoo by.

Anâ-roto (Inner-Aster, Spica in Virgo) is the pillar of perfect purity.

Anâ-tipû (Deviating-Aster, Dubble in Ursa major) is the upper side pillar, the pillar to guard by.

Anâ-heuheu-pô (Aster-throwing-off-darkness, Al Ford or Cor Hydra) a red star that flies in the open space south, is the lower pillar, the pillar to debate by.

Anâ-Tahu'a-Ta'ata-Metua-te-tupu-mavae (Aster-the-fatherly-priest-of-man-who-grew-in-space, Arcturus in Bootis) is the pillar to stand by.

Anâ-tahu'a-vahine-a-toa-te-manava (Aster-the-priestess-of-brave-heart, Procyon in Canis minor) the pillar for elocution.

Anâ-varu (Aster-eight, Betelgeuze in Orion) the pillar to sit by.

Anâ-iva (Aster-ninth, Phaet in Columba) the pillar of exit.

Anâ-ni'a (Aster-above, Polaris or North Star) is the pillar to fish by, in the boundary of the sky.

All the heavenly bodies were to beautify the rugged house (star spangled sky), to pass before Ta'urua (Venus), the guiding star that rises in the evening, as a nation in the presence of Ta'ero-Aru (King Bacchus, Royal inebriate).

Anâ-heuheu-pô (Aster-throwing-off-darkness, Al Fard) prepared his canoe, Farau-a-marô (Dry-shed), and sailed to the numerous heavenly fishes. (Pisces) and took to wife Tere-e-fa'aari'i-mai-i-te-Rái (Errand-to-ereate-majesty-in-heaven, the sky there), and begat his prince Ta'urua-nui (Great Festivity, Jupiter), who struck the zenith of the sky, the star that mounts upon the back of early dawn in his season.

Ta'urua nui (Jupiter), who struck the zenith of the sky, made ready his canoe Marue-oroua (Enchanted-Temple) and went forth and suppressed the tail of the great storm. This was the diviation that caused Ta'urua-nui (Jupiter) to lose his balancc against Bacchus (Mercury) whose eyes were closed by the sun, flying in the burning expance of Vast Expanse.

Ta'urua-nui, who struck the zenith of the sky, took to wife Te-'ura-taui-e-pâ (Redress-exchanged-and-parted-with), and begat their princess Mata-ri'i, the counstellations of small eyes (Pleyades), Mere (Parental yearning, Orion's Belt) and Te-uru-meremere (The-Forest-of-Parental yearnings) all the rest of Orion. And there followed Ta'urua-nui-i-te-amo'aha (Great-Festivity-the-sinnet-carrier, Sirius in Canis Major). Land ap-

peared! Paro'o-i-to-pa'urâ (Noted for barrenness) was the land. It had a mountain named A-fa'ateniteni (Be-boastful). It had a cape named Rave-a-lau (Take-for-ages). It had a temple named Tui-hana (Obituaries). There was a pavement to the temple of Tui-hana (Obituaries). And there was a house in which to learn the obits.

Ta'urua-nui-amo-'aha (Sirius) prepared canoe, Te-'iri-o-hatu (Fruitful bark), and sailed eastward, and took to wife Horo (Avalanch), then were born his princes Mahu-ni'a (Upper-Magellan) and Mahu-raro (Lower Magelllan).

This, Sirius was the Ta'urua, that created kings of the chiefs of earthly hosts on one side, and of the chiefs in the skies on the other side. All were royal personages in Fa'a-huti (Bordering-valley), from the period of darkness, and they each had a star. They bear the names of those stars, and those names have been perpetuated in their temples in this world ....

Diese ausführliche Schilderung der Astronomie, wie sie sich bei den Polynesiern ausgebildet hatte, zeigt deutlich, welchen richtenden Einfluss die männliche und weibliche Zweiteilung der Natur auf die wissenschaftlichen Auffassungen dieser Insulaner noch besass. In Betracht ist dabei zu ziehen, dass es hier ein für diese tapfern Seefahrer wichtiges, praktisches Gebiet gilt; es erklärt sich denn auch aus diesem Umstand die grosse Ausführlichkeit, die sonst bei keinem anderen Naturvolk festgestellt worden ist.

Von O' Tahiti hat Moerenhout (± 1830) die folgende, wörtliche Mythe mit interlinearer Übersetzung veröffentlicht und nebenher die letztere wiederholt. Sie lautet:

„Définition de Taaroa, dieu créateur:

Il était: Taaroa était son nom; il se tenait dans le vide, Point de terre, point de ciel, point d'hommes. Taaroa appelle; mais rien ne lui répond; et, seul existant, il se changeà en l'univers. Les pivots sont Taaroa; les rochers sont Taaroa; les sables sont Taaroa; c'est ainsi que lui-même s'est nommé. Taaroa est la clarté; il est le germe; il est la base; il est l'incorruptible, le fort, qui créa l'univers, l'univers grand et sacré, qui n'est que la coquille de Taaroa. C'est lui qui le met en mouvement et en fait l'harmonie.

Création: Ensuite, le dieu, s'adressant aux matières, comme les pivots, les rochers, les sables, les élémens, qui comme on vient de le voir, font partie de lui-même, les appelle, pour les unir et en former la terre; mais les matières refusent des 'unir; alors il crée les cieux, la lumière et le mouvement.

„Vous, pivots! vous, rochers! vous, sables! Nous sommes.... Venez, vous qui devez former cette terre". Il les presse, les presse encore; mais ces matières ne veulent pas s'unir. Alors, de sa main droite, il lance les sept cieux, pour en former la première base, et la lumière est créée; l'obscurité n'existe plus. Tout se voit; l'intérieur de l'univers brille. Le dieu reste ravi en extase, à la vue de l'immensité. L'immobilité a cessé; le mouvement existe. La fonction des messagers est remplie; l'orateur a remplie sa mission; les pivots sont fixés; les rochers sont en place; les sables sont posés. Les cieux tournent; les cieux se sont élevés; la mer remplit ses profondeurs; l'univers est créé".

Naissance des dieux et des hommes:

Ensuite, on voit personifiés la terre, la mer, l'air etc. avec qui le dieu s'unit et engendre; car les élémens et la matière sont toujours représentés comme femelle ou mère, tandis que Taaroa est le mâle ou père, qui, s'unissant avec les différentes parties de l'univers, les féconde. Parmi les idées qu'ils avaient sur ce qui produit chacun des élémens, on remarquera qu'ils croyaient que l'homme est né de la terre.

„Taaroa dormait avec la femme qui se nomme déesse du dedans (de la terre); d'eux est né le premier germe. Est né ensuite tout ce qui croît à la surface de la terre. Est né ensuite le brouillard des montagnes. Est né ensuite celui qui se nomme le fort (ou le brave). Est né ensuite celle qui se nomme la belle (ou l'ornée pour plaire)".

„Taaroa dormait avec la femme qui se nomme déesse de l'air. Est né d'eux ce qu'on nomme l'arc-en-ciel. Est né ensuite ce qu'on nomme la clarté de la lune. Sont nés ensuite les nuages rouges, la pluie rouge.

Taaroa dormait avec la femme, qu'on nomme déesse du dedans (du sein de la terre). Est né d'eux ce qu'on nomme le bruit souterrain.

Taaroa dormait avec la femme, dite au delà de toute terre.

D'eux sont nés les dieux suivants:
Elle enfanta Téiri et il était dieu.
Elle enfania Téfatou et il était dieu.
Elle enfanta Rouanoua et il était dieu.

Alors le dieu Roo, saisissant ce que renfermait le sein de sa mère, en sortit par le côté.

La femme accoucha ensuite de ce qu'elle contenait encore; il en sortit ce qui s'y trouva encore enfermé:

L'irritation (ou présage des tempêtes); la colère (ou l'orage), la fureur (ou un vent furieux), la colère épuisée (ou la tempête calmée).

Et la source de ces esprits est dans le lieu d'où sont envoyés les messagers".

SCHLUSS.

Die angeführten Untersuchungsergebnisse über das Vorkommen und die Formen des ozeanischen Dualismus beziehen sich auf Völker verschiedenster Rassen, die über den halben Erdumfang verbreitet wohnen und zum Teil, wie die Australier, nie mit einander verkehrt haben. Anfangs wurde schon darauf hingewiesen, dass die dualistische Gestaltung ihres Gemeinwesens und die kausal-logische Denkart als ursächlich für die Entstehung der dualistischen Naturauffassung gelten konnten.

Als dualistische Vorstufe der späteren Kulturen fanden wir unter allen diesen Inselvölkern und Australiern gemeinsam die Zweiteilung der Umwelt in eine männliche und eine weibliche Hälfte. Jede wurde aus einem Ahnen entstanden gedacht, der durch einseitige Schöpfung Entstehung veranlasste. Nur unter den Polynesiern wurde diese Schöpfung als Ergebnis der Verbindung des Männlichen mit dem Weiblichen aufgefasst, da diese Insulaner sie als unumgänglich nötig für die Entstehung von neuem Leben entdeckt hatten. Die Australier und Melanesier glaubten an die einseitige Schwängerung der Frau., Der Ursprung des Begriffs einer männlichen- nnd einer weiblichen Hälfte aus einer sexualtotemistischen Vorstufe kann am besten in Australien an einem solchen Gemeinwesen, in Neu-Seeland an seinen Kosmogonien und in den Tonga-Inseln an ihren sozialen Einrichtungen nachgewiesen werden.

Durch ihren Zusammenhang mit den Existenzbedingungen eines

Volkes sind die lokalen Eigenarten der dualistischen Naturauffassung besonders interessant; wir stellen sie deshalb hier übersichtlich zusammen.

Unter den Australiern der gesegneteren Küstengegenden herrscht der Sexualtotemismus und das Zweiklassensystem vor, die sich mit der zweiteiligen Naturauffassung über ganze Stämme verbreiten. Bei der kargen Lebensführung der Wüstenstämme verschwindet diese Volksüberzeugung und es tritt an ihre Stelle der Totemahn der kleinen Familiengruppe und ihr Sammelgebiet wird ihre Welt, in welcher der Totemahn als Schöpfer auftritt. Also ein echter Rückschritt. Im melanesischen Bismarck-Archipel besteht unter vielen benachbarten Stämmen ein System von zwei exogamen Klassen und die Natur wird ebenfalls als in zwei Klassen verteilt betrachtet. Ihren Ahnen gemäss gelten sie als männlich und weiblich, besitzen aber noch die Eigenart, dass die männlich Klasse als tapfer, klug und geschickt gilt, die weibliche als feige und tölpelhaft.

In den benachbarten Trobriand-Inseln findet sich eine soziale Verteilung in vier exogame Klassen, die sich ebenfalls auf die ganze Umwelt bezieht. Die Unkenntnis der männlichen Rolle bei der Schwängerung wurde auf diesen Inseln eingehend studiert. Auch die Trobriander besitsen diese Einsicht nicht wie alle Melanesier und es herrscht deshalb auch der Glaube an einseitige Schöpfung vor. Die im zentralen Hochgebirge von Neu-Guinea ansässigen, pygmoiden Stämme verteilen sich in zwei exogame Hälften und auch die ganze Natur ist in diese einbezogen.

An der Südküste bei den Marind-Anim werden die exogamen Hälften in eine männliche und eine weibliche unterschieden, die dementsprechenden Ahnen ihre Existenz verdanken. Eigenartigerweise nicht durch Schöpfung, sondern sie bilden sich durch den Verlust ihrer übernatürlichen Eigenschaften in den folgenden Generationen allmählich in Menschen und irdische Gegenstände um.

Ein weiterer, eigener Zug in der Naturauffassung dieser Papoea an der niederländischen Südküste besteht in der konsequenten Ausbildung der männlichen-weiblichen Totem-Ahnen ihrer Clans und deren Umwelt. Es werden durch diese Annahme die symbiotischen und verwandten Erscheinungen in der Natur erklärt. Das Haupttier oder die Haupterscheinung wird durch den männ-

lichen Ahn geschaffen, seine weiblichen Gehilfen veranlassen die Entstehung der symbiotischen Tiere oder Nebenerscheinungen.

In Polynesien, besonders auf den zentralen Archipelen, hat man es mit körperlich geistig und sozial sehr entwickelten Bevölkerungen zu tun. Sie kannten z. B. die Prokreation durch Mann und Frau zusammen und ihre Naturphilosophie ist demgemäss gestaltet. Ihre Stammbäume, die mit einer Kosmogonie anfangen, könnten als eine praktische Verwendung derselben gelten. Gerade in diesen tritt die Zweiteilung der Natur in eine männliche und eine weiblicher Hälfte als grundlegender Bestandteil hervor.

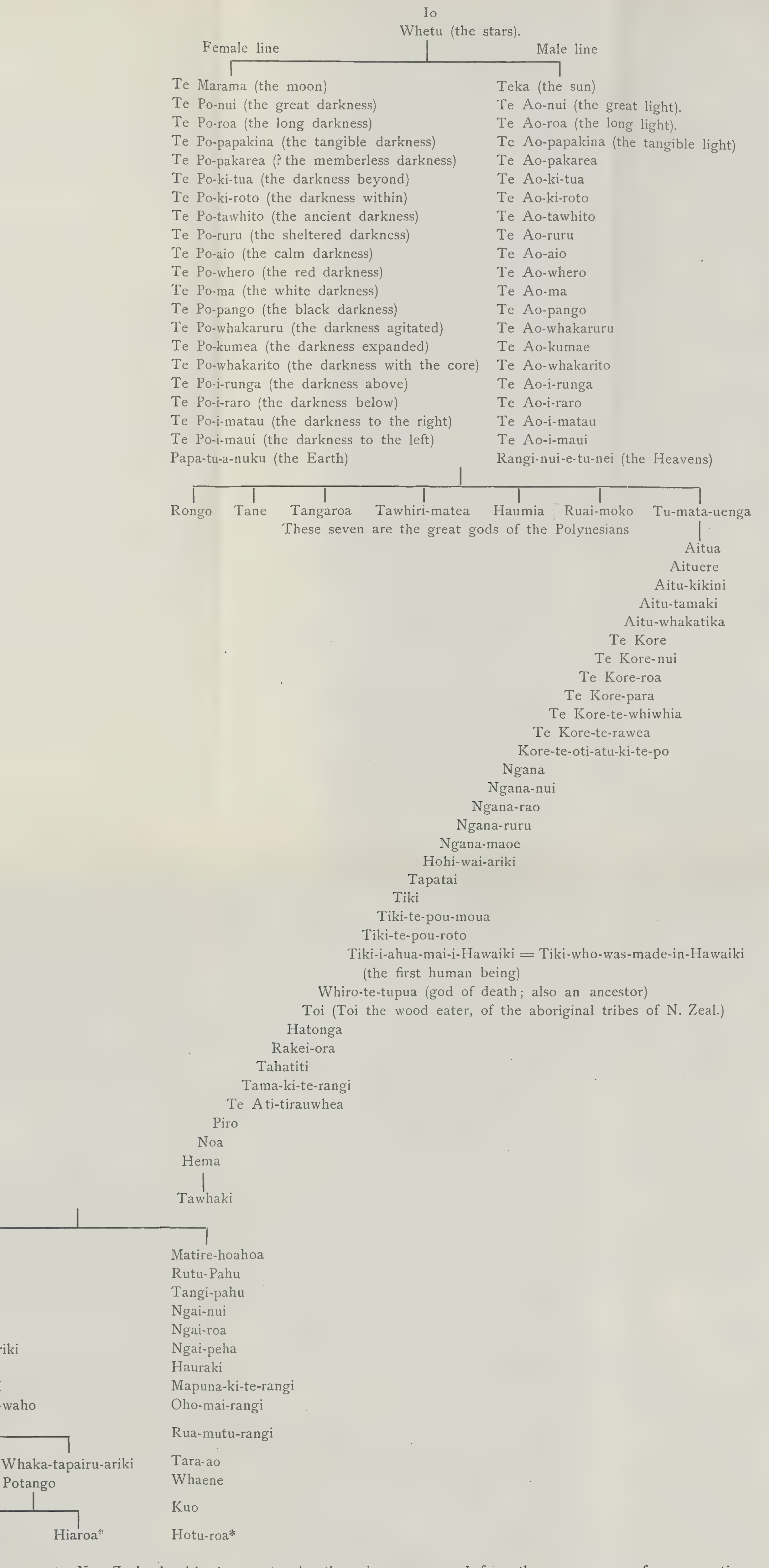
Neben den Kosmogonien führen die geschlechtlichen Verbindungen von männlichen mit weiblichen Naturgegenständen zu der Entstehung von neuen. Meistens geschieht dies nicht durch einmalige, geschlechtliche Schöpfung, sondern es werden Ahnenreihen dabei vorausgesetzt. In dem Aufsatz über Samoa wurden diese Eigenarten ausführlich beleuchtet.

Da Neu-Seeland von Polynesiern bewohnt wird, mutet die mitgeteilte ausführliche, kosmogonische Genealogie besonders archaisch an, da die früheste, sexualtotemistische Schöpfung ohne geschlechtliche Vermischung hier fast das Ganze durchsetzt.

Einen Gipfel der polynesischen dualistischen Naturphilosophie bildet die mitgeteilte Astronomie von Tahiti, aus dem Jahre 1818. Es ist wohl kaum ein kräftigerer Beweis dafür anzuführen, welchen festen Halt die zweiteilige Naturbetrachtung auch für das praktische Leben solcher bewundernswerter Seefahrer hat.

Moerenhout's Schilderung von der Schöpfungsmythe wiederum bekundet eine neue Entwickelungsform der dualistischen Naturphilosophie. Der Hauptgott Tangaroa tritt dabei auf als einseitiger unmittelbarer Schöpfer der leblosen Welt. Zur Entstehung der Menschen und Geister trägt er als männlicher Teil bei, da er sich mit den verschiedensten Göttinnen geschlechtlich verbindet, die dann Menschen, Pflanzen, Tiere und Geister gebären. Zu Letzteren gehören auch die personifizierten Naturerscheinungen.

Die Hypothese einer Umwelt mit einer männlichen und einer weiblichen Hälfte nach dem Vorbild des eigenen Gemeinwesens hat also offenbar diese vielen Völker Jahrtausende lang befriedigen können und ist in die verschiedenste Weise ausgearbeitet worden.



Those marked* came to New-Zealand with the great migration circa 1350, and from then an average of 22 generations brings us to the present time. The latter part of the genealogy from the 4 Tikis downwards to Hotu-roa, is apparently a good deal mixed, and has probably been done to include the aboriginal ancestor (and his descendants) on the Hawaiki line-Ed).

LE CALENDRIER DE LA FACULTÉ DE MÉDECINE DE PARIS AU XVe SIECLE,

PAR

le Dr. ERNEST WICKERSHEIMER.

Les corps formant l'Université de Paris, Nations ou Facultés, ont de bonne heure senti le besoin de tableaux règlant l'ordre des fêtes et des cérémonies religieuses, celui des exercices scolaires et le temps des vacances. Ces tableaux ont reçu le nom de calendriers de l'Université.

Le plus ancien de ceux qui nous soient parvenus, remonte au XIVe siècle et fut établi à l'usage de la nation picarde; on l'a publié deux fois. [1]) Un autre, de 1452, a aussi été publié. [2]) D'autres encore, du XVe et du XVIe siècle, ont été signalés tant par Vallet de Viriville que par Denifle et Chatelain. Ils concernent tous soit la Faculté des arts, soit la Faculté de décret.

La Faculté de médecine possédait, elle aussi, un calendrier. Écrit sur parchemin et relié en cuir rouge, il figure parmi les objets pris en charge par Pierre Des Vallées, lors de son élection au décanat, le 6 novembre 1395 [3]). Au cours du XVe siècle il subit quelques modifications [4]); il a depuis longtemps disparu et on n'avait plus, pour en tenir lieu, que l'almanach imprimé, dit

---

1) C. Jourdain, *Index chronologicus chartarum pertinentium ad historiam Universitatis Parisiensis*, No. 946; Denifle et Chatelain, *Chartularium Universitatis Parisiensis*, 1891, II, p. 709—716.

2) Vallet de Viriville, *Histoire de l'instruction publique en Europe ...*, Paris 1849, in-4⁰, p. 363 et s.

3) Ernest Wickersheimer, *Commentaires de la Faculté de médecine de l'Université de Paris (1395—1516)*, Paris 1915, in-4⁰, p. 1.

4) Ibidem, p. 111, 201, 211, 376, 423.

Calendarium medicum ad usum saluberrimœ Facultatis, dont la première édition parut, semble-t-il, en 1757.

Peut-être n'est-il donc pas inutile de publier le calendrier transcrit au premier feuillet de garde du manuscrit 1003 de Reims, manuscrit que j'ai pu étudier à loisir, grâce à Mlle Odette Réville, conservateur de la Bibliothèque de Reims.

Il s'agit d'un recueil de traités de médecine, classiques pendant une grande partie du moyen âge. Ce sont l'*Isagoge* de Johannitius, le *Liber urinarum* de Théophile, le *Liber pulsuum* de Philarète, les *Aphorismes* et les *Pronostics* d'Hippocrate avec commentaires de Galien, l'*Ars parva* de Galien avec commentaire d'Hali, le *De regimine acutarum egritudinum* d'Hippocrate avec commentaire de Galien. L'écriture est du XIVe siècle.

En 1437, ce manuscrit appartint au médecin parisien Odon de Creil; il passa ensuite aux mains de Gerardus Jeronimi (Gérard Jérôme), qui y ajouta des notes; le calendrier est sûrement de sa main.

Gérard Jérôme fut reçu bachelier par la Faculté de médecine de Paris en 1446, licencié et maître en 1448, puis il se rendit à Reims où il fut pourvu d'un canonicat, au plus tard en 1451. [1]) Il avait emporté à Reims son manuscrit, qui entra plus tard à la librairie du chapitre. C'est pourquoi Henri Loriquet a pris le calendrier pour un „tableau des jours de l'année où, en raison du saint, la leçon de médecine n'est pas donnée: "non legitur", "non disputatur", dans l'école du chapitre". [2])

Il va sans dire qu'au XVe siècle on n'enseignait plus depuis longtemps la médecine dans les écoles capitulaires. Le calendrier du ms. 1003 de Reims est en réalité un document parisien. Les noms de saints qui y figurent suffiraient à le prouver; de même, la mention répétée de l'église des Mathurins, qui fut, le fait est bien connu, la paroisse de la Faculté de médecine pendant presque tout le XVe siècle [3]).

Ce calendrier ne diffère pas beaucoup de ceux qui ont été précédemment publiés. Comme ceux-ci, c'est un calendrier perpétuel. Les noms des jours de la semaine y sont donc remplacés

---

1) Ibidem, 177, 181—182; *Catalogue général des manuscrits des bibliothèques publiques de France, Départements,* XXXIX, p. 252.

2) Ibidem.

3) *Commentaires ...*, p. LXVII.

par les lettres *a—g*, le 1er janvier étant désigné par un *a*, le 2 par un *b* et ainsi de suite jusqu'au septième jour du mois; puis on recommence, les séries de sept lettres se suivant ainsi jusqu'au 31 décembre. Ainsi la même lettre correspond toujours au même jour de la semaine et la lettre dominicale est celle qui sert à désigner le premier dimanche du mois de janvier. [1])

Januarius.

a. Circoncisio Domini. Non legitur.
b.
c. Genovefe virginis. Non legitur.
d.
e. Non legitur ultra terciam. Non disputatur.
f. Epifania Domini. Non legitur.
g. . . . [2]). Non legitur ordinarie.
a. Resumuntur lectiones.
b.
c. Guillermi. Non legitur.
d. Pauli, primi heremite. Non legitur.
e—f.
g. Hilarii et Firmini. Non legitur.
a.
b. Mauri. Non disputatur.
c. Antonii. Non legitur.
d—e.
f. Fabiani. Non legitur.
g. Agnetis. Non disputatur.
a. Vincencii. Non legitur.
b—c.
d. Conversio sancti Pauli. Non legitur.
[*e—g*, *a—c*]. Aliis diebus . . . [3])

Februarius.

d. Non legitur ultra terciam. Non disputatur.
e. Purificacio Marie Virginis. Non legitur.
f. Blasii. Non legitur. Non disputatur.
g.
a. Agate.

---

1) Sauf, bien entendu, dans les années bissextiles.
2) Mots effacés.
3) Mots effacés.

b—g, *a—g*, *a—b*.
c. Non disputatur.
d. Catedra sancti Petri. Non legitur. Non disputatur.
e.
f. Mathei.[1]) Non legitur.
g, *a—b*.
c. Augustini. Non legitur.

Marcius.

d—g, *a—b*.
c. Thome de Aquino. Non legitur.
d—g.
a. Gregorii, pape. Non legitur.
b—c.
d. Non legitur ordinarie a sabbato in Ramis Palmarum usque ad crastinum crastini dominice de Quasimodo.
e—g, *a—b*.
c. Benedicti, abbatis. Non legitur ordinarie.
d—e.
f. Non legitur ultra terciam. Non disputatur.
g. Annunciacio dominica. Non legitur.
[*a—f*]. Alii dies martis sunt legibiles.

Aprilis.

g, *a—b*.
c. Ambrosii. Non legitur.
d—g, *a—g*, *a—g*.
a. Georgii, martiris. Non legitur ordinarie. Non disputatur.
b.
c. Marci, evangeliste. Non legitur.
d—g.
a. Petri, martiris. Non legitur.

Maius.

b. Philipi. Non legitur. Non disputatur.
c.
d. Invencio sancte Crucis. Non legitur. Non disputatur.
e—f.
g. Johannis ante Portam latinam. Non legitur.
a.

---

1) Pour "Mathie".

b. Non legitur ultra terciam.
c. Nicolai. Non legitur.
d—e.
f. Non legitur ordinarie a vigilia Pentecostes usque ad crastinum crastini Trinitatis.
g, a—g, a—d.
e. In vigilia Ascensionis nec crastino legitur ordinarie.
f. Nota quod a sexta feria ante Trinitatem non legitur ordinarie usque post Trinitatem.
[*g, a—d*].

Junius.

e—g, a—f.
g. Landrici. Non disputatur.
a. Barnabe, apostoli. Non legitur.
b—g, a.
b. Gervasii. Non disputatur.
c—e.
f. Non legitur ultra terciam.
g. Nativitatis Johannis Baptiste. Non legitur.
a. Eligii, episcopi. Non legitur.
b—c.
d. Hic oriuntur vacaciones.
e. Apostolorum Petri et Pauli.
[*f*].

Julius.

g, a—g, a—b.
c. Sancti Benedicti. Non legitur.
d—g, a—b.
c. Arnulphi. Non legitur.
d.
e. Marguarite. Non legitur.
f.
g. Marie Magdalenes. Non legitur.
a—b.
c. Jacobi, Christofori. Non legitur.
d—g, a—b.

Augustus.

c. Ad vincula Petri. Non legitur. Non disputatur.
d.

e. Invencio Stephani. Non legitur.
f.
g. Dominici, confessoris. Non legitur.
a—c.
d. Non legitur. Ultra terciam non disputatur.
e. Laurencii. Non legitur.
f—g, *a—b*.
c. Assumptio beate Marie. Non legitur.
d—g.
a. Bernardi. Non legitur.
b—d.
e. Bartholomei. Non legitur.
f. Ludovici. Non legitur.
g, *a*.
b. Augustini. Non legitur.
c. Decolacio Johannis Baptiste. Non legitur.
[*d—e*].

September.

f. Egidii. Non legitur.
g, *a—e*.
f. Nativitas beate Marie. Non legitur.
g, *a—d*.
e. Exaltacio sancte Crucis. Non legitur.
f—g, *a—d*.
e. Mathei. Non legitur.
f—g, *a—c*.
d. Cosme et Damiani. Non legitur.
e.
f. Michaelis. Non legitur.
g. Jeronimi. Non legitur.

October.

a. Remigii. Non legitur.
b—c.
d. Francisci. Non legitur.
e—g, *a*.
b. Dionisii. Non legitur prima die sabbati post hoc festum. Est prima missa in Maturinis.
c—g, *a—c*.
d. Luce evangeliste. Non legitur in crastino, non terminatur et est missa in Sancto Maturino sub pena duorum solidorum.
e—g, *a*.

b. Romani. Non legitur.
c—f.
g. Simonis. Non legitur.
a. Die Quintini. Non legitur ultra terciam.
b.
c.

November.

d. Omnium Sanctorum.
e. Offer[torium] Animarum.
f. Hic resumuntur lectiones et est missa in Sancto Maturino.
g. Die sequenti disputaciones.
a.
b. Nota: die lune post festum Animarum debet celebrari missa in Sancto Maturino pro deffunctis.
c.
d. Maturini. Non legitur ordinarie. Non disputatur.
e.
f. Non disputatur.
g. Martini. Non legitur.
a. Non legitur ordinarie. Missa in S. Maturino.
b—g, a.
b. Emundi. Non legitur.
c.
d. Cecilie. Non disputatur.
e. Clementis. Non legitur. Non disputatur.
f.
g. Katherine. Non legitur.
a. Genovefe. Non legitur ordinarie, non disputatur. Missa ad Predicatores.
[*b—c*].
[*d*]. Vigilia Andree. Non disputatur.
[*e*]. Die festi [Andree]. Non legitur. — Nullus legat cursorie in nonis, die disputabili post festum Omnium Sanctorum usque ad LXX^m^.

December.

f. Eligii. Non legitur.
g, a—c.
d. Nicolay. Non disputatur. Non legitur.
e. Non legitur ultra terciam. Ibi celebratur missa.
f. Concepcio beate Marie. Non legitur.
g. Non legitur ordinarie [nec] cursorie usque ad crastinum Epifanie. Non terminatur crastine Epifanie.
a—f.

g. "O Sapiencia". Non disputatur nec legitur usque et cetera, ut prius. [*a*—*g*, *a*—*g*, *a*].

Parmi les notes que Gérard Jérôme a ajoutées au manuscrit, il s'en trouve une au deuxième feuillet de garde postérieur (fol. C), qui a trait au régime scolaire de la Faculté de médecine de Paris. Bien qu'elle ne soit pas inédite [1]), j'ai cru devoir la reproduire ici, parce que ceux qu'elle pourrait intéresser, ne songeraient guère à la chercher dans la notice descriptive d'un manuscrit rémois. Il s'agit du nombre de leçons que les bacheliers étaient tenus de consacrer à chacun des ouvrages dont était composé le programme de leur enseignement. Notons que si les ouvrages sont les mêmes que ceux que cite Chomel [2]), les chiffres des leçons affectées à chacun d'eux sont le plus souvent différents; aussi ai-je pris soin de faire suivre chacun des chiffres donnés par le manuscrit de Reims, de ceux qu'indique Chomel, ces derniers placés entre crochets [ ].

Taxacio lectionum librorum medicinalium legendorum per bachalarios. Liber Amphorismorum, ad 10 [50] lectiones; Tegny, [3]) ad 50 [40]; Regimenti acutorum, ad 38 [38]; Pronosticorum, ad 36 [26]; Johannicii, ad 30 [20]; Viaticus totus, ad 70 [50]; primus Viatici, pro medio cursu, ad 20 [4]); de Pulsibus Philareti, ad 12 [12]; Ysaac de Febribus, ad 40 [20]; Diete universales, ad 32 [22]; Diete particulares, ad 28 [28]; Urinarum ejusdem, ad 24 [20]; Urine Theophili, ad 14 [20]; Versus Egidii de Urinis, ad 20 [20]. [5])

---

1) Elle a été publiée par H. Loriquet dans le *Catalogue général*..., XXXIX, p. 253.

2) CHOMEL, *Essai historique sur la médecine en France*, Paris 1762, in-12^0, p. 124—125.

3) Chomel indique à sa place, sans doute par erreur, "le livre de la Diète".

4) "Et volens septimum librum Viatici legere pro medietate unius de cursibus, apponet ad hoc minus decem lectiones", CHOMEL, op. cit., p. 125, n. *g*.

5) Chomel cite encore un traité "du pouls et des urines", sans nom d'auteurs.

DIE MEDIZINHISTORIOGRAPHIE IM XVIII. JAHRHUNDERT

VON

EDITH HEISCHKEL

Die Geschichte der Historiographie der Medizin ist bisher wenig bearbeitet worden. Ausser gelegentlich gegebenen Überblicken in einzelnen Kapiteln von grösseren medizinhistorischen Werken [1]) finden wir eine eingehendere Beschäftigung mit diesem Stoff bei *Quitzmann* [2]). Dieser bezeichnet es als sein erstes Bemühen, den historischen Entwicklungsgang der medizinischen Historiographie ins Klare zu bringen [3]), d.h. ihn bis zu ihrem gegenwärtigen Zustande — also bis zum Jahre 1843 — fortzuführen. Dabei gibt der Autor im wesentlichen einen Abriss der Entwicklung der Methoden zu dem „Kulminationspunkt aller anderen Methoden, der philosophischen Geschichtschreibung" hin und endet mit einem Lobpreis dieser Methode, zu der er sich als Anhänger *Schellings* bekennt.

In neuester Zeit beschäftigten sich mit der Historiographie der

1) Vgl. BAAS, JOH., HEINR., Grundriss der Geschichte der Medizin und des heilenden Standes. Stuttgart 1876, S. 526 ff. ROHLFS, HEINR., Die medicinischen Classiker Deutschlands, Stuttgart 1880, 2. Abtlg., S. 212: CURT SPRENGEL als Pragmatiker. KESTNER, CHRIST., WILH., Kurzer Begriff der Historie der medizinischen Gelahrtheit. Halle 1743, cap. I. Von den Skribenten der Historie der Arzneykunde. v. BOLTENSTERN, O., Die neuere Geschichte der Medicin. Leipzig 1901. (Medicinische Bibliothek für prakt. Ärzte, Nr. 142—147), S. 256 ff.

2) QUITZMANN, ERNST, ANTON, Vorstudien zu einer philosophischen Geschichte der Medizin. 1. Theil: Die Geschichte der Medizin in ihrem gegenwärtigen Zustande. 1. Abthlg.: Subjektiver Theil der Geschichte der Medizin. Karlsruhe 1843. (2. Abthlg.: Objektiver Theil. Karlsruhe 1843. Alles, was erschienen).

3) a. a. O. Vorrede. — DIEPGEN war bei der Abfassung seiner unten erwähnten Arbeit diese Studie von Quitzmann unbekannt.

Medizin *Diepgen*[4]) und *von Seemen*[5]). *Diepgen* behandelt die medizinische Geschichtschreibung bis zu LECLERC [6]) und der Fortsetzung seines Werkes durch FREIND [7]). Seine Bearbeitung reicht nicht, wie *v. Seemen*[8]) meint, bis zum Beginne der Romantik. *v. Seemen* selbst beginnt um 1792 mit SPRENGEL und seinen Zeitgenossen. Er stellt jedoch nur die Einleitungen ihrer Werke gegenüber, auf den Inhalt aller jener Skizzen oder Versuche einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde geht er nicht ein. Um ihn nach dieser Richtung zu ergänzen, ist daher noch ein Teil der von ihm schon bearbeiteten Autoren in den Kreis der Betrachtungen gezogen worden.

Es bleibt die Aufgabe, den Weg darzulegen, den die medizinische Historiographie im XVIII. Jahrhundert nahm.

Vergleichen wir die Einleitungen zweier Werke an Anfang und Ende dieser Zeitspanne: GOELICKE [9]) schreibt im Jahre 1717 in seiner Vorrede an den Leser, er wolle auf eine einfache und streng der zeitlichen Reihenfolge angepasste Art und Weise erzählen von den Ärzten, die irgendwie berühmt geworden seien, von den Schriften, die sie verfasst, von den neuen Entdeckungen, die sie gemacht und von den Ärzteschulen, die sie gegründet hätten, von den Neuerungen, die das System der Medizin erfahren habe [10]). SPRENGEL [11]) dagegen betont am

---

4) DIEPGEN, PAUL, Zur Geschichte der Historiographie der Medizin; in der Festschrift für Heinr. Finke, Münster 1925, S. 442/65.

5) v. SEEMEN, H., Zur Kenntnis der Medizinhistorie in der deutschen Romantik. Zürich, Leipzig, Berlin. 1926.

6) DAN. LE CLERC, Histoire de la médecine. Genf 1696.

7) FREIND, JOHN, The History of physic from the time of Galen to the beginning of the 16th century. 1.2. London 1725/26.

8) a. a. O. Vorwort.

9) GOELICKE, ANDR., OTTOMAR, Historia medicinae universalis qua celebriorum quorumcunque medicorum, qui a primis artis natalibus ad nostra usque tempora inclaruerunt, vitae, nomina, dogmata singularia, ratiocinia, hypotheses, sectae, quas condiderunt, innovationes systematum etc. adcurate pertractantur, adjectis hinc inde observationibus criticis. Frankfurt a/O. 1717—20.

10) „ordinem talem servare, ut, quales . . . medici celebritatem quandam consecuti sint, qualia scripta ediderint, quae nova inventa detexerint . . . . vel quas novas sectas stabiliverint . . . quas innovationes systema medicum diversis temporum intervallis passum fuerit . . . . simplici et temporum maxime rationi adcommodata methodo enarretur".

11) SPRENGEL, KURT, Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde. 5 Theile. Halle 1792/1803. Von mir wurde die 2. Aufl. Halle 1801 benutzt.

Ende des XVIII. Jahrhunderts, dass die Geschichte der Arzneikunde eine Erzählung von den Veränderungen und Schicksalen, die die Wissenschaft erlitten hat, enthalte, sie bestehe nicht bloss in einer Lebensgeschichte berühmter Ärzte, nicht bloss in einem Verzeichnis und einer Rezension der medizinischen Schriften .... Die Historie der Medizin müsse soviel wie möglich aus der Geschichte der Kultur hergeleitet werden. Er erklärt den Begriff „pragmatisch" [12]), gibt eine Definition des Wortes „Cultur", wird sich über Beziehungen zwischen Philosophie und Medizin klar, fordert vom Geschichtschreiber Unparteilichkeit, Aufbau auf den Quellen selbst, Prüfung ihrer Echtheit, Eindringen in den Geist des beschriebenen Zeitalters und gibt ein Verzeichnis der von ihm benutzten Werke.

Dort nur das Bestreben, den gesammelten Stoff chronologisch aneinanderzureihen, eine einfache Herausarbeitung der Tatsachen, hier die Stellungnahme zu den Aufgaben des Geschichtschreibers, eine bewusst geschichtsphilosophische Betrachtung der Vergangenheit [13]).

Wollte man mit *v. Seemen* [14]) in der medizinischen Historiographie des XVIII. Jahrhunderts nur ein Stehenbleiben bei einer aus pragmatischen Gesichtspunkten betriebenen gelehrten Historiographie sehen, so hiesse das die Wandlung verkennen, die sich in der Geschichtschreibung der Medizin vollzog, in Abhängigkeit von der zeitgenössischen allgemeinen Geschichtsauffassung und Historiographie.

Wir wollen an Hand der deutschen und ausländischen Darstellungen der gesamten Medizingeschichte, indem wir hier und da auch historische Werke über Teildisziplinen der Heilkunde heranziehen, verfolgen, wie die Medizingeschichtschreibung zu dem wurde, was sie Ende des XVIII. Jahrhunderts war. Es kommen im

---

12) „.... Neuere Geschichtschreiber nennen die Historie pragmatisch, wenn sie uns klug macht. Sie macht uns aber klug, wenn sie uns Anlass giebt zu Betrachtungen über die stufenweise Entwicklung des menschlichen Verstandes, zum bessern Verstehen der medizinischen Lehrgebäude, zur Benutzung auch der vergeblichen Versuche die Wahrheit zu erforschen, und zur Berichtigung unseres eigenen Systems".

13) Der Ausdruck Geschichtsphilosophie war zuerst von Voltaire 1765 in seiner Abhandlung über die Sitten und den Geist der Nationen im Sinne einer universalhistorisch philosophierenden Betrachtung der menschlichen Kultur angewandt worden.

14) a. a. O. S. 33.

wesentlichen deutsche, englische, französische, italienische und dänische Werke in Frage, aber sie sollen nicht nach Nationen getrennt abgehandelt, sondern im Zusammenhang betrachtet werden, zumal sie vielfach internationale Abhängigkeiten voneinander zeigen [15]).

I. DIE GELEHRTE MEDIZINGESCHICHTE.

1. BARKHAUSEN, GOELICKE, SCHULZE.

Nach LECLERCS grossem Werke [16]), das die späteren Autoren [17]) voller Bewunderung und Anerkennung nennen, wagte sich so bald niemand an eine umfassendere Darstellung der Medizingeschichte, ausserdem war dafür zu LECLERCS und FREINDS Zeiten kein allzu grosses Bedürfnis vorhanden [18]).

Im ersten Dezennium des neuen Jahrhunderts finden wir nur kleine akademische Gelegenheitsarbeiten, wie die Dissertatio epistolica BURGGRAVS [19]), die beiden Reden ALBINS [20]), die kleinen

---

15) Indem BAAS (a. a. O. S. 526) behauptet, die Geschichte der Medizin sei im 18. Jahrhundert in Deutschland erst eigentlich geschaffen worden, verkennt er die Bedeutung Conrings im 17. Jahrh. und den Einfluss Leclercs und Freinds auf die Medizinhistorie des 18. Jahrhunderts, vgl. dazu DIEPGEN, Finke-Festschrift, S. 452 ff. u. S. 464 f.

16) Ausführlich behandelt von DIEPGEN, a. a. O.

17) STOLLE, GOTTL., Anleitung zur Historie der medizinischen Gelahrtheit. Jena 1731, S. 8, Anm. *f*; SPRENGEL a. a. O. Einleitung.

18) Vgl. DIEPGEN, Finke-Festschrift, S. 465.

19) JOH. PHIL. BURGGRAV gliedert seine "Libitina ovans fatis hygieae; seu de medicae artis aeque ac medicorum praecipuis fatis", Frankfurt a/M. 1701, in 2 Abschnitte, im 1. Teil will er das Schicksal der Heilkunst, im zweiten die Geschicke im Leben der Ärzte schildern, aber auch der erste Teil ist erfüllt von biographischen Notizen, die eine Vorliebe des Verfassers für Anekdotenhaftes erkennen lassen (vgl. S. 72 f.). Mit eigenen Urteilen ist er sehr zurückhaltend, mit Ausnahme einer Stelle (a. a. O. S. 26), wo er ein schlimmes Bild von den „Methodikern" seiner Zeit malt, ohne dass man sich recht vorstellen kann, was er darunter versteht. GALEN, CONRING u. a. werden zitiert. Doch ist die eigene Kenntnis der Quellen schwach. Falsche Datierungen sind häufig (s. S. 35 ff. PAUL V. AEGINA, AETIUS u. a.). Die chronologische Reihenfolge wird immer wieder durch Anspielungen auf die zeitgenössische Medizin unterbrochen. Im grossen ganzen bringt das Werk nichts Eigenes, Neues und ist, wie schon Aug. FRIEDR. HECKER (Allgem. Geschichte der Natur- und Arzneikunde, Leipzig 1793, S. 330) sagt, sehr unbedeutend.

20) ALBIN, BERNHARD, Oratio de ortu et progressu medicinae, Leiden 1702; ders., Oratio de incrementis et statu artis medicae seculi decimi septimi, Leiden 1711. Albin wurde, nachdem er lange Zeit Leibarzt am preussischen Hofe gewesen war,

Schriften ZAHNS[21]), CELLARIUS'[22]) und CRAUSES[23]). Das Material zu diesen recht oberflächlichen Arbeiten ist sekundären Quellen entnommen; sie selbst sind für die Entwicklung der medizinischen Historiographie bedeutungslos. Auf derselben Stufe stehen ASTIUS' Diatribe[24]), MICHAEL ALBERTS Programm seiner Vorlesungen[25]) und GOLDNERS Dissertatio[26]).

Mitten in dieser Fülle von Kleinigkeiten tritt uns plötzlich ein ganz anderes, grosses Werk entgegen: BARKHAUSENS Historia

---

nach Leiden berufen und hielt zum Antritt dieser Professur die erstgenannte Rede. Die gebotene Kürze dieses Überblicks über die gesamte Geschichte der Medizin bedingt natürlich eine lückenhafte Darstellung des Stoffes. Auffallend ist die ablehnende Stellung gegenüber den Mythen von den Anfängen der Medizin (vgl. dazu weiter unten Schulze u. Goelicke), charakteristisch für die Rede ein übertriebenes Pathos. HECKER (a. a. O. S. 331) nennt beide Reden mit Recht „ganz unbedeutend", während sich ein Franzose (BERNARD, Nouvelles de la Rep. des lettres, Decembre 1710, art. V, p. 683, zitiert bei STOLLE, Anleitung zur Historie der medizinischen Gelahrtheit, Jena 1731, S. 357 f.) für die „geistreiche Art" und das „schöne Latein" des Verfassers begeistert.

21) ZAHN, GODOFR., ANDR., Dissertatio de origine, progressu et dignitate medicinae, cuius cognitionem lecturis, etiam non profitentibus artem, ob materiae intercurrentis varietatem, acceptam et amoenam fore .... sibi pollicetur .... Wesel 1708.

22) SALOMONIS CELLARII Origines et antiquitates medicae post praematurum illius excessum... editae a Christophoro Cellario patre, Jena 1701. Die beiden letztgenannten Werke geben mit ihren vielen Zitaten mehr ein Bild von der Belesenheit ihrer Verfasser als von den Anfängen der Medizin.

23) CRAUSE, RUD., WILH., Programma de fatis medicinae. Jena 1709.

24) ASTIUS, JOH., GOTTL., Diatribe historico-litteraria, exhibens succinctam medicorum, medicaeve historiae delineationem, Leipzig 1715, reicht von den Anfängen der Medizin bis zum XVIII. Jahrhundert, besteht im wesentlichen aus einer Aufzählung von Namen, und ist grob und rein äusserlich gegliedert in drei Abschnitte, deren erster die Anfänge der Medizin umfasst, während die zweite und dritte Periode die Medizin von Aristoteles bis Christi Geburt und von diesem Zeitpunkt bis zum XVIII. Jahrhundert enthalten (Vergl. dazu HECKER, a. a. O. S. 332).

25) ALBERT, MICHAEL, Fata theoriae medicae, Halle 1711. Drei weitere vermutlich ähnliche Werke aus jener Zeit: A. H. RANGIUS (VON CHOULANT, Tafeln zur Gesch. der Medizin, Leipzig 1822, als „Rung" zitiert): Oratio de fatis et mutationibus, quibus obnoxia fuit ars medica, Bremen 1716, SPINKE, JOH., Londons medical informer containing a brief inquiry into the ancient state of physick, London 1710 und VATER, ABRAHAM, De incrementis artis medicae, Wittenberg 1718 waren in deutschen Bibliotheken nicht aufzufinden.

26) GOLDNER, GEORG, LUDW., Diss. de medicinae origine et medicorum principe Hippocrate. Gera 1721. Ein recht oberflächliches Werk, das nur Mythen und biographische Notizen über Hippokrates bringt.

medicinae [27]). Es steht am Anfang einer Richtung, die während der nächsten Jahre für die medizinische Historiographie massgebend wurde und der die bedeutendsten Werke der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts angehören, der gelehrten Geschichtschreibung. Charakterisiert ist sie durch das Zurückgehen auf die ältesten Quellen, durch sorgfältige Berücksichtigung der Hilfswissenschaften und durch das Bestreben, die Quellen über den behandelten Zeitabschnitt möglichst vollständig zu sammeln. *Leibniz* hatte diese Methode kurz zuvor als erster in Deutschland angewendet [28]).

BARKHAUSENS Werk weicht nach Form und Inhalt der Darstellung völlig von allem ab, was vorher und später an medizinhistorischen Büchern erschien. Er macht sich von der streng chronologischen Aneinanderreihung der Tatsachen los und gibt keine bio-bibliographisch eingestellte Geschichte [29]), sondern eine Geschichte der medizinischen Theorien [30]). Es ist seiner grossen Belesenheit zu danken, dass er dabei, nach welchen Gesichtspunkten es auch geschieht [31]), den Überblick über die ganze Geschichte der Medizin nie aus dem Auge verliert [32]).

Gerade dadurch, dass er einen Gesichtspunkt durch Jahrhunderte hindurch mit voller Beherrschung des gesamten Stoffes verfolgt, wird das Buch besonders wertvoll [33]). Merkwürdig ist

---

27) BARCHUSEN, J., CONR., Historia medicinae, in qua si non omnia, pleraque saltem, medicorum ratiocinia, dogmata, hypotheses, sectae, etc. quae ab exordio medicinae usque ad nostra tempora inclaruerunt, pertractantur. Amsterdam 1710. Vermehrte Ausgabe unter dem Titel: De medicinae origine et progressu dissertationes. Utrecht 1723.

28) Vgl. FUETER, E., Geschichte der neueren Historiographie. München und Berlin 1925, S. 316.

29) Im Gegensatz zu SCHULZE, der sich an diese Reihenfolge hält.

30) Vgl. auch DIEPGEN, Finkefestschrift, S. 464.

31) Als Beispiele seien einige Titel seiner Dialoge angeführt: De anatomiae usu in medicina. De elementis, natura et caussis. De natura hominis, semine genitali, sede animae et sanitate.

32) Während die späteren Vertreter gelehrter Historiographie nie dazu kamen, ihr Werk bis zur Neuzeit fortzuführen; vgl. dazu SCHULZES und GOELICKES Darstellungen der Medizingeschichte.

33) Diese Anschauung steht im Gegensatz zu der Auffassung bei Hirsch-Gurlt, (Biographisches Lexikon der hervorrag. Ärzte aller Zeiten und Völker. Bd. 1, 2. Aufl., Wien und Leipzig 1929, S. 335), findet sich aber unterstützt durch Rezen-

die Dialogform des Werkes[34]: Am Anfang jedes Kapitels führt der Verfasser die Personen des Dialoges ein, unter denen er selbst meist vertreten ist; oft mit wahrem Behagen und Freude an der lateinischen Sprache irgendein Symposion in einem schönen Garten bei einem Becher Wein beschreibend[35]. In der Betonung der schönen Form und in der Ankündigung in der Vorrede des Werkes, dass der Leser hier sicher manches finden würde, was ihm nützen und Freude machen könne[36], klingen die alten Tendenzen der humanistischen Geschichtschreibung an.

Den Dialog handhabt der Verfasser sehr geschickt[37], oft nimmt mitten im sachlichsten Thema das Gespräch eine humorvolle Wendung[38], der Gegensatz zwischen philosophisch gewendetem Inhalt der Gespräche und der Leichtigkeit des Dialogs, den wir an vielen Stellen finden, die Unterbrechung durch neuhinzukommende Teilnehmer[39] machen das Ganze äusserst lebendig. Aber noch in anderer Beziehung schöpft der Autor die Möglichkeiten des Dialogs aus: BARKHAUSEN's hervorstechendste Eigenschaften sind Streben nach Objektivität[40] und Toleranz

---

sionen bei vielen Autoren des XVIII. und XIX. Jahrhunderts; vgl.: KNEBEL, IMM., GOTTL., Versuch einer chronolog. Übersicht der Literärgeschichte der Arzneiwissenschaft. Breslau 1799, S. XXIII. HECKER a. a. O., S. 331f.; sogar der kritische SPRENGEL (a. a. O., Einleitung) nennt das Buch „sehr brauchbar". JAC. FRIED. REIMMANNS, eines Halberstädter Theologen, Versuch einer Einleitung in die Historiam literariam derer Teutschen und zwar des 3. und letzten Theils viertes und letztes Hauptstück. Halle 1713. DEZEIMERIS (OLIVIER et RAIGE-DELORME): Dictionnaire historique de la médecine ancienne et moderne. T. 1—4. Paris 1828—1839, Bd. I, S. 272. STOLLE zitiert (a. a. O., S. 8) eine Rezension aus den Acta Eruditorum XCVII. Theil p. 55 seqq. Eine weniger günstige Beurteilung fand sich nur bei JOH. CHR. GOTTL. ACKERMANN, Institutiones historiae medicinae. Nürnberg 1792, S. 8.

34) Eine Form, die HECKERS Beifall nicht findet, vgl. oben S. 331 f.

35) a. a. O. S. 47.

36) a. a. O. Praefatio ad lectorem.

37) Namentlich im Vergleich zu REIMMANNS oben angeführtem Werk, wo die Fragen des zweiten Teilnehmers immer nur dazu bestimmt scheinen, dem langsamen Tempo des Dialogs einen Antrieb nach vorwärts zu geben.

38) So als die Ansichten des Hippokrates von der Vorbestimmung des Geschlechtes des Kindes durch Diät der Eltern erörtert werden; an dieser Stelle sagt einer der Anwesenden: „Nunc demum intelligo, quam ob caussam mihi mea uxor duas peperit filias, in posterum et ego et uxor, abiecta omni cunctatione, corpora nostra curabimus diaeta Hippocratica, ut nobis tandem filiolus sit. (S. 190 f.).

39) a. a. O. S. 80.

40) Stellen (a. a. O. S. 85) wie: „Quot capitum vivunt, totidem studiorum millia" und „sua quisque delectatur sententia" sind nicht selten. (vgl. a. a. O. S. 525 u. S. 405).

anderen Ansichten gegenüber, gerade dazu dient ihm die Gesprächsform des Werkes; wenn der Leser von ihm eine eigene Stellungnahme zu den vorgetragenen Theorien erwartet [41]), leitet er die Unterhaltung, nachdem die widersprechendsten Meinungen geäussert wurden, durch eine erneute Zwischenfrage auf ein anderes Thema und bricht den Dialog mit der Bemerkung ab, es sei hier dazu weder der Ort noch die Zeit [42]). Nur an ganz wenigen Stellen können wir etwas von den eigenen medizinischen Anschauungen des Verfassers ahnen, der in Utrecht Professor der Chemie war und der iatrochemischen Richtung zuneigte, so in dem Kapitel über *de le Boe*, den einer der Teilnehmer neben *Willis* für den weitaus berühmtesten Arzt des vergangenen Jahrhunderts erklärt [43]), ohne dass ihm darin widersprochen wird.

Als Vertreter der gelehrten Historiographie kennzeichnet sich BARKHAUSEN dadurch, dass er versucht, auf die ältesten Quellen zurückzugehen und sie in der Ursprache zu lesen, dass er sie vergleicht [44]), dass er sie möglichst vollständig anführt [45]), dass er sie genau zitiert [46]), dass er Kritik an ihnen übt [47]), dass er weitere Schriften nennt, in denen sich der Leser über irgendeine Frage genauer unterrichten könne [48]). Fehlerquellen, die die Übersetzung aus dem Arabischen liefern könnte [49]), werden berücksichtigt, und schmerzlich empfindet der Verfasser die fehlenden Kenntnisse in der griechischen und arabischen Sprache [50]). Es wäre ein undankbares Unternehmen, in einem Werk, das durch Auswahl seiner Themen auf Vollständigkeit keinen Anspruch macht, Lücken nachweisen zu wollen: so könnte man eine Erwähnung *Vesals* und der Fortschritte der Anatomie im XVI. Jahrhundert vermissen [51]), man könnte weiterhin die nur unter Vorbehalt für das X. Jahrhundert angesetzte Lebenszeit *Constantins von Afrika* beanstanden [52]). Man könnte aus einer Stelle [53]), wo vom „diluvium

---

41) Auch LECLERC ist mit seiner eigenen Meinung sehr zurückhaltend, vgl. DIEPGEN, Finkefestschrift, S. 454.

42) a. a. O. S. 479. 43) a. a. O. S. 497.

44) a. a. O. S. 78. 45) a. a. O. S. 133 f.

46) a. a. O. praef. ad lect. u. S. 219 ff. 47) a. a. O. S. 159.

48) a. a. O. S. 72, Anm. 4. 49) a. a. O. S. 345. 50) a. a. O. Praefatio ad lectorem.

51) Auch von LECLERC (vgl. DIEPGEN, Finke-Festschrift, S. 456) werden diese Fortschritte der Anatomie nicht angeführt.

52) a. a. O. S. 365. 53) Vgl. Diss. de orig. et progr., S. 2.

universale" die Rede ist, schliessen, dass der Verfasser an der Autorität der Bibel festhält, aber das alles sind Züge, wie wir sie in der zeitgenössischen gelehrten Historiographie oft genug ohne die vorsichtige Zurückhaltung eines BARKHAUSEN finden.

Viel weniger Zustimmung bei den Zeitgenossen [54]) fanden die Werke ANDREAS OTTOMAR GOELICKES [55]); die Vorreden zu den im Laufe der Jahre 1717—1720 erschienenen Abschnitten seiner „Historia medicinae universalis" [56]) geben einen Einblick in seine erbitterten Streitigkeiten mit seinen Kritikern. Vieles mag dazu GOELICKES Wesensart beigetragen haben. „Ein heftiger und streitbarer Anhänger *Stahls*" — „acris et bellicosus Stahlii adsecla" — [57]) wird er von HALLER genannt [58]), und KESTNER schreibt [59]), er wolle nicht noch mehr Fehler aus dessen Werk anführen, weil er Bedenken trüge, den Herrn Autor, der auch einen glimpflichen Widerspruch nicht wohl vertragen könne, zu fernerem Zorn zu reizen.

---

54) Vgl. KESTNER, a. a. O. S. 16f. und STOLLE, a. a. O. S. 8, der auf eine Rezension in der Bibl. miscell. vol. I p. 100 seqq hinweist. HECKER nennt (a. a. O. S. 332) Goelickes Hist. med. univ. eine „fehlerhaftes und sehr unbrauchbares Werk". Vgl. auch HALLER, ALBRECHT, Bibl. chir. Bd. I, S. 589 und Bibl. med. Bd. IV, S. 410. CHOULANT (a. a. O., S. 47) sagt von GOELICKES Hauptwerk: „mehr Compilation, als gründliche Untersuchung und gesundes Urtheil".

55) GOELICKE, ANDR., OTT., Historia anatomiae nova aeque ac antiqua seu conspectus plerorumque, si non omnium, tam veterum quam recentiorum scriptorum, qui a primis artis medicae originibus usque ad praesentia nostra tempora anatomiam operibus suis illustrarunt. Halle 1713; ders., Historia chirurgiae antiqua. Halle 1713; ders., Historia chirurgiae recentior. Halle 1713; ders., Introductio in historiam litterariam scriptorum qui institutiones medicinae, seu partem eius, scriptis suis illustrare cordi habuerunt. Frankfurt a. O., 1735; ders., Introductio in historiam litterariam anatomes, seu conspectus plerorumque qui operibus suis anatomiam illustrarunt. Frankfurt a. O. 1738; ders., Historia litteraria scriptorum qui medicinam forensem commentariis illustrarunt. Frankfurt a. O. 1723.

56) Vgl. Anm. 9.

57) Anfangs war GOELICKE gleichzeitig mit STAHL Professor der Medizin in Halle, später lebte er in Frankfurt a./O.

58) HALLER, ALBR., Bibl. anatomica, Zürich 1774—1777, Bd. II, S. 33.

59) KESTNER, a. a. O. S. 17 f. und S. 18 Anm. *e*. Von der Stellungnahme Goelickes zu den ihm nachgewiesenen Irrtümern schreibt KESTNER (ebda, S. 17 f., Anm. *c*): „dass er . . . gar sich darüber erzürnen, und den Herrn Prof. STOLLEN . . . recht hämisch dabey anstechen wollen, darüber muss man sich billich wundern. Denn ein verständiger und unpartheyischer Leser siehet gar bald, dass die zu Bedeckung der Goelickischen Blösse hin und wieder zusammen geraffte Feigenblätter keineswegs zulänglich sind".

Wenn wir *Huizinga*[60]) darin zustimmen, dass einzig das völlig ehrliche Bedürfnis, die Vergangenheit so gut als möglich zu verstehen, ohne Beimischung eigenen Geistes, ein Werk zur Historie mache, so trifft das für GOELICKES Geschichte der Medizin nicht zu. Vorurteilslosigkeit ist seine Sache nicht. Wo er zustimmt — und das geschieht nicht allzuoft — begeistert er sich leicht[61]); wo er anderer Meinung ist, und das ist sehr häufig der Fall, wird er gehässig[62]), so an einer Stelle, wo er von den Priestern schreibt[63]): „Wer möchte wohl glauben, die ägyptischen Priestern hätten die Kunst, das Volk zu betrügen und in blindem Gehorsam zu halten, nicht gekannt, wie wir sie mitten unter den Christen bis zum heutigen Tage von dem frechen Clerus gehandhabt sehen"[64]). Ähnlich temperamentvoll spricht GOELICKE den Juden alle wissenschaftliche Begabung ab[65]). Von den Frauen schreibt er[66]), dass sich das „niedrigere Geschlecht" schon in den ältesten Zeiten in den ärztlichen Beruf eingemischt hätte, und dass sich die Praktiker noch heute vergeblich bemühten, die Frauen von dem Heiligtum ihrer Kunst auszuschliessen[67]).

---

60) HUIZINGA, J., Wege der Kulturgeschichte. München 1930, deutsch von W. Kaegi, S. 45.

61) Hist. med. univ., S. 184 f.

62) Vgl. die Stellen über CONRINGS Auffassung von den Ägyptern (a. a. O., S. 98 ff. und S. 109): „Itane ... cum Aegyptiis eorumque decantata sapientia egit Conringius, sicuti sincerum et cordatum decebat Historicum? Vereor sane, ne fides eius admodum nobis suspecta sit futura, postquam non pauca in scenam produximus specimina, in quibus sincerus iste candor ubique desideratur ...".

63) Hist. med. univ., praefat. ad lect. zu Beginn des Per. III und IV.

64) „Quis ... credat ignorasse Sacerdotes Aegyptiorum artificia plebi illudendi, et ... in coeco obsequio eandem retinendi, quae medios inter Christianos in hunc usque diem a Clero maleferiato exerceri videmus".

65) Vgl. Hist. med. univ., S. 82 ff.: „ita et arti medicae incubuisse, ut praeter superstitiosa amuleta nominaque angelorum arti medicae praesidentium vix ulla medicinae a Judaeis excultae reperiantur documenta; donec tandem per universum terrarum orbem dispersi hodie tam abjecti et effoeminati animi esse deprehendantur, ut fere ad literarum studia inhabiles sint: Unde non nisi turpi lucro inhiantes omnem ferme ingenuitatem perdiderunt, ac proinde fraudibus, circumventionibus illicitisque usuris victum et amictum quaerunt. Auch FREIND zeigte sich (vgl. DIEPGEN, Finke-Festschrift, S. 458) nicht gerade als Judenfreund.

66) Hist. med. univ., Seite 267.

67) Er führt das in der Anmerkung *a*, S. 267 ff. weiter aus und kommt nach einer Aufzählung der Frauen, die sich medizinisch betätigt haben, zu folgendem Schlusse: „firmum tamen manet, sapientissimam Atheniensium legem fuisse, qua

Die gesamte Darstellung der antiken Medizin lässt zu wünschen übrig. Wenn GOELICKE auch betont, er wolle ihr das nötige Lob nicht vorenthalten [68]), so bemüht er sich doch kaum um eine objektive Würdigung. HALLER nennt ihn darum nicht zu Unrecht den „grossen Verächter der Alten" [69]). Der Spott GOELICKES über die mangelhaften anatomischen Kenntnisse des *Empedokles* [70]), seine Entrüstung darüber, dass Hippokrates die Unsterblichkeit der Seele nicht erkannt habe [71]), die Neigung, immer nur die Fehler bei den alten Schriftstellern nachzuweisen, gehen über das negative Urteil hinaus, das der Stolz auf den Aufschwung der Medizin der jüngsten Vergangenheit in der Historiographie seines Jahrhunderts gegenüber der Antike schon an sich leicht auslösen konnte. Die Anschauungen der Alten sind für GOELICKE noch durchaus diskutabel [72]), so setzt er sich weitläufig mit der hippokratischen Lehre über das Achtmonatskind auseinander [73]). Im wesentlichen scheint ihm der Ruhm des *Hippokrates* nur durch dessen Semiotik bedingt zu sein [74]). Mit Hohn und Spott wendet er sich gegen die übertriebenen Verehrer des Altertums [75]), die „mit gebeugtem Halse" — „obtorto collo" — Stellen aus *Hippokrates*

---

mulieres ab omni praxi medica solemniter arcere adnisi sunt. Dignitas enim et praestantia medicorum ipsiusque artis vix patitur, ut mulieres ad colum et culinam natas in consortium suum adsciscant, quippe quod toti medentium ordini foret ignominiosum. Accedit, mulieres plerumque anserum instar garrulas esse ... Nec denique ea aut ingenii aut judicii felicitate pollent mulieres, quae ad sacra huius artis penitius evolvenda requiritur".

68) Vgl. Hist. med. univ. S. 497.

69) Bibl. anat. II, S. 33; vgl. auch DIEPGEN, ALBRECHT HALLER und die Geschichte der Medizin. Berlin 1930; in: Historische Studien und Skizzen zu Natur- und Heilwissenschaft; Festgabe für GEORG STICKER, S. 103.

70) Vgl. Hist. med. univ. S. 358: „Ita differentiam sexuum ubi explicare adgreditur, aeque ridicula profert."; vgl. auch ebda S. 360 über die Anschauung des Empedokles von der Atmung: „Quid vero opus fuisset inanibus hisce fabularum lusibus, si anatomiam calluisset?"

71) Hist. med. univ. S. 476: „Cumque raro unus error soleat esse solus, quin comitem habeat alterum" und weiter unten: „ejusdem farinae sunt quae de sede animae disserit" ..., und er schliesst den Abschnitt mit den Worten: „Caetera lubens praetermitto". Ähnliche Stellen ebda S. 519, S. 554.

72) Hist. med. univ. S. 384, S. 403f.

73) Hist. med. univ. S. 487ff; GOELICKE hat selbst eine Disputatio de partu octimestri vitali et legitimo (Halle 1708) geschrieben.

74) Ebda S. 577. 75) Ebda S. 602.

anführen, um neu aufgetretene Krankheiten wie Rhachitis, englischen Schweiss, Pocken und Masern zu erklären. Immer neigt er dazu, die medizinischen Kenntnisse der Antike mit denen eines modernen Arztes zu vergleichen [76]), nur ganz selten berücksichtigt er zur Wertung eines Autors die zeitgenössische Medizin [77]).

Hier und da finden sich Ansätze zu einer kritischeren Einstellung gegenüber der Tradition: Es käme fast nichts in den Berichten der Schriftsteller über die älteste Zeit (vor und nach der Sintflut) vor, was nicht ganz nach verfaulten Poetenfabeln röche [78]), die Medizin hätte ihren Anfang mit den ersten Menschen genommen [79]), wenn auch das Altertum in seiner Dankbarkeit den Ruhm ihrer Erfindung einigen Heroen zuzuschreiben nicht gezögert hätte [80]). Die Auffassung *Huarte's*, dass *Adam* ein Hermaphrodit gewesen sei und rote Haare gehabt habe, weist er spöttisch zurück, hat aber doch nicht den Mut, sie zu übergehen [81]). Ebenso macht er sich darüber lustig, dass *Dickinson*, der Leibarzt Carls II. von England, um die Frage der Verproviantierung der Tiere und der Beseitigung ihrer Abfälle in der Arche *Noah* zu lösen, ein Elixier annimmt [82]). Er selbst betont, dass die „sapientia divina" alle diese Schwierigkeiten überwinden könne und heisst ihr gegenüber allen Menschenverstand stilleschweigen. An der Bibel übt er ebensowenig Kritik wie seine Vorgänger [83]): Von *Sem*, *Ham* und *Japhet* hätten die Chaldäer, Ägypter, Babylonier und Assyrer ihr Wissen übernommen [84]). Genau wie LECLERC [85]),

---

76) Ebda S. 648. 77) Ebda S. 636.

78) Hist. med. univ. S. 1 und S. 19.

79) Dabei wendet sich GOELICKE gegen die Ansicht, wie sie auch LECLERC (vgl. DIEPGEN, Finkefestschrift S. 454) vertreten hatte, dass die vorsintflutlichen Patriarchen die Erfinder der Medizin seien. (a. a. O. S. 33).

80) Hist. med. univ. S. 20.

81) Ebda S. 35 f., Anm. z. — HUARTE, ein südfranzösischer oder spanischer Arzt des 16. Jahrhunderts, hatte diese Ansicht in einem Buche De scrutinio ingeniorum vertreten.

82) a. a. O., S. 45 ff. Anm. *l*. „Hi sunt fructus speculationum philosophicarum, ad exegesin et interpretationem S. Scripturae temere translatum, ubi necessum est homines sapientes fieri fatuos si corruptae rationi plus tribuant, quam sapientiae divinae".

83) Vgl. dazu DIEPGEN, Finke-Festschrift S. 464.

84) Hist. med. univ. S. 48.

85) Vgl. DIEPGEN, Finke-Festschrift S. 457.

lässt GOELICKE seine Geschichte der Medizin mit der Erschaffung der Welt beginnen, unterscheidet zwischen der Heilkunst der Patriarchen vor und nach der Sintflut und führt sie, indem er in getrennten Abschnitten die Medizin bei Hebräern und Phöniziern, Assyrern, Babyloniern und Indern behandelt hat, bis zu ihrer Teilung zur Zeit der Nachkommen des *Hippokrates* fort. Die genaue Einhaltung der Zeitfolge ist ihm wichtig [86]), nur ganz selten weicht er davon ab [87]) oder zieht Vergleiche mit den medizinischen Anschauungen seines Jahrhunderts. Abhängig von der geistigen Einstellung seiner eigenen Zeit zeigt sich der Autor in seinen rationalistischen Erklärungsversuchen von alten Mythen, so bei der Lage von Orpheus und Eurydike [88]). Ebenso verständlich erscheint uns seine Begeisterung für die Medizin der Chinesen [89]), wenn wir bedenken, dass durch Berichte von Missionaren in Europa das Interesse für China wachgerufen worden war, dass kurz zuvor [90]) *Leibniz* seine „Novissima Sinica" herausgegeben hatte und sich seither unablässig bemühte, den König von Preussen für eine geistige Verbindung mit dem chinesischen Kulturgebiet zu gewinnen [91]), ein Ausdruck der weltumspannenden Kulturpläne des Aufklärungszeitalters.

Im Gegensatz zu BARKHAUSEN tritt uns in GOELICKES Werk überall seine eigene medizinische Anschauung entgegen: so tadelt er, ganz im Sinne *Stahls*, den *Erasistratos*, dass er den Aderlass, „jenes edle, rasch und einzig wirksame Mittel" aus seinem Arzneischatz verbannte [92]); für ebenso wichtig hält er das Purgieren [93]).

---

86) Vgl. die oben (Anm. 10) zitierte Einleitung seines Hauptwerkes.

87) So führt er die Aufzählung der ärztlich tätigen Frauen bis auf die Zeit des Perikles fort und kehrt dann zur Medizin der Asklepiaden zurück. Hist. med. univ. S. 295 ff.

88) GOELICKE nimmt an, dass Orpheus medizinische Kenntnisse gehabt habe: „Confirmat hanc nostram conjecturam id praecipue, quod ope divinae huius artis Euridicen uxorem ex inferis ad vitam revocavit, quod aliter non *intelligendum*, quam quod eandem gravissimo morbo laborantem et morti iam vicinam restituerit et ex orco veluti revocaverit". (Hist. med. univ. S. 222).

89) Hist. med. univ. S. 183 ff.

90) Im Jahre 1697.

91) Vgl. CAY v. BROCKDORFF, Die deutsche Aufklärungsphilosophie. München 1926 (aus KAFKA, Gesch. der Philosophie in Einzeldarstellungen, Bd. 26) S. 18.

92) Hist. med. univ. S. 906; vgl. dazu auch Hist. chir. ant. S. 11.

93) Hist. med. univ. S. 913.

Falsche Datierungen [94]), Widersprüche [95]) sind nicht selten. Im übrigen aber bemüht sich GOELICKE, genau zu zitieren [96]) und lässt es an philologischer Kritik nicht fehlen [97]). Jedoch erreicht er an Gründlichkeit und Exaktheit des Arbeitens [98]) nicht den bedeutendsten Vertreter der gelehrten Richtung in der medizinischen Geschichtschreibung, JOHANN HEINRICH SCHULZE [99]).

Als Professor der Medizin und der griechischen Sprache in Altdorf, schreibt SCHULZE eine Geschichte der Medizin [100]) trotz FREIND und LECLERC, weil der eine nur auf das praktisch Wichtige Wert gelegt habe und des anderen Werk nur bis *Galen* reiche [101]). — Er selbst kommt nur bis zum Jahre 219 a. Chr. n. [102]). Sein Compendium der Medizingeschichte [103]), das 1742 herauskam, führte er nur bis zum Tode Hadrians. SCHULZE bietet, ohne einen wesentlichen Fortschritt über LECLERC, FREIND, GOELICKE hinaus zu bedeuten, eine Zusammenfassung aller Tendenzen der gelehrten Richtung und deren Ausprägung in reinster Form [104]).

---

94) Avicenna wird um 1165 angesetzt, PAULUS VON ÄGINA wird in das V. Jahrhundert, Aetius in das IV. Jahrh. versetzt. Hist. chir. ant. S. 69 f. (LECLERC nahm die Lebenszeit PAULS VON ÄGINA für das IV. Jhrh. an, in der Datierung des Aetius stimmt er mit GOELICKE überein). Auch die Zeitgenossen haben GOELICKE viele FEHLER nachgewiesen, vgl. Anm. 54 u. 59.

95) So bewundert G. die Pulslehre der Chinesen (Hist. med. univ. S. 188), der Pulslehre des Herophilus aber spricht er keine grosse Bedeutung für die Praxis zu, da sie viel zu subtil sei. (Hist. med. univ. S. 961).

96) Hist. med. univ. S. 204ff.; S. 376 Anm. *z* erwähnt er alle Männer, die in Griechenland unter dem Namen Heraklit bekannt waren.

97) Hist. med. univ. S. 499f.

98) Vgl. die Einleitung zu Schulzes Hist. med.: „Ipsique mihi optime sum conscius, quod nihil, nisi iterum iterumque examinatum, posuerim, minimeque festinantera, quae alii ante me posuerant, in meas paginas transtulerim."

99) Vgl. dazu Finke-Festschrift S. 465.

100) SCHULZE, JOH., HEINR., Historia medicinae a rerum initio ad annum urbis Romae DXXXV deducta. Leipzig 1728. — Zur Biographie SCHULZES vgl. EDER, J. M., JOHANN HEINRICH SCHULZE. Der Lebenslauf des Erfinders des ersten photograph. Verfahrens u. d. Begründers der Geschichte des Medizin (sic!). Wien 1917.

101) Überdies sei das Werk auf dem Büchermarkt schwer zu haben und wegen der französischen Sprache nicht allen Lesern verständlich. (Praef. ad lect., Hist. med.).

102) Nach WELLMANN, PAULY-WISSOWA, Real-Encyclopaedie des class. Altertums entspricht dies dem Jahre 535 a. u. R.

103) SCHULZE, JOH. HEINR., Compendium historiae medicinae. Halle 1742.

104) SCHULZE, der Theologe, Archäologe, Orientalist, Numismatiker und Mediziner in einer Person war, war wie kaum ein anderer befähigt zu den genauen Quellenstudien und gründlichen Vorarbeiten, wie sie die gelehrte Historiographie forderte.

Die Gliederung des Stoffes in seinem Hauptwerk geschieht nach rein äusserlichen Gesichtspunkten. Die Darstellung soll in zwei Teile zerfallen, von denen der erste bis zur Einführung der griechischen Heilkunde in Rom, der zweite bis zur Wiedergeburt der Wissenschaften reichen soll, weil es so für ihn und für den Buchhändler am bequemsten sei [105]). Mit seinem Compendium der Medizingeschichte will er ein Büchlein schaffen, das die Dozenten ihren Hörern — den ABC-Schützen der Medizin — in die Hand geben könnten. Hier teilt er in mehrere Abschnitte ein, damit der Leser an jenen Stellen eine Pause machen könne [106]). Die Tendenz zur Periodisierung aus dem inneren Entwicklungsgang der Medizingeschichte heraus ist nur in der ursprünglich geplanten Einteilung des Stoffes [107]) angedeutet, in der endgültigen Ausführung steht ihr die peinlich genaue Beobachtung der zeitlichem Reihenfolge im Wege [108]). Die Datierung jedes Ereignisses ist ihm so wichtig, dass er seinem Hauptwerk nach dem Vorbild des *Dionysius Petavius*, eines Jesuiten des XVII. Jahrhunderts, chronologische Tabellen anfügt, in denen er alle „sicher erforschten Zeitpunkte" verzeichnen will [109]). Jedes Geschehnis wird sorgfältig nach Jahren seit Erschaffung der Welt, der Gründung Roms, nach Olympiaden und nach christlicher Zeitrechnung registriert. So finden wir für das Jahr 3054 a. Chr. n. = 930 a. m. den Tod *Adams*, des ersten Menschen und Arztes verzeichnet [110]), in das Jahr 2329 a. Chr. n. fällt die Sintflut, das Jahr 1247 vor

---

105) Hist. med. praefatio.

106) Comp. hist. med., praef. ad lect. und ebda, S. 1.

107) Ursprünglich war eine Einteilung in 5 Bücher geplant; 1. Buch: Älteste Medizin vor Hippokrates; 2. Buch: Hippokrates und die Medizin bis zu Galen; 3. Buch: Von Galen bis zu den Arabern; 4. Buch: Von den Arabern bis zur Wiedergeburt der Wissenschaften; 5. Buch: Bis zum Ende des XVII. Jhrhdts.

108) So behandelt er, statt von der knidischen Schule auf Hippokrates überzugehen, erst in einem besonderen Kapitel die aussergriechische Medizin (Hist. med., S. 150 f.); vgl. dazu die genaue Einhaltung der Zeitfolge durch LECLERC (s. DIEPGEN, Finke-Festschrift, S. 457).

109) Hist. med. praef. ad. lect.

110) Als Gründe für die lange Lebensdauer der ersten Menschen führt er, ähnlich wie LECLERC, ihren kräftigen, gesunden Körper, die einfachere Lebensweise (was schon etwas an Rousseau und Haller anklingt) und die reine Luft vor der Sintflut an (S. 11 f.); ausserdem hätte Gott ihnen ein längeres Leben geschenkt, damit sie die Erde rascher bevölkern könnten.

Christi Geburt wird als Beginn des Aeskulapkultes angenommen. Die Bibel ist für ihn eine absolut sichere Quelle [111]). Wie das auch *Stahl* tut, hält er Gott selbst für den Erfinder der Medizin [112]), *Noah* für einen grossen Chemiker [113]). In diesen Anschauungen ist er über den Standpunkt LECLERCS nicht hinausgekommen. Für seine noch stark zeitgebundene Kritik spricht ferner, dass er aus dem Begriff „ulcera chironia" schliesst, dass *Chiron* Geschwüre und Wunden behandelt habe [114]); ebenso schreibt er *Moses* um der Bibelstelle willen, wo von der Verbrennung des goldenen Kalbes die Rede ist, grosse chemische Kenntnisse zu [115]). Kritischer steht er der antiken Medizin gegenüber; *Galen* untersucht er genau auf seine Glaubwürdigkeit [116]). Durch gründliches Quellenstudium kommt er zu selbständigen Urteilen; seine Auffassung von HIPPOKRATES [117]) steht der modernen nahe. Die Pulslehre des *Praxagoras*, von der wir weder bei GOELICKE noch bei LECLERC etwas finden, während es nach einer Stelle bei KNEBEL [118]) so scheinen könnte, als habe SPRENGEL in seiner 1787 erschienenen Arbeit als erster darauf hingewiesen [119]), wird schon bei ihm erwähnt. Die Anschauungen seiner Zeit trüben seinen Blick nicht [120]); dass er Schüler und Freund *Friedrich Hoffmanns* ist [121]), merkt man seinem Werke nicht an. Nur selten zieht er Vergleiche mit der modernen Medizin [122]). Auf die Feststellung der Erstmaligkeit jeder Entdeckung kommt es ihm vor allem an, das Biographische

---

111) ..... „apud illos, qui sacrae scripturae auctoritatem, ut par est, agnoscunt". (a. a. O. S. 20).

112) a. a. O. S. 4 f.

113) Die Geschichte von dem Elixier Dickinsons führt er im Gegensatz zu GOELICKE ganz ernsthaft, wenn auch vorsichtig, an. (Hist. med. S. 12 u. Comp. hist. med. S. 6) vgl. dazu S. 12.

114) Vgl. Hist. med. S. 93.

115) Comp. hist. med. S. 23.

116) Vgl. Comp. hist. med. S. 32f., S. 65, S. 228.

117) Vgl. Hist. med. S. 214, S. 223 f. und S. 225.

118) KNEBEL, a. a. O. S. 55 (vgl. Anm. 33).

119) SPRENGEL, KURT, Beyträge zur Geschichte des Pulses. Breslau 1787, S. 54.

120) So teilt er nicht die Begeisterung Goelickes für die chinesische Medizin (a.a. O. S. 52).

121) Von FRIEDRICH HOFFMANN wurde er auch bei der Herausgabe seines Werkes unterstützt. (vgl. Hist. med. praef. ad lect.).

122) a. a. O. S. 17.

und Bibliographische nimmt einen breiten Raum ein [123]), die Geschichte der Ärzteschulen wird ausführlich berücksichtigt. Einen engeren Zusammenhang zwischen politischer und Medizingeschichte erkennt SCHULZE noch nicht [124]), auch wenn er von der „conditio Alexandriae" spricht, das als Handelsplatz für orientalische Waren für das Studium von Arzneimitteln besonders geeignet gewesen sei [125]). Die Persönlichkeit des Verfassers tritt wenig zutage, vielleicht dort, wo er eine humorvolle Schilderung von der Lebensweise der griechischen Athleten gibt [126]), oder wo er, der Altphilologe, in dozierendem Tone die Lektüre *Homers* empfiehlt [127]). Auf stilistische Feinheiten legt er keinen besonderen Wert; nüchtern und sachlich, gewinnt sein Werk Bedeutung durch die gewissenhafte Arbeit und durch die Fülle des Materials, das es birgt [128]). Das schätzten auch die späteren Medizinhistoriker des XVIII. Jahrhunderts an SCHULZE [129]), sie entnahmen ihm jahrzehntelang die Bausteine zu ihren Arbeiten und vergassen dabei das eigene Studium der Quellen [130]). Erst mit HALLER, ACKERMANN und SPRENGEL trat im letzten Viertel des Jahrhunderts darin eine Wandlung ein.

---

123) Die Ärztebiographien werden viel ausgedehnter behandelt als bei GOELICKE.

124) Die Stelle „illa autem medicina non minus, quam Romana res publica, valde effloruit" kann nicht zugunsten einer solchen Erkenntnis gewertet werden, da dieser Vergleich nicht weiter durchgeführt wird. Jedenfalls ist SCHULZE nicht über CONRINGS Standpunkt hinausgekommen (vgl. DIEPGEN, Finke-Festschrift S. 452).

125) a. a. O. S. 379; vgl. auch a. a. O. S. 332.

126) Vgl. Comp. hist. med. S. 93 u. Hist. med. S. 197 f.

127) Vgl. Hist. med. S. 167.

128) Dass alle diese Quellenangaben, diese philologisch-kritischen Untersuchungen, die Bemerkungen über Glaubwürdigkeit der Quellen in dem Compendium hist. med. weggelassen sind, macht sich empfindlich bemerkbar.

129) STOLLE, a. a. O. S. 390. ACKERMANN, a. a. O. S. 7: „. . . . in quo difficile fuerit vel unicum errorem detegere, hinc accuratissimum omnium merito dicendum . . . ." KNEBEL, a. a. O. S. XXIV. KESTNER, a. a. O. S. 13 und S. 20. Auch HECKER (a. a. O. S. 334) nennt es „eines der gelehrtesten, besten und unentbehrlichsten Werke", wenn er auch (a. a. O. S. 447 f.) über die Darstellung der medicina antediluviana und die „Gelehrsamkeit gewisser Leute" spottet. Vgl. auch SPRENGEL, a. a. O. 5. Theil, S. 149 und HALLER, Bibl. med. pract. I, S. 100 u. Bibl. chir. II, S. 111, sowie BAAS, a. a. O. S. 526 f u. CHOULANT, a. a. O. S. 47.

130) Diese emsige Forscherarbeit lag auch nicht in der Absicht der Richtung, die gegen Ende des Jahrhunderts für die Historiographie massgebend wurde (vgl. FUETER, a. a. O. S. 346).

2. KOMPENDIEN, ANLEITUNGEN, GRUNDRISSE, LAIENLITERATUR.

Auf diesen Höhepunkt der gelehrten Historiographie im dritten Dezennium des Jahrhunderts folgt die Zeit der Kompendien, Anleitungen und Grundrisse der Medizingeschichte. Meist sind es von Nichtärzten geschriebene Teildarstellungen aus grösseren Sammelwerken über die „Historie der Gelahrtheit" [131]), so die „Anleitung zur Historie der medizinischen Gelahrtheit" von GOTTLIEB STOLLE [132]), einem Philosophen und Historiker. Dass dabei keine neuen Ergebnisse für die Medizinhistorik erwartet werden dürfen, ist verständlich. STOLLE behandelt in dem „Generaltheil" seines Buches die „Historie der medicinischen Gelahrtheit überhaupt" und im „Special-Theil" die „theoretischen [133]) und practischen [134]) Disciplinen derselben", wobei er den letzten Teil bis auf zwei Kapitel und ausserdem noch einige Autoren im ersten Abschnitt von KESTNER bearbeiten liess [135]). Zu diesem Wagnis ermutigte STOLLE der Erfolg seiner Literärgeschichte der Mathematik und Physik. Er hat CONRING, LECLERC, BARKHAUSEN und GOELICKE gelesen, und sein Buch bildet ein Flickwerk aus deren Ansichten. Wer erkennt nicht deutlich den Einfluss GOELICKES an der Stelle, wo STOLLE schreibt, *Hippokrates* sei ein Mensch und kein Gott [136]), und gewissenhaft die von GOELICKE aufgezählten Irrtümer des *Hippokrates* anführt [137])? Von dem Wesen der hippokratischen Heilkunde, von dem Inhalt seiner Bücher kein Wort. Ähnlich verhält es sich mit der Behandlung *Galens* [138]): wenn sie ein Anfänger der Medizingeschichte lesen würde — und für solche will STOLLE schreiben [139]) — bekommt er kein Bild von galenischer Medizin, wohl aber von der Gelehrtheit, Tugendhaftigkeit und Wohlhabenheit seines

131) Vgl. dazu das schon Anm. 33 zitierte Werk REIMMANNS.

132) Vgl. Anm. 17; STOLLE gab ausserdem noch je eine Anleitung der Historie der Gelahrtheit, der theologischen Gelahrtheit und eine Historie der juristischen Gelahrtheit heraus.

133) Unter diesen führt er auf: Historie der Anatomie und Physiologie, der Pathologie, der Semiotik, der materia medica.

134) Darunter rechnet er die Historie der Therapie, der Pharmazie, der Chirurgie und der Diätetik.

135) STOLLE, a. a. O. Vorrede an den Leser.

136) STOLLE, a. a. O. S. 12 f.

137) Ebda S. 13, Anm. *d*.

138) a. a. O. S. 85 ff.

139) Vgl. die Vorrede an den Leser.

Vaters und der „Xantippe, die dieser zur Frau gehabt". Ganz ausgesprochen ist die Vorliebe des Verfassers für Anekdoten im Rahmen der Biographien, die er gibt. So erzählt er z. B. ausführlich von der unehelichen Geburt *Hieronymus Cardanos* [140]) und dem Geiz des *Jacobus Sylvius* [141]); nach Art eines medizinischen Laien berichtet er mit geheimem Grausen von merkwürdigen Krankheiten und von unglaublichen Sektionsbefunden bei seinen Autoren [142]). Es werden allerlei „freymüthige Anmerkungen" eingeflochten, „damit auch diejenigen, so eben nicht Medicinam studiren, dieses Buch zu lesen Appetit bekommen möchten" [143]). Dahin zielt auch die gewollt derbe und burschikose Ausdrucksweise STOLLES [144]), wenn er etwa sagt, *Thessalus von Tralles* meine, er hätte die Wahrheit alleine gefressen [145]), *Brissot* sei kein Schlendrianiste gewesen [146]) und *Paracelsus* habe sich gerne vollgesoffen [147]). Mit all diesen Mitteln versucht der Autor seine trockene Aufzählung von Skribenten der Arzneikunde schmackhaft zu machen. Sie wird allein durch die chronologische Reihenfolge zusammengehalten und reicht von *Hippokrates* bis zum XVIII. Jahrhundert; die einzelnen Ärzte werden nach Jahrhunderten und Nationen abgehandelt. Von einer Erfassung grösserer Zusammenhänge finden wir keine Spur, keine Geschichte der medizinischen Theorien, keine Geschichte der Ärzteschulen [148]). Falschen Datierungen [149]) und Widersprüchen begegnen wir sehr häufig, das einzig

140) a. a. O. S. 142, Anm. *u.*
141) a. a. O. S. 154 f.
142) a. a. O. S. 15 f., Anm. *m.*
143) a. a. O. Vorrede.

144) Bemerkenswert ist, dass die Einführung der deutschen Sprache in die medizinische Historiographie von Nichtmedizinern ausgeht. REIMMANN hatte in seinem oben zitierten Werke, das 1713 erschienen war, deutsch geschrieben, STOLLE tut es ebenfalls, wie er überhaupt sich oft an jenes Vorbild hält. Über die Verwendung der Landessprache in der ausserdeutschen Historiographie vgl. DIEPGEN, Finke-Festschrift, S. 453, Anm. 54.
145) a. a. O. S. 49.

146) a. a. O. S. 151.
147) a. a. O. S. 174, Anm. *n.*

148) Charakteristisch für die Einstellung des Verfassers zur Geschichte ist die Art, wie er die Entstehung der empirischen Schule schildert (a. a. O. S. 29): „Allein Serapion .... meinete, man habe der Erfahrung genug, und könnte des raisonnirens und anatomirens wohl entübrigt seyn, daher die von ihnen aufgerichtete Secte die Empirische genennet wurde".

149) ACTUARIUS setzt er im Gegensatz zu FREIND, der hier auf eine Datierung verzichtet, in das XIV. Jahrhundert (a. a. O. S. 101), ebenso NICOLAOS MYREPSOS; das Jahr 1300 nimmt er als das Geburtsjahr ARNALDS VON VILLANOVA an (a. a. O. S. 119 ff.), während FREIND die beiden letzteren annähernd richtig zeitlich einordnet.

Brauchbare an dem Werk sind die ausführlichen bibliographischen Notizen, die von gründlichen Vorarbeiten zeugen. KESTNER [150]) hat sich in den von ihm bearbeiteten Kapiteln seinem Vorbild in Stil und Darstellungsart fast völlig angeglichen, seine Behandlung der Geschichte der einzelnen Disziplinen hat aber den Vorteil, dass sie SCHULZES inzwischen erschienene Medizingeschichte ausgedehnt heranzieht und dadurch zu einer objektiveren Würdigung der Antike kommt, als das STOLLE mit Hilfe von GOELICKES Werk gelungen war. Auch für die neuere Zeit erhebt sich seine Behandlung des Stoffes über das Stollesche Niveau: Er erkennt *Vesals* Bedeutung [151]) — STOLLE hatte ihn gar nicht erwähnt — er gibt einen kurzen Überblick über die Geschichte der Anatomie, zieht Vergleiche zwischen dem Pneuma der Schule gleichen Namens und dem Helmontschen Archaeus. Gerade die von KESTNER geschriebenen Kapitel sind es, die HALLERS Beifall finden [152]).

Um dem Mangel an einer kurzgefassten Medizingeschichte abzuhelfen, gab KESTNER einige Jahre später, etwa um die gleiche Zeit, wie SCHULZE sein Kompendium, selbständig seinen „Kurzen Begriff der Geschichte der medicinischen Gelahrtheit" [153]) heraus. Seine Bearbeitung reicht von den Anfängen der Medizin bis in das XVIII. Jahrhundert. Die „Scribenten der Historie der Arzeneykunt", „Ursprung und Fortgang der Arzeneykunst" [154]), „die Secten der Ärzte", „die Entdeckungen derselben", ein Abschnitt über die „Verachtung und Verehrung der Arzeneykunst und der Ärzte" alles wird in einer rein äusserlichen Zusammenstellung behandelt. Nur gelegentlich gibt der Autor einen zusammenfassenden Überblick über eine längere Zeitspanne [155]), ohne zur Erkenntnis eines inneren Zu-

150) KESTNER, Theologe, Philologe und Arzt, hatte keine Freude an der praktischen Tätigkeit gefunden und arbeitete in Jena vorwiegend auf bibliographisch-literarischem und historisch-medizinischem Gebiete.

151) a. a. O. S. 414 ff.; vgl. dazu jedoch KESTNER, kurzer Begr. der Hist. der med. Gel. S. 230 und 179 f., wo VESAL nur als einer unter vielen Förderern der Anatomie erscheint.

152) Bibl. anat. II., S. 245.

153) Vgl. Anm. 1.

154) Dieses Kapitel wird unterteilt in 5 Sectionen: Bey den Egyptiern, Griechen, Römern, Arabern und Christen.

155) So teilt er die Medizin in Rom in 3 Epochen ein (S. 142 f.): die erste reiche bis auf Cato, dabei sei die Medizin empirisch und magisch gewesen, die zweite bis auf Galen, zu dieser Zeit habe die Heilkunst in dem schönsten Flor gestanden, und in der letzten Epoche habe sie wieder abgenommen.

sammenhanges in der gesamten Geschichte der Medizin gelangt zu sein. Überall wird die Anlehnung an Vorbilder deutlich [156]. Die Blässe und Farblosigkeit seiner Schilderung der Medizin des vorsalernischen Abendlandes dürfte ihren Grund darin haben, dass in FREIND's Werk dieser Zeitabschnitt unbehandelt blieb [157]. Eigene kritische Untersuchungen dürfen wir, wie er selbst angibt, von ihm nicht erwarten [158], er verweist immer auf SCHULZES, REIMMANNS und anderer Werke. „Damit der Leser nicht so leer möge abgespeiset werden" [159], schreibt er ein Verzeichnis von Pflanzen aus dem — *Diodorus Siculus* [160] ab, in dem getreulich *Osiris* als Erfinder des Lorbeers und Efeus, *Hekate* als Entdeckerin des Akonits angeführt werden.

3. PRAGMATISCHE TENDENZEN IN ENGLAND.

Ähnlich unselbständige Werke begegnen uns bei englischen Historiographen derselben Zeit. In ihnen leben die pragmatischen Tendenzen ihres Landsmannes FREIND [161] wieder auf, ja sie gewinnen in solchem Masse die Oberhand, dass CLIFTON [162] eine „Geschichte der alten Ärzteschulen und ihrer lächerlichen Anschauungen" nur schreibt, um zu beweisen, dass alle medizinischen Systeme unnötig seien [163]. Der historische Überblick, in dem der Verfasser sich als begeisterter Verehrer des *Hippokrates* offenbart, dient ihm zur Einführung seines praktischen Vorschlages für die Verbesserung der Medizin; unter dem Einfluss von *Sydenhams* Richtung stehend, verlangt er, der praktischer Arzt in London war, von der Heilkunde nur exakte Beobachtung [164] und verwirft

---

156) In der Vorrede zu seinem medizinischen Gelehrtenlexikon, Jena 1740, nennt er einige seiner Quellen.

157) Vgl. DIEPGEN, Finke-Festschrift S. 461.

158) Vgl. a. a. O. S. 227. 159) Ebda S. 274 f.

160) Der im 1. vorchristlichen Jahrhundert lebte.

161) Vgl. DIEPGEN, Finke-Festschrift, S. 457 f.

162) CLIFTON, FRANCIS, The state of Physick ancient and modern, briefly considered with a plan for the improvement of it. London 1732. Von mir wurde die französische Übersetzung des Abbé DES FONTAINES, Paris 1742, benutzt. Eine ausführliche kritische Würdigung findet sich in der Biographie médicale (VI. Teil der Encyclopédie des sciences médicales, herausg. von BAYLE u. a.) Paris 1840—1841, Bd. II, S. 540 f.

163) Vgl. das Vorwort des Übersetzers. 164) a. a. O. S. 174.

jegliches System, jede philosophische Spekulation. Dass CLIFTON unter solchen Voraussetzungen nie zu einer objektiven Würdigung der Vergangenheit kommen konnte, ist begreiflich [165]).

Noch weniger verdient BARKERS „Essay" [166]) als medizinhistorisches Werk genannt zu werden. Der Autor will zeigen, dass es in der Behandlung von Krankheiten eine sichere Richtschnur gibt und vergleicht zu diesem Zwecke die Behandlungsmethoden *Hippokrates'*, *Galens*, *Sydenhams* und *Boerhaaves* [167]). Eine Geschichte der Medizin zu schreiben, liegt nicht in seiner Absicht [168]).

Ähnliche Motive wie CLIFTON bewogen HILLARY [169]) zur Abfassung seiner „Untersuchung über die Mittel, die medizinische Wissenschaft zu vervollkommnen" [170]). Freimütig und unparteiisch zu sein, wie es der Autor will, gelingt ihm nicht immer; denn er mahnt einzig und allein zur Beschreitung des Weges, den *Hippokrates*, *Sanctorius*, *Sydenham* und *Boerhaave* gezeigt haben [171]). Dabei wird er der Solidarpathologie ebensowenig gerecht wie seine Vorgänger [172]). Von *Galen* meint er, dass er durch die Verquickung mit der aristotelischen Philosophie der Medizin mehr Unheil zugefügt und ihren Fortschritt mehr gehindert hätte als irgendwann ein anderer Arzt [173]). Eine Auffassung, die, schon bei CLIFTON angedeutet [174]), hier zum ersten Male in der medizinischen Historiographie in ganzer Schärfe uns entgegentritt und deren von *Boerhaave* übernommenen Grundzüge, von HILLARY

165) So lässt er einzig die Empiriker gelten, während er, als begeisterter Anhänger des Hippokrates, Asklepiades in Grund und Boden verdammt (a. a. O. S. 52 ff.); so rühmt er Santorio, Baglivi u. a. (ebda. S. 163). Vgl. die Rezensionen bei HECKER, a. a. O., S. 336 und bei HALLER, Bibl. anat. II, S. 254.

166) JOHN BARKER's Essay on the agreement between ancient and modern physicians, or a comparison between the practice of HIPPOCRATES, GALEN, SYDENHAM and BOERHAAVE in acute diseases. London 1747; benutzt wurde die französische Übersetzung von SCHOMBERG, Paris 1749.

167) Vgl. d. Vorwort des Autors.

168) a. a. O. S. 200.

169) HILLARY, WILLIAM, An Inquiry into the means of improving medical knowledge, by examining all those methods which have hindered or increased its improvement in all past ages. London 1761.

170) Vgl. das Vorwort, wo der Verfasser schreibt, die Untersuchung über die Methoden und Mittel, die die Heilkunst verbessert haben scheine der besteund wirkungsvollste Weg zu sein, uns zu der richtigen Methode zu führen, um weiter diese Wissenschaft zu vervollkommnen.

171) a. a. O. S. 281.

172) a. a. O. S. 83; vgl. auch CLIFTON, a. a. O. S. 61 f.

173) a. a. O. S. 102.

174) a. a. O. S. 115 ff.

wesentlich gesteigert wurden; denn jener hatte nur Schaden und Nutzen, den *Galen* der Medizin gebracht habe, etwa gleichhoch bemessen [175]). Wie sehr HILLARY seinen Lehrer *Boerhaave* schätzte, geht daraus hervor, dass er *Hippokrates* und ihn für die grössten Ärzte hält, die die Welt jemals hervorgebracht habe [176]). Ebensowenig wie von fremden Ansichten vermag sich HILLARY von eigenen religiösen Anschauungen und nationalen Vorurteilen [177]) freizumachen; seine Einstellung gegen die katholische Kirche macht sich bei der Beurteilung der klerikalen Medizin geltend [178]), und die Reformation hält er für grundlegend für die Weiterentwicklung der Wissenschaften [179]). Charakteristisch sind pathetische moralisierende Gemeinplätze [180]), die sich angedeutet schon bei CLIFTON finden [181]). Immer wieder ermahnt HILLARY die jungen Mediziner zu genauem Beobachten, gewissenhaften Experimenten und exaktem induktiven Denken [182]).

Überblicken wir noch einmal zusammenfassend die eben behandelten 30 Jahre medizinischer Historiographie [183]): eine Weiterentwicklung der gelehrten Geschichtschreibung über SCHULZE hinaus war nicht möglich. So folgen auf ihn in Deutschland nur Versuche in derselben Richtung, nämlich die Fülle des Stoffes, wie man sie in den gelehrten Werken vorfand, leichtfasslich mit Rücksicht auf die Bedürfnisse des Leserkreises in objektiver Würdigung der Vergangenheit in die Form eines Kompendiums

---

175) Vgl. BOERHAAVE, HERM., Institutiones medicae. Leyden 1713, S. 5: „Ille spara colligens, digerens confusa, cunctaque ex Peripateticis dogmatibus, ad servitutis infamiam usque, explicans, emolumenti plurimum, neque minus tamen damni bonae Arti attulit." 176) a. a. O. S. 266.

177) Die englischen Ärzte werden in grösserer Zahl und viel ausführlicher behandelt als z. B. die Italiener des XVI. u. XVII. Jahrhunderts.

178) Vgl. a. a. O. S. 197, S. 183, S. 132. Vom Papst sagt er: „he reigned triumphantly over the wills, minds ... and ignorance and superstition reigned as triumphantly over all the People". Von den Priestern schreibt er (a. a. O. S. 132 f.): „and they saw, that the most affectual Way to gain those much desired ambitious Ends (d. i. Macht und Reichtum), would be to keep all Learning and Knowledge, as much as they possibly could, from the Laity". Die Araber schätzt er als Hüter der Wissenschaft während der „Zeit der Unwissenheit und des Aberglaubens" sehr hoch.

179) a. a. O. S. 200 f., S. 203. 180) a. a. O. S. 78, S. 98, S. 260.

181) Vgl. CLIFTON, a. a. O. S. 112.

182) a. a. O. S. 416 und an vielen anderen Stellen. HILLARY selbst war ein ausgezeichneter Arzt, der lange Jahre in den englischen Kolonien praktiziert hatte.

183) Von 1731 bis 1761.

zu bringen [184]). Ganz anders in England: dort wurde die Medizingeschichte zur Legitimation von Verbesserungsbestrebungen im Sinne einer Rückkehr zur hippokratischen Heilkunst benutzt. Dementsprechend Begeisterung für alles, was exakte Beobachtung hiess, Ablehnung alles dessen, was nach System und philosophischer Betrachtung aussah. Gleichzeitig eine Abneigung gegen die katholische Kirche, wie sie dem Engländer jenes Zeitalters besonders nahelag und durch die theologiefeindliche Tendenz der Aufklärung gefördert wurde.

Die 60er Jahre des XVIII. Jahrhunderts bringen nur medizinhistorische Kleinigkeiten, wie JADELOTS „De fatis medicinae" [185]), DE ALBERTIZ' Prodromus [186]) und MATTHIAS' Überblick über die Geschichte der Ärzte [187]). Das letztgenannte Werk stellt — als

---

184) Abgesehen davon begegnen wir auch in dieser Zeit den üblichen kleinen Gelegenheitsarbeiten, u. a.: BOERNER, FRIEDRICH, De vera medicinae origine potioribus eius ad Hippocratis usque tempora incrementis. Wittenberg 1754. KURELLA ERN. GODOFR., Fasciculus diss. ad historiam medicam speciatim anatomes spectantium. Berlin 1754, eine Sammlung älterer, selten gewordener Abhandlungen, die u.a. eine Historia anatomiae von JOH. HEINR. SCHULZE enthält. PHIL. CONR. FABRICIUS' Sciagraphia historiae physico-medicae Butisbaciae eiusque viciniae .... (Wetzlar 1746) hat nur lokale Bedeutung. Dazu gehört auch der Sermo inauguralis Théodore Trouchius aus dem Jahre 1755. Prof. GOLDSCHMID, dem ich die freundliche Überlassung seines Manuskriptes und des Textes der Rede danke, behandelte dieses Werk in einem Vortrag auf dem VIII. Internationalen Kongress für Geschichte der Medizin in Rom am 26. Sept. 1930.

185) JADELOT, NICOL., Oratio inauguralis de variis medicinae fatis ab illius ortu ad nostra usque tempora. Pont-à-Mousson 1766. Ähnlich wie die Engländer betont JADELOT, dass es nur einen Weg zur Wahrheit gäbe, Erfahrung und Beobachtung. Dementsprechend „taucht Hippokrates auf wie eine helle Sonne aus einer dunklen Wolke" (a. a. O. S. 3); Galens Versuch aber, die Medizin wiederherzustellen, wird einem Icarusflug verglichen (a. a. O. S. 5). Bei der Behandlung der Medizinhistorie der neueren Zeit fällt eine ausführliche Besprechung französischer Autoren und eine übertriebene, von Lokalpatriotismus diktierte Hochschätzung medizinischer Leistungen in Lothringen auf. (a. a. O. S. 9, S. 14 f.).

186) DE ALBERTIZ, ANT., GERM., Prodomus recensionis criticae historiae medicae cum animadversionibus anatomicis et practicis. Wien 1765. — Zur Biographie Albertiz' vgl. HOFMANN, WILLY, Die Medizin der Juden nach der Vorstellung des Anton German von Albertiz. Frankfurt a. M. 1917.

187) MATTHIAS, GEORG, Conspectus historiae medicorum chronologicus in usum praelectionum academicarum. Göttingen 1761. Aus derselben Zeit stammt JACOB MACKENZIES „Geschichte der Gesundheit und die Kunst, dieselbe zu erhalten" (nach der 2. Ausg. aus d. Engl. übersetzt; Altenburg 1762); den darin enthaltenen historischen Überblick gibt der Verfasser jedoch nur, um den von ihm ausgeführten Gesundheitsregeln ein grösseres Gewicht und Ansehen zu geben (vgl. die Einl.).

Hilfsbuch für akademische Vorlesungen bestimmt — eine trockene Aufzählung von zahllosen Ärzten dar, die mit *Adam* beginnt und bis gegen Ende des XVII. Jahrhunderts fortgeführt wird [188]).

II. DIE PRAGMATISCHE MEDIZINGESCHICHTE DER AUFKLÄRUNG.

In Frankreich, das schon einmal — im XVII. Jahrhundert [189]) — die Führung auf dem Gebiete der Historiographie übernahm, hatte sich unterdessen eine neue Geschichtsauffassung herausgebildet. *Montesquieus* „Esprit des lois" [190]), *Voltaires* „Siècle de Louis XIV" und sein „Essai sur les mœurs" [191]) wiesen der Geschichtschreibung neue Wege. Der Glaube der Aufklärung an den Fortschritt des Menschengeschlechts liess die Geschichtsforscher die Vergangenheit mit anderen Augen sehen: sie erblickten in ihr den Aufstieg zu ihrer eignen Höhe [192]) und kamen dadurch dazu, die einzelnen Ereignisse systematisch nach Ursache und Wirkung zu verknüpfen, einen einheitlichen Zu-

---

188) Die Einteilung geschieht nach Jahrhunderten und innerhalb deren nach Ländern und Städten.

189) Vgl. Finke-Festschrift S. 453.

190) Erschien 1748.

191) Erschienen 1751 bezw. 1756.

192) Dieser Gedanke, bei Voltaire, Turgot und Condorcet in Frankreich anklingend, wird später besonders deutlich ausgesprochen in KARL HEINR. LUDW. POELITZS Vorrede zu seinen „Grundlinien zur pragmatischen Weltgeschichte", Leipzig 1795: „Denn alle Verirrungen des menschlichen Geistes, und alle zerstörende Erscheinungen in der Geschichte, die oft den Kampf von Jahrhunderten nöthig machten, um wieder einen Schritt weiter vorwärts thun zu können, musten doch nur dahin wirken, das menschliche Geschlecht seinem grossen Ziele näher zu bringen.... Durch diese Ansicht und Behandlung der Geschichte unseres Geschlechtes kommen wir denn zuletzt auf das lichtvolle, beruhigende Resultat,.... dass alle Perioden, die unser Geschlecht bis jetzt verlebt hat, doch nur dahin wirken musten, *unser* reifes Zeitalter heraufzuführen"; und Seite 10 heisst es: „Überall finden wir stufenweisen Fortschritt und Annäherung an ein grosses...., der Menschheit in der Vernunft aufgegebenes Ziel". Vgl. auch ISAAK ISELINS Über die Geschichte der Menschheit, 2 Bde., Zürich 1768 (Bd. 2, S. 3): „So machte ein jeder Fortgang zu einer Vollkommenheit, den Schritt zu einer höhern nöthig, wie er denselben zugleich erleichterte". SPITTLER betont in seinem Grundriss der Geschichte der christlichen Kirche (Göttingen 1782, benutzt wurde die 5. Aufl. 1812), dass sich nirgends *das Fortschreiten des menschlichen Geistes* so beurkunden lasse als hier.

sammenhang in den Geschehnissen der Vergangenheit zu sehen. Dabei berücksichtigten sie den Einfluss der geographischen Lage und nationaler Eigentümlichkeiten; die Geschichte von Handel, Kunst und Wissenschaften wurde in Beziehung gesetzt zur politischen Geschichte. In ihrem Bemühen um einen grossen Überblick über die Vergangenheit konnten sich die Historiographen der Aufklärung nicht in Detailforschung einlassen, sie benutzten nur das Material, das die gelehrte Geschichtschreibung gesammelt hatte.

1. Der Wendepunkt, Albrecht von Haller.

Der erste, bei dem wir den Niederschlag des neuen Geistes in der Medizinhistorik finden, ist Albrecht von Haller. Wenn wir seine Stellung im literarischen Leben der Zeit betrachten [193]), ihn uns als Menschen vergegenwärtigen, der in erstaunlicher Vielseitigkeit die verschiedensten Betätigungen menschlichen Geistes in sich vereinigte, der Botaniker, Physiologe, Dichter, Historiker und Bibliothekar in einer Person war, so verstehen wir, warum gerade Haller den neuen Weg beschritt. Die Besprechung seiner Bibliotheken [194]) — erschienen von 1771 bis 88 — gehört eigentlich, da sie keine zusammenhängende Darstellung der Medizingeschichte geben, nicht in die vorliegende Abhandlung, und doch verlangen sie als Wendepunkt in der Entwicklung der medizinischen Historiographie, als die sie *Diepgen* in seiner kürzlich erschienenen Studie [195]) darstellt, Berücksichtigung.

Im Gegensatz zu ihren Vorläufern, den Bibliotheken *Mangets* [196]),

---

193) Vgl. auch Stephen d'Irsay, Albrecht von Haller. Eine Studie zur Geistesgeschichte der Aufklärung. Leipzig 1930.

194) Haller Albr. v., Bibliotheca botanica. T. 1, 2. Zürich 1771—72; ders., Bibliotheca anatomica. T. 1, 2. Zürich 1774—77; ders., Bibl. chirurgica. T. 1, 2. Bern, Basel 1774—75; ders., Bibl. medicinae practicae. T. 1—4. Bern u. Basel 1776—88.

195) Vgl. zum Folgenden den in Anm. 69 angeführten Aufsatz von Diepgen über Albrecht Haller und die Geschichte der Medizin, dem ich die folgenden, Haller betreffenden Abschnitte — teilweise wörtlich — entnehme.

196) Manget, Joh. Jacob, Bibliotheca anatomica. 2 Bde. Genf 1685; ders., Bibl. medicopractica. 4 Bde. Genf 1695; ders., Bibl. pharmaceutico-medica. Cologny 1703; ders., Bibl. chemica curiosa. 2 Bde. Genf 1702; ders., Bibl. chirurgica. 4 Bde. Genf 1721; ders., Bibl. scriptorum medicorum veterum et recentiorum. 4 Bde. Genf 1731. Diese Bibliotheken wurden z. T. unter Leclercs Mithilfe herausgegeben.

die bis 1731 herauskamen und als Sammelwerk in Form eines alphabetisch geordneten Lexikon mit reichlich biblio- und kurzen biographischen Notizen in sehr ungleicher Bearbeitung aufzufassen sind, erscheint bei HALLER im Bestreben nach Zusammenfassung, nach Charakterisierung einzelner Perioden der *Versuch eines Überblickes über die gesamte Geschichte der Heilkunst.* In der streng chronologischen Anordung, in der rein äusserlichen Einteilung der Paragraphen, der Kritik der Tradition und den Quellen gegenüber, offenbaren sich die Bibliotheken als Werke der gelehrten Historiographie; in dem Streben nach Synthese, in der universalhistorischen Betrachtungsweise, die alle Völker der Erde umspannt, in der Verknüpfung des Individuums mit der Umwelt, der Historie der Wissenschaft mit der politischen und Kulturgeschichte als Kinder des Geistes, der *Voltaires* Werke erfüllt. Er macht den Versuch, die Geschichte der Medizin und ihrer Teilgebiete in Perioden zu zerlegen, die sich aus ihrer Entwicklung ergeben, uud diese Perioden in ihrer Eigenart zu charakterisieren und gibt der chronologischen Zusammenfassung der Literatur synthetische Darstellungen bei, die in ihrer Gesamtheit eine Geschichte der Medizin von ganz anderem Inhalt und anderer Bedeutung ergeben, als sie die gelehrten Vorgänger HALLERs geliefert hatten. Die Heilkunde der Naturvölker erfährt zum ersten Mal eine wirkliche Darstellung, gelegentlich unter vergleichender Betrachtung mit den Kulturvölkern. Die Anfänge der Kenntnis der Nahrungs- und Genussmittel bringt HALLER mit der Natur des Landes in Zusammenhang. Es entspricht ferner dem Charakter der Aufklärung, dass er trotz seines religiösen Sinnes anders wie seine Vorgänger von allem Methaphysischen absieht und die medizinischen Kenntnisse ignoriert, die sie in die alten biblischen Persönlichkeiten hineininterpretiert hatten, wenn ihm auch die Heilige Schrift das älteste historische Denkmal und die Schöpfung der ersten Menschen aus Gottes Hand unter besonderen geographischen Verhältnissen eine feststehende Tatsache ist, dass er ferner ganz anders wie seine Vorgänger die Abhängigkeit der Entwicklung der Kunst

---

197) In der Bibl. script. med. verwendet der Verfasser grösstenteils die Nachrichten, die die noch lebenden Autoren auf seine Aufforderung über ihr Leben und ihre Werke selbst geschrieben haben.

und Wissenschaft von den politischen und allgemeinen kulturellen Veränderungen erkannt hat — Imperiorum fata ipsae artes sequuntur! — dass er sich bemüht, auf dieser Grundlage schon für frühe Zeiten verwandtschaftliche Beziehungen in der Heilkunde zwischen den Völkern nachzuweisen, z. B. zwischen den Chinesen und Ägyptern. So wird im Gegensatz zu früher, wo immer einzelne Ereignisse oder Persönlichkeiten die Wandlung und Wanderung der Medizin getragen hatten, das Milieu von Bedeutung. Freilich steht daneben das Einzelwesen stark im Vordergrunde. So wird beispielsweise dem Interesse der Fürsten ein unmittelbarer Anteil am Aufschwung der arabischen Botanik zugeschrieben und das Fehlen dieser Mäzene für den Untergang der Medizin im 17. Jahrhundert mit verantwortlich gemacht. Den rationalistischen Deutungsversuchen der Aufklärung entsprechend, die gerne — und oft zum Nachteil — den Massstab des eigenen Denkens an die Vergangenheit legte, gibt auch HALLER die Tradition weiter, dass sich in den Inschriften und Donarien der alten Tempel wertvolle ärztliche Erfahrungen und Beobachtungen erhielten, und dass in ihnen Arzneien zu Nutz und Frommen der Bevölkerung aufbewahrt wurden, ohne in allem, wie es in der kirchenfeindlichen Richtung der Aufklärung so beliebt war und in mancher Medizingeschichte zutagekommt, bewussten Trug profitgieriger Priester zu wittern.

Über die Medizin des Mittelalters geht HALLER ziemlich flüchtig hinweg. Bei FREIND hatte sie eine, wenn auch nicht sehr bejahende, so doch etwas ausführlichere Bearbeitung gefunden. Die Bezeichnung Mittelalter ist bei ihm so wenig wie bei seinen Vorgängern zu finden. Auch das entspricht dem Charakter der Aufklärung. Sie mied das Mittelalter gern, aus guten Gründen. Das Material, das die gelehrten Historiker dazu allmählich zu schaffen begannen, war ihr zu schwierig. Da wendete man sich lieber dem 16. und 17. Jahrhundert zu. Hier fühlte man sicheren Boden unter den Füssen.

HALLER wollte, obwohl bei ihm humanistisch-ästhetische Anschauungen durchklingen [198]), aus der Medizingeschichte etwas lernen. Dieser pragmatische Standpunkt entspricht durchaus

198) Vgl. DIEPGEN, a. a. O. S. 111.

dem Geist der Aufklärung. Er tritt besonders in der Betrachtung des 18. Jahrhunderts hervor. Die biologisch-pathologischen Theorien, die diagnostisch-therapeutischen Methoden der Vergangenheit sind für ihn noch durchaus aktuell. Die chemische Schule vernachlässigte nach ihm das Nachdenken über den einzelnen Krankheitsfall, das Forschen nach der Ursache, Diagnose und Prognose, die Sorge um die Diät; denn sie setzte alles Vertrauen in irgendein chemisches Medikament spezifischer Art, von denen aber die Laboratorien im Verhältnis zu den vielen verschiedenen Krankheiten nur wenige vorrätig haben. So ging es abwärts mit dem hippokratischen Studium und der geduldigen Krankheitsbeobachtung. Aber auch die therapeutischen Grundsätze *Sydenhams*, die *Boerhaave* u.a. durch ihre Rückkehr zur hippokratischen Einfachheit imponierten, liessen sich angesichts der modernen Erfahrung über die Fieberbehandlung nicht mehr aufrecht erhalten.

Die pragmatische Tendenz hat HALLER die Objektivität des Urteils nicht getrübt. Darin mochte ihm der praktische Eklektizismus *Boerhaaves* zugute kommen, dessen begeisterter Schüler er war. Die spätere Historik hat viel aus ihm geschöpft. Manches haben die Autoren, die wir im folgenden kennenlernen, ihm entnommen. —

Das neue „Sich-Rechenschaft-Geben" [199]) von der Vergangenheit war nicht eine Angelegenheit weltfremder Gelehrter, sondern war geboren aus dem veränderten Lebensgefühl des Menschen des XVIII. Jahrhunderts mit seinem beglückenden Bewusstsein der Vervollkommnung des Menschengeschlechtes, mit seinem Glauben an ein Emporsteigen der Menschheit zu immer höherer Vollendung. Obwohl dieses Lebensgefühl die Menschen erfüllte wie eine neue Religion, wie *Dilthey* sagt [200]), vergingen noch viele Jahre, ehe die neue Geschichtsauffassung in einem grösseren medizinhistorischen Werke zum Ausdruck kommt.

---

199) Vgl. dazu die Definition des Begriffes „Geschichte" bei HUIZINGA, a. a. O. S. 86.

200) Vgl. DILTHEY, WILHELM, Studien zur Geschichte des deutschen Geistes. Bd. III der gesammelten Schriften. Leipzig u. Berlin 1927, S. 12.

2. Von Haller bis Sprengel.

(Bearbeitung von Teilgebieten, Programme, Versuche zur Gesamtdarstellung).

Auf Haller folgt eine Zeit der Bearbeitung von Teilgebieten, der Entwürfe, die, nie weiter ausgeführt, vorerst als Leitfaden für Vorlesungen herausgegeben werden. Aus dieser Zeit sind Moehsens [201]) Werke [202]) zu nennen, die eine wesentliche Bereicherung der ärztlichen Standesgeschichte bringen. Schmiedlein [203]) gibt in seinen „Primae Lineae historiae medicinae" [204]) auf 32 Seiten einen besseren Überblick über die

---

201) Moehsen war Mitglied des obersten Gesundheitsrates und später Leibarzt des Königs in Berlin.

202) Moehsen, Joh. Carl Wilh., Verzeichnis einer Sammlung von Bildnissen .... berühmter Ärzte .... diesem sind verschiedene Nachrichten und Anmerkungen vorgesetzt, die so wohl zur Geschichte der Arzeneygelahrtheit als vornehmlich zur Geschichte der Künste gehören. Berlin 1771; ders., Beschreibung einer Berlinischen Medaillen-Sammlung, die vorzüglich aus Gedächtnis-Münzen berühmter Ärzte bestehet, in welcher verschiedene Abhandlungen .... zur Geschichte der Arzneigelahrtheit und der Litteratur eingerücket sind. Berlin und Leipzig 1773; ders., Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg, besonders der Arzneiwissenschaft von den ältesten Zeiten an bis zu Ende des XVI. Jahrhunderts, in welchem zugleich die Gedächtnismünzen berühmter Ärzte, welche in diesem Zeitraum in der Mark gelebt haben, beschrieben werden. Berlin und Leipzig 1781. Über die Bearbeitung des obengenannten Werkes schreibt der Verf.: „Der Plan der gegenwärtigen Litteraturgeschichte der Churmark, und besonders deren Geschichte der Arzneiwissenschaft, ist so eingerichtet, dass die Verfassung und der Zustand des Landes, insoweit solche auf die Künste und Wissenschaften einen Einfluss gehabt, unter einem jeden Zeitpunkt mit zum Grunde gelegt werden." (Gesch. d. Wiss. S. 4) Stellen wie „es bleibt auch eine ausgemachte Wahrheit, dass die Handlung und die Wissenschaften in einer gewissen Verbindung stehen", die Anlage des Werkes nach dem oben erwähnten Plan und Kapitelüberschriften wie „Von der Verbindung der Arzeneygelahrtheit mit den bildenden Künsten" zeigen deutlich die Gesichtspunkte der Historiographie der Aufklärung. Daneben findet sich eine eingehende Berücksichtigung der Epidemiologie als Ausdruck einer ausgesprochen pragmatischen Tendenz (vgl. die Vorrede der Beschrbg. ein. Med.-Sammlung) und eine Vorliebe für das Erzählen von Anekdoten (so berichtet Moehsen ausführlich von den Zänkereien von Molières und Chauvillains Frau; vgl. Gesch. d. Wiss. S. 396 f.).

203) Arzt und Entomolog in Leipzig, hat sonst wenig von sich reden gemacht.

204) Schmiedlein, Godofr. Bened., Primae lineae historiae medicinae universalis, praelectionibus academicis accommodatae. Leipzig 1777; die einzelnen Ärzte werden, nach Jahrhunderten geordnet, angeführt, häufig finden sich falsche Datierungen, so wird z.B. Arnald von Villanova in das XV. Jahrhundert gesetzt.

Geschichte der gesamten Medizin und ihrer einzelnen Teildisziplinen, als die oben erwähnten Werke von ASTIUS und ALBIN. DELIUS [205]) zählt in seiner Synopsis [206]) in Stichwortform die Themen auf, die in der Vorlesung behandelt werden sollen. Wenn man auch nach solchen Andeutungen nicht auf die Art der geplanten Ausführung schliessen kann, so spricht doch die Wahl der Gesichtspunkte deutlich für die neue Geschichtsauffassung [207]). Ganz scharf betont LETTSOM in seiner Rede über den Ursprung der Medizin [208]) den Zusammenhang zwischen Medizin und Weltgeschichte, setzt die Epochen beider in Beziehung [209]) und hebt hervor, dass er darin von LECLERC abweiche [210]). Die Behandlung des schon immer für akademische Arbeiten beliebten Themas [211]) ist bezeichnend für den Interessenkreis der Aufklärung. Wie ihre Aufmerksamkeit allen Stadien der Entwicklung des Menschengeschlechtes galt, so unternahm sie es auch, die erste Stufe des

---

205) DELIUS wirkte seit der Mitte des Jahrhunderts als Professor der Medizin in Erlangen und wurde als Lehrer wie als Wissenschaftler hochgeschätzt.

206) DELIUS, HEINR., FRIEDR., Synopsis introductionis in medicinam universam eiusque historiam litterariam (in usum praelectionum academicarum). Erlangen 1779.

207) Als Beispiele sei nur Folgendes angeführt: de genio gentium, de philosophia historiae, historia pragmatica, de epochis doctrinarum; die Aufzählung des mit einem Fragezeichen versehenen initium rerum unter den wahrscheinlichen Dingen, die Erwähnung der politischen, Religions- und Philosophiegeschichte, die Forderung eines Vergleichs zwischen der primitiven Medizin früherer und jetzt lebender Völker, die Zusammenfassung der Medizin bis Paracelsus als Hippocratico-Aristotelico-Galenica, die schlagwortartige Kennzeichnung der Heilkunde jedes folgenden Jahrhunderts.

208) LETTSOM, JOHN COAKLEY, History of the Origin of Medicine (Oration). London 1778; vgl. dazu den „Brief an Dr. JOHN COAKLEY LETTSOM" in: Akesios, Blicke in die ethischen Beziehungen der Medicin von K. F. H. MARX, Göttingen 1844.

209) LETTSOM teilt die gesamte Medizingeschichte in folgende neun Perioden ein:

I. V. D. Schöpfung b. z. troj. Krieg: Natural and fabulous medicine".
II. ... bis z. peloponnes. Krieg: „Empirism from Necessity".
III. Von Hippokrates b. Serapion (Zerstörung v. Karthago): „Dogmatism".
IV. ... bis Christi Geburt (Themison): „Professed Empiricism".
V. ... bis Galen: „Gründung des Methodismus durch G.".
VI. ... bis Paracelsus (Karl V.): „Peripatetic dogmatism".
VII. ... bis Harvey: „Chemical dogmatism".
VIII. ... bis Boerhaave: „Mechanical dogmatism".
IX. ... bis z. Jetztzeit: „General dogmatism" (vgl. die Einleitung).

210) a. a. O. Einl.

211) Vgl. die angeführten Werke von CELLARIUS, ZAHN, GOLDNER, BOERNER u. a. (S. 5 u. S. 24, Anm. 184).

menschlichen Geistes zu untersuchen und die Kultur der primitiven Völker zu rekonstruieren, indem sie dazu die Zustände bei den noch lebenden Naturvölkern zum Vergleich heranzog [212]). LETTSOM entwirft nun in diesem Sinne ein Bild von der primitiven Medizin, zieht zahlreiche zeitgenössische Reiseberichte heran und geht weit über das hinaus, was frühere Historiographen, wie SCHULZE, GOELICKE, CELLARIUS, von den Anfängen der Medizin zu berichten wussten [213]), in deren Werken die Mythen von der Erfindung der Medizin durch Götter und Heroen eine grosse Rolle spielten. LETTSOM war in seiner Heimat — er war auf der Insel Little van Dyke im atlantischen Ozean geboren — in unmittelbare Berührung mit primitiven Völkern gekommen; daher mochte sein besonderes Interesse an der primitiven Medizin stammen [214]).

In England begegnet uns, wenngleich nur in Form eines kurzen Versuches, nach langer Zeit wieder die erste Gesamtdarstellung der Medizingeschichte. Dass sie von England ausging, ist nicht verwunderlich; denn dort feierte damals die Schule *Voltaires* in *Robertsons* und *Gibbons* Werken ihre grössten Triumphe, während die Historiographen in Deutschland meist akademische Lehrer waren und mehr vom Standpunkt des Pädagogen als des Historikers schrieben [215]). BLACKS „Historical Sketch of Medicine and surgery" erschien 1782 [216]), erfreute sich jedoch

212) Vgl. das über HALLER auf S. 27 Gesagte.

213) In einzelnen Kapiteln behandelt er die Medizin im Allgemeinen, die Chirurgie, die Geburtshilfe, die Anatomie, Botanik und Pharmazie, Chemie und mystische Medizin. Dabei sind Einflüsse von zeitgenössischen Historiographen, deren Werke LETTSOM studiert hat, nicht zu verkennen, so findet sich die Stelle, wo er die Identität von Noah mit Fo-hi betont (a. a. O. S. 118, Anm. *h*), in der „Universal History", die 1736—65 erschien (vgl. FUETER, a. a. O. S. 341), ebenso wurde seine gesamte Einstellung zur Bibel beeinflusst, nicht gerade im aufklärerischen Sinne. Rousseaustimmung klingt an in den Sätzen, wo er die Einfalt der Tage der Vorzeit preist, „jener Tage, in denen der Mensch nicht bedrückt war von Arbeit, nicht entnervt von Luxus, noch beunruhigt von Sorge" (a. a. O. S. 17).

214) Dafür sprechen auch die vielen Beispiele, die LETTSOM aus der Heilkunde verschiedener amerikanischer Stämme zur Frage der Anwendung des Aderlasses anführt (a. a. O. S. 13ff. Anm. *t*; vgl. auch S. 24, Anm. *p*).

215) Vgl. FUETER, a. a. O. S. 371.

216) BLACK, WILLIAM, An historical sketch of medicine and surgery from their origin to the present time; and of the principal authors, discoveries, improvements, imperfections and errors. London 1782; ins Deutsche übersetzt, mit Zusätzen und Literaturangaben versehen von JO. CHR. FRIEDR. SCHERF, Lemgo 1789; diese Übersetzung wurde von mir benutzt.

bei den deutschen Zeitgenossen keiner grossen Beliebtheit [217], selbst der Übersetzer hebt Fehler und Mängel an dem Werk hervor [218]. BLACK betont besonders nachdrücklich das Bestreben, die politische und Kulturgeschichte in Verbindung mit der Medizinhistorie darzustellen [219], ja er schiesst dabei stellenweise fast über das Ziel hinaus. Die Abschnitte über politische Geschichte nehmen in einzelnen Kapiteln so viel Raum ein, dass die Geschichte der Arzneikunde selbst zurücktritt [220]. Die Einteilung des Stoffes geschieht nach Ereignissen der Weltgeschichte [221]. Verfassungs- [222] und Rechtsgeschichte werden zur Erklärung des Aufschwunges der Künste und Wissenschaften herangezogen, wie dem Verfasser überhaupt an der *Erklärung jedes Geschehnisses* sehr viel gelegen ist. Wie grob und ungeschickt diese Erklärungsversuche sind, zeigt, dass er die Beschäftigung der griechischen Philosophen mit der Medizin darauf zurückführt, dass sie für ihre durch Studium und Nachdenken angegriffene Gesundheit heilsame Entdeckungen zu machen hofften [223]. Ebenso finden wir häufig grosse Wand-

---

217) Vgl. dazu die Rezension bei HECKER, a. a. O. S. 344, der an dem Werke tadelt, dass es zu kurz sei und keine besonderen Vorzüge habe, und diejenige bei KNEBEL, a. a. O. S. XXIV.

218) Vorbericht zur Übersetzung.



219) Vgl. a. a. O. S. 9: „Die Künste, Wissenschaften und die Arzeneygelehrsamkeit sind so genau mit den Zeitpunkten in der Geschichte, mit dem Steigen, dem Fallen, den Sitten und der Verfeinerung verschiedener Nationen verbunden, dass es ohnmöglich ist, sie ganz von einander abzusondern: ohne sie kann der Ursprung, Fortgang und die Umänderung der Arzneywissenschaft nicht anders als geheimnissvoll und unerklärbar scheinen."

220) Vgl. das 6. Kapitel seines Buches, in dem 12 von 19 Seiten allein der Kultur- und politischen Geschichte gewidmet sind.

221) So reicht das 4. Kapitel bis „ein Jahrhundert nach dem Umsturze des Römischen Reiches in Italien", das 5. Kap. trägt die Überschrift: Die Zerstöhrung des westlichen Römischen Reichs durch die Gothen und Vandalen im VI. Jahrh. Von Mahomet und dem Einbruch der Araber. Von den Folgen dieser Umwandlungen auf die Arzeneywissenschaft und die Gelehrsamkeit überhaupt: von den Arabischen Schriftstellern in der Arzeneywiss. und der Wundarzeneykunst: von dem Ursprung der Pocken und Masern.

222) a. a. O. S. 16 f.

223) a. a. O. S. 34. — Vielfach verknüpft er die Ereignisse rein äusserlich, so schildert er das Aufblühen von Kunst und Wissenschaften bei den Arabern folgendermassen (a. a. O. S. 200): „Nachdem den Mahometanern ihr religiöser Wahnsinn vergangen und sie durch Handel reich und der Eroberung satt geworden, so liess ihre kriegerische Wildheit nach, und alsdann trieben sie auch mit grossem Fleiss die Künste und Wissenschaften".

lungen in der Geschichte auf einzelne Ereignisse, meist Kriegszüge, zurückgeführt, so seien das Hauptmittel zur Abschleifung der allgemeinen Roheit und zur Zerteilung des Nebels der Unwissenheit in Europa die Kreuzzüge gewesen, die er „abergläubische Thorheiten" und „romantische Unternehmungen" nennt [224]. Für allen derartigen „religiösen Aberwitz" hat der Verfasser nicht viel übrig; die Äskulappriester hält er, wie alle Historiographen in jener Zeit, für schlaue Betrüger, dem Clerus wird er jedoch, da er nicht die Voreingenommenheit seines Landsmannes HILLARY teilt, etwas besser gerecht als seine Vorgänger. Die medizinische Vergangenheit erfährt eine objektivere Würdigung; mit *Bolingbrooke* [225]) hat er zwar für *Plato* und *Aristoteles* hohe Meinung [226]), vermag aber *Galens* Verdienste besser zu schätzen [227]) als die früheren englischen Historiographen. Das Interesse für praktisch Verwertbares in den Werken der Alten hat er mit CLIFTON, BARKER und HILLARY gemein; den Hauptwert legt er auf die therapeutischen Massnahmen des *Hippokrates* [228]) und des *Celsus*, behandelt ausführlich die Epidemiologie. Bei der Besprechung der zeitgenössischen Medizin tritt er mit praktischen Vorschlägen hervor, empfiehlt die Auswertung der Mortalitätslisten [229]) und setzt sich für die Pockeninokulation ein [230]). Ganz auffallend bewertet BLACK den Stil bei jedem seiner Autoren [231]), ja gelegentlich führt er Proben von der Schreibart des einen oder anderen an, dazu zitiert er eigens eine Celsusstelle [232]). Die

224) a. a. O. S. 218 f.

225) BOLINGBROKE, HENRY SAINT JOHN, englischer Staatsmann, 1678—1751.

226) Er schreibt, nach BOLINGBROKE hätten diese zwei Schriftsteller Systeme erfunden, „die der Wahrheit und der ächten Gelehrsamkeit nachtheiliger und schädlicher waren, als die Verheerungen durch die Gothen und Sarazenen" (a. a. O. S. 63).

227) a. a. O. S. 169 f.

228) Vgl. auch BLACKS Stellungnahme zu den Dogmatikern und Empirikern bezw. deren Theorien: „Die Beweissgründe beyder Sekten ... sind in dem jetzigen verbesserten Zustand der Arzneykunde veraltet und unbrauchbar" (Vgl. a. a. O. S. 74 f.).

229) BLACK, der in London praktizierte, betonte den Wert der Statistik für die Fortschritte der Medizin.

230) a. a. O. S. 424 u. S. 426 ff. — Über beide Themen hat der Verf. kleinere Abhandlungen geschrieben.

231) Eine Tatsache, die an die alte rhetorisch-humanistische Geschichtschreibung erinnert.

232) a. a. O. S. 135 f.

Darstellung im ganzen, in chronologischer Anordnung des Stoffes[233]), bleibt lückenhaft, *Constantin von Afrika* wird mit keinem Wort erwähnt[234]), was er von *Arnald von Villanova* sagt, ist äusserst dürftig[235]). Man vermisst die gründlichen Vorarbeiten der gelehrten Schule[236]), es ist eine jener flüchtigen und oberflächlichen Arbeiten, wie wir sie in der Aufklärungshistoriographie so häufig finden; das Fehlen eines wirklich historischen Talentes bei dem Verfasser macht sich empfindlich bemerkbar.

In Deutschland spricht HENSLER[237]) die Forderungen nach einer neuen Bearbeitung der gesamten Geschichte der Medizin im Jahre 1783 aus[238]). Selbst hat er allerdings nur ein Teilgebiet behandelt. Er klagt darüber, dass man, statt die Geschichte der Medizin nach ihren grossen Epochen zu studieren, die Bruchstücke von Meinungen der Alten zusammenhänge und zusammenflicke, und dass die Geschichte der Medizin nie genug in Verbindung mit der Geschichte der Philosophie betrieben würde. Ehe man einen anderen recht verstehen könne, müsse man sich erst von sich selbst entledigen, desselben Zeit, Vorzeit und den Geist derselben inne haben, dann erst dürfe man sich seinem Autor nahen. Wahre Geschichte sei auch in der Medizin Licht der Wahrheit und Lehrerin des Lebens. HENSLERS Ruf nach Bearbeitung der Medizingeschichte, den er besonders an die jüngeren seiner Zeitgenossen richtete, war nicht vergebens[239]).

Ehe seine Forderung in Gestalt neuer Gesamtdarstellungen in Erfüllung ging, kam 1786 BLUMENBACHS[240]) „Einführung in die

233) Im Gegensatz zu SCHULZE und den anderen gelehrten Historiographen wird jedoch die chronologische Reihenfolge nicht sklavisch innegehalten.

234) Erst der Übersetzer erwähnt ihn im Anhang. Wahrscheinlich hat BLACK dabei LECLERC zum Vorbild genommen (Vgl. Finke-Festschrift S. 456).

235) a. a. O. S. 231 f. 236) Quellen zitiert BLACK selbst überhaupt nicht.

237) HENSLER, Der Begründer der historischen Pathologie, war damals Physikus in Altona.

238) HENSLER, PHIL., GABR., Geschichte der Lustseuche, die zu Ende des XV. Jahrhunderts in Europa ausbrach. 2 Bde. Altona 1783 u. 89; Bd I, S. 199 f.; vgl. auch v. SEEMEN, a. a. O. S. 34 f.

239) Ihn selbst als den Reformator der medizinischen Historiographie zu bezeichnen, wie das Rohlfs (d. med. Class. Deutschl., 2. Abthlg. [vgl. Anm. 1]) S. 235, tut, ist sicher zu weit gegangen. Vgl. auch ROHLFS Kapitel über HENSLER als Historiker in den medic. Class. Deutschl., 1. Abthlg., Stuttgart 1875, S. 187—221.

240) BLUMENBACH, damals Professor in Göttingen und berühmt als Anthropologe, las als erster über vergleichende Anatomie.

Litterärgeschichte der Medizin" [241]) heraus, ein Vorläufer der grossen deutschen Werke der 90er Jahre. Sie ist als Hilfsbuch für Vorlesungen gedacht [242]) und soll in einem Überblick die Schicksale der Heilkunst und ihren kausalen Zusammenhang darlegen [243]), in chronologischer Anordnung, die sich jedoch nicht nach Jahren sondern nach der Reihenfolge der Ereignisse richten soll. Neu ist das genaue Eingehen auf die Zeit der Latinobarbari [244]), die bisher in der Medizingeschichte vernachlässigt worden war. Vielleicht ging die Anregung dazu von den Bearbeitungen des Mittelalters aus, wie er sie in den Werken *Voltaires* und *Robertsons* fand [245]). Bei BLUMENBACH taucht zum ersten Male in der medizinhistorischen Literatur der Begriff Mittelalter auf, der schon seit der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts in den historischen Unterricht eingeführt war [246]).

Seine Darstellung der Medizingeschichte kleidet er in die Form eines kurzen Überblicks über die Gesamtentwicklung bei den einzelnen Völkern beziehungsweise in bestimmten Zeitabschnitten [247]), an die er bio-bibliographische Einzelheiten anschliesst. Die Neuzeit — BLUMENBACHs Werk reicht bis zum Jahre 1785 [248]) — ist im Gegensatz zu BLACKS Medizingeschichte, in der die Neuzeit eine recht summarische Bearbeitung erfahren hatte, bedeutend ausführlicher dargestellt als die Antike. Der Hauptwert liegt auf bibliographischem Gebiete. Das Buch wurde nach dieser Richtung von den Zeitgenossen hochgeschätzt [249]). Seine Chronologie rechnet noch immer nach Jahren seit der Erschaffung der Welt.

Mehr auf BLUMENBACH [250]) als auf eigene Quellenuntersuchungen

---

241) BLUMENBACH, JOH. FRIED., Introductio in historiam medicinae litterariam. Göttingen 1786. 242) a. a. O. praefatio.

243) Ebda.: „. . . et qua ratione alterum ex altero natum sit."

244) Dabei erfährt Constantin von Afrika eine eingehende Würdigung (a. a. O. S. 95).

245) Eine eingehendere Bearbeitung fand das Mittelalter auch später in Henslers: Vom abendländischen Aussatz im Mittelalter nebst einem Beytrag zur Kenntniss und Geschichte des Aussatzes. Hamburg 1790.

246) Vgl. DIEPGEN, Finke-Festschrift S. 463.

247) Die Einteilung der Neuzeit geschieht nach Halbjahrhunderten, in denen die einzelnen Spezialgebiete und ihre Geschichte getrennt behandelt werden.

248) Allerdings unter Ausschluss der noch lebenden Autoren.

249) Vgl. HECKER, a. a. O. S. 352 f. und KNEBEL, a. a. O. S. XXXIII.

250) Obwohl er in der Vorerinnerung zu seinem Werke betont, er sei zum Teil auf die Quellen zurückgegangen. Auch aus BLUMENBACHS Bearbeitung einzelner Ge-

stützt sich METZGER[251]) in seiner „Skizze einer pragmatischen Literärgeschichte der Medizin"[252]). Die Henslerschen Anschauungen werden zum Teil wörtlich übernommen. Der pragmatische Standpunkt tritt klar zutage[253]). Die Medizingeschichte soll keine „trockene Aufzählung von Schriften und Erzählung des Privatlebens der Ärzte, ihrer Heirathen und Kinderzahl"[254]), die Bio- und Bibliographie nur ein Nebenzweig der Darstellung sein. Deutlich offenbart sich darin der Unterschied zur humanistischen und gelehrten Historiographie, wo bio- und bibliographische Notizen schon äusserlich den grössten Raum einnahmen. Wenn METZGER eine Biographie bringt, so entschuldigt er sie mit der Merkwürdigkeit des betreffenden Mannes und räumt ihr wie den Bibliographien nur eine Anmerkung ein[255]). HECKER[256]) wirft ihm bei vielen Gelegenheiten grosse Parteilichkeit gegenüber den Ärzten der Vergangenheit vor. Seine Auffassungen weichen oft von den heute in der Medizingeschichte gültigen ab. *Paracelsus* wird er durchaus nicht gerecht[257]), wenn er von ihm sagt, dass sein

---

biete liess sich vielfach auf andere Vorbilder schliessen. Mit BLUMENBACH (s. dort, S. 218) hält METZGER HELMONT für den ersten, der den Begriff Archaeus eingeführt habe (a. a. O. S. 275). Dies geschieht, weil er die Schriften des Paracelsus ebensowenig wie BLUMENBACH kennt. Von einem Rezensenten darüber zur Rede gestellt, entschuldigt er sich in seinen „Zusätzen und Verbesserungen" ([vgl. Anm. 251] S. 117) damit, dass er durch grossen Ekel von der weiteren Lektüre des Paracelsus abgehalten worden sei (!).

251) METZGER, ein geborener Strassburger, war damals Professor der Medizin in Königsberg; er arbeitete vor allem über gerichtliche Medizin.

252) METZGER, J. D., Skizze einer pragmatischen Literärgeschichte der Medizin. Königsberg 1792. Zusätze und Verbesserungen. Königsb. 1796. Vgl. die Rezensionen bei KNEBEL, a. a. O. S. XXV, bei HECKER, a. a. O. S. 353 f. und bei BAAS, a. a. O. S. 527.

253) Auch für ihn ist die medizinische Literärgeschichte „Licht der Wahrheit und Lehrerin des Lebens" (a. a. O. Einleitung). Vgl. auch den Titel des Werkes und die bei v. SEEMEN, a. a. O. S. 35 zitierten Stellen. In den Zusätzen (S. 3) unterscheidet der Verfasser zwischen Studium der Alten und medizinischer Literärgeschichte und fährt fort: „Der Vorzug unseres Zeitalters besteht lediglich darin: dass wir die gesamten Kenntnisse aller Zeiten nützen, miteinander vergleichen, alles prüfen, das Gute behalten. Eine gute, wohlgeordnete, pragmatische Literärgeschichte ist die reifste Quelle der nützlichsten Kenntnisse und Wahrheiten für den Arzt".

254) Vgl. die Einleitung.

255) Vgl. a. a. O. S. 34 in Anm *a* die biographischen Notizen über Hippokrates; vgl. weiterhin S. 73 f., S. 83.

256) HECKER a. a. O. S. 353 f.

257) Obwohl er die „schlechten Sitten" und „das Umherirren" des P. aus einer vernachlässigten Erziehung zu erklären versucht, a. a. O. S. 195 f. Anm. *a*.

Denkmal nie ehrenvoll in der Geschichte unserer Wissenschaft sein könne, und er keinem Manne von Geist zumuten möchte, den Augiasstall der Paracelsistischen Schriften auszumisten [258]. *Paré* spricht er jede grössere Bedeutung ab [259]), und von *Galen* hält er ebensowenig wie *Boerhaave* [260]); er ändert dessen Ausspruch [261]) sogar dahin ab, dass *Galen* der Medizin viel mehr geschadet als genützt hätte [262]); darin nähert er sich auffallend CLIFTON und HILLARY. Oft stimmt METZGER FREIND, den er sich zum Vorbild nahm, und HENSLER bei [263]), dagegen beklagt er sich über HALLERS literarischen Despotismus [264]). *Herders* „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" werden oft zitiert, unter seinem Einfluss stehend, hat er wenig Verständnis für die Kultur der Chinesen [265]) und preist die Vorsehung für die Wohltat, die sie den Menschen in Gestalt der Buchdruckerkunst zuteil werden liess [266]). Auf nationale Eigenheiten legt er grossen Wert [267]), spricht von dem „Genius" eines Volkes [268]) und bemüht sich wie HENSLER, in den „Geist der Epoke" einzudringen [269]). Die medizinischen Strömungen einzelner Länder in grösseren Zeitabschnitten werden treffend charakterisiert [270]). Der Stoff — vom Ursprung der Medizin bis zur Neuzeit — zerfällt, ähnlich wie bei BLUMENBACH, in 13 Perioden, die inhaltlich schlagwortartig

---

258) a. a. O. S. 198 und S. 196 Anm. *c*; vgl. auch dazu S. 173 und S. 195.

259) a. a. O. S. 235 f.

260) Vgl. oben S. 23. Aretaeus, den BOERHAAVE sehr schätzt, stellt Metzger über Galen (a. a. O. S. 60 Anm. *a*); vgl. auch a. a. O. S. 83 f.

261) Vgl. S. 23, Anm. 175.

262) Vgl. S. 67 der Zusätze und S. 63 ff., wo er auf den „weniger glücklichen Verstand" und die „eingeschränkte Beurtheilungskraft" Galens hinweist.

263) a. a. O. S. 117 f.

264) a. a. O. S. 400.

265) a. a. O. S. 19 und S. 27 der Zusätze; vgl. auch HERDER zit. nach FUETER, a. a. O. S. 410 ff. — Überdies war damals die Begeisterung des gebildeten Europa für chinesische Kultur bereits abgeklungen; vgl. CAY V. BROCKDORFF, Die englische Aufklärungsphilosophie (Bd. 24 der Geschichte der Philosophie in Einzeldarstellungen, hrsgeg. von KAFKA). München 1914, S. 119.

266) a. a. O. S. 152.

267) So betont er den orientalischen Zuschnitt der Arzneikunde, der für den Geist unserer Zeiten befremdend sei. (a. a. O. S. 110).

268) a. a. O. S. 111 Anm. *a*.

269) a. a. O. S. 132.

270) a. a. O. S. 380 ff.

gekennzeichnet werden[271]), ein Kapitel ist der Literatur und Philosophie jeder Zeitspanne gewidmet. Den Fabeln und Mythen, in denen er einen realen Kern sucht[272]), steht er kritischer gegenüber als seine Vorgänger[273]). Die Geschichte von der Medizin *Adams* und anderer biblischer Gestalten wird übergangen, die Rechnung nach Jahren seit der Erschaffung der Welt aufgegegeben. Zwischen den Anfängen der Heilkunst im Altertum und der Medizin jetzt noch „roher oder halbgebildeter" Völker sucht er vergleichende Gesichtspunkte. Rationalistische Erklärungen finden wir bei ihm seltener als bei seinen Zeitgenossen. Ansätze zur Überwindung der historischen Katastrophentheorie sind angedeutet[274]), vielleicht steht er dabei unter dem Einfluss *Winkelmanns*.

(Fortsetzung folgt).

---

271) 1. Periode: Vom Ursprung der Arzneiwissenschaft bis auf den Hippokrates: Empirische Medicin.
2. Periode: Von Hipp. bis auf den Asclepiades: Wissenschaftliche Medicin.
3. Per.: ... bis auf den Galenus: Römische Medicin.
4. Per.: ... bis auf die Araber: Systematische Medicin.
5. Per. der Araber bis zu den Arabisten: Morgenländische Arzneywissenschaft.
6. Per. der Arabisten bis zum XVten Jahrh.: Abendländische Medicin.
7. Per.: Das XV. Jahrhundert: Revolution i. d. Arzneywissenschaft.
8. Per.: Erste Hälfte des XVI. Jahrh.: Umsturz des Galenischen Systems.
9. Per.: Zweite Hälfte des XVI. Jahrh.: Stillstand.
10. Per.: Erste Hälfte des XVII. Jahrh.: Entdeckung des Blutumlaufs.
11. Per.: Zweite Hälfte des XVII. Jahrh.: Versuche mit der Transfusion.
12. Per.: Erste Hälfte des XVIII. Jahrh.: Mechanische und organische Arzneywissenschaft.
13. Per.: Zweite Hälfte des XVIII. Jahrh.: Neueste Arzneywissenschaft.

272) a. a. O. S. 23.

273) Vgl. a. a. O. S. 10, S. 21 f. und S. 25.

274) Vgl. a. a. O. S. 123: „Es waren also nicht die Kreuzzüge, wie LECLERC meint, sondern der grosse Ruf der Sarazenischen Wissenschaft, wodurch Aufklärung überhaupt und medicinische insbesondere nach Europa ... kamen."

Bericht über die Verhandlungen der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften zu Königsberg i. Pr. vom 7.—11. September 1930.

Die Sitzungen fanden im Hörsaal V der Universität statt.

I. Sitzung am Sonnabend, den 6. September, vormittags 9 Uhr. Teilnehmerzahl: 14.

Vorsitzender: Herr SUDHOFF (Leipzig).

Nach der Eröffnung der Sitzung durch den örtlichen Einführenden, Geheimrat Prof. Dr. BRAATZ, und einer kurzen Begrüssung der Erschienenen übernimmt Geheimrat Prof. Dr. SUDHOFF auf die Bitte des Einführenden das Präsidium.

1. Herr KARL SUDHOFF (Leipzig), weist auf die Bedeutung der Naturforschertagung in Königsberg in historischem und aktuellem Sinne hin. Eine Rückschau auf die Betätigung der Fachhistorie auf den Naturforscherversammlungen lässt erkennen, dass manche Fortschritte im letzten Menschenalter erreicht wurden. In Forschung und Lehre hat die Fachgeschichte sich durchzusetzen begonnen, auch in der Naturwissenschaft; das gilt für den Forscher wie für den Bekenner.

2. Herr EGBERT BRAATZ (Königsberg): *Von einem Stück Pfeil, so seit 1458 im Gehirn des Landmarschalls in Preussen gestecket.* Die „Preussische Sammlung allerley bisher ungedruckter Urkunden-Nachrichten und Abhandlungen" (Bd. 1. Danzig 1747) erzählt die Schicksale eines eisernen Pfeils, der 1458 dem Landmarschall von Reitzenstein „in den Hirnschädel" geschossen wurde und sich innerhalb von 14 Jahren einen Weg durch den Gaumen zum Mund bahnte. Der von ihm befreite Landmarschall liess ihn mit einem Täfelchen in der St. Albrechts-Kapelle im Samland aufhängen. Von dort kam er nach fast 2 Jahrhunderten mit einem schriftlichen Bericht in die „kurfürstliche

Librerey" und von dieser in den Besitz des Prussia-Museums. Der Vortr. demonstriert den Pfeil und knüpft an den Bericht eine Erörterung über die medizinische Seite des Falles an Hand einiger moderner Krankengeschichten.

Diskussion: Herr ASCHOFF (Freiburg), Herr SUDHOFF (Leipzig), Herr BRAATZ (Königsberg).

3. Herr HEINZ ZEISS (Moskau): *Der Arbeitsplan des neugegründeten Moskauer Forschungsinstitutes für Geschichte und Methodologie der Medizin.*

Die Pläne und die Denkschrift des neuen Instituts werden an Hand von Textproben erläutert. Es wird auf die Bedeutung des dialektischen Materialismus für die sowjetrussische Medizingeschichte hingewiesen. Zum 1. 10. 1930 ist ein Lehrstuhl für Geschichte und Methodologie der Medizin an der 1. Moskauer Universität errichtet. — Ausser den Aufgaben des Lehrstuhls und Instituts, die zuerst auf dem Gebiete der *russischen* Medizingeschichte liegen, wird die Bedeutung gemeinsamer Forschungen hervorgehoben, die sich mit deutschen Ärzten in Russland und ihrer ärztlich-kuturellen Tätigkeit beschäftigen. Als Beispiele nennt der Vortr. J. P. BRINCKMANN, den Reformator des Gesundheitswesens in Jülich-Cleve, über dessen Tod in Petersburg ein geheimnisvolles Dunkel schwebt, J. P. FRANK, dessen Wirken als klinischer Lehrer und Leibarzt Alexanders I. völlig unbekannt ist, J. HAAS, den „Heiligen", der die Leiden der nach Sibirien Verbannten linderte und ein Krankenhaus für sie in Moskau errichtete, den Greifswalder M. MANDT, Chirurgen und Leibarzt Nikolaus I., der wegen angeblicher homöopathischer Umtriebe nach dem Tode des Kaisers nach Deutschland zurückgehen musste. Der Vortr. schliesst mit einem Hinweis auf die Werke von ALGAROTTI, STÄHELIN und STIEDA über ärztliche und wissenschaftlich-kulturelle Beziehungen Russlands zum Westen, zumal zu Deutschland.

4. Herr WALTER ARTELT (Berlin): *Keltische Leichenzerstückelung nach neuen Funden.*

Eine von Privatdozent Dr. KRAFT (Freiburg), geleitete Grabung bei Singen am Hohentwiel im Herbst 1929 führte zur

Freilegung von 23 Skeletten des ersten geschlossenen keltischen Gräberfeldes (von etwa 300 v. Chr.) auf deutschem Böden. 22 von ihnen weisen Verlagerungen grösserer oder kleinerer — aber jedesmal verschiedener — Skelettpartien innerhalb des Grabes auf, als deren Ursache Bodenbewegungen, Störungen durch Tiere oder spätere menschliche Eingriffe mit Sicherheit auszuschliessen sind. Die Verlagerungen gehen mit grösster Wahrscheinlichkeit auf Eingriffe zurück, die an den Leichen im Zustande weitgehender, aber noch nicht völliger Verwesung von Angehörigen des eigenen Stammes mit sachkundiger Hand vorgenommen wurden. Sie setzen gute anatomische Kenntnisse voraus. Der Versuch einer Deutung der Motive der Eingriffe wird erschwert durch die geringe Anzahl der publizierten vorgeschichtlichen Analogien. Die Hoffnung, dass ein Bekanntwerden des Singener eindeutigen Befundes zur Mitteilung weiterer gleichartiger Fälle führen würde, erfüllte sich rasch: Es trafen bereits Nachrichten von gleichartigen Befunden innerhalb eines langobardischen Friedhofes in Österreich und eines germanischen Gräberfeldes aus dem 3. bis 4. Jahrhundert n. Chr. ein. — In Singen wurden ausser den Verlagerungen Teilbestattungen und aufgeschlagene, menschliche Röhrenknochen als Beigaben — Zeugnisse von Kanibalismus — gefunden.

Diskussion: Herr Aschoff (Freiburg), Herr Sudhoff (Leipzig), Herr Braatz (Königsberg), der eine Äusserung des Herrn Gaerte (Königsberg) zu Protokoll gab.

II. Sitzung am Sonnabend, den 6. September, mittags: 23. ordentliche Hauptversammlung (Geschäftssitzung) der Gesellschaft.

Teilnehmerzahl: 7.

Vorsitzender: Herr Sudhoff (Leipzig).

Der Vorsitzende begrüsst die geringe Zahl der anwesenden Mitglieder und schliesst hieran die Besprechung einiger nötiger Änderungen bei der technischen Organisation der Tagungen der Gesellschaft, die im Rahmen der Naturforscherversammlungen stattfinden.

Als des wichtigsten Ereignisses des vergangenen Geschäftsjahres der Gesellschaft gedenkt der Vorsitzende der Gründung des Instituts für Geschichte der Medizin und der Naturwissen-

schaften in Berlin und spricht warme Worte des Bedauerns über den Trauerfall, der es dessen Direktor, Prof. DIEPGEN, unmöglich machte, anwesend zu sein. — Sodann verliest der Vorsitzende den Kassenbericht des Schatzmeistes, der ein befriedigendes Endergebnis aufweist. Dem Schatzmeister wird Entlastung erteilt und der allgemeine Dank für seine Mühewaltung ausgesprochen. Auf Vorschlag des Vorsitzenden werden alle Mitglieder des Vorstandes gebeten, ihre Ämter im neuen Geschäftsjahr weiterzuführen.

Den von Herrn ZAUNICK (Dresden) nach schriftlicher Übereinkunft mit Herrn HABERLING (Düsseldorf) vorgetragenen Wünschen der Schriftleitung der „Mitteilungen" der Gesellschaft über den Umfang des kommenden Jahrgangs stimmt die Versammlung zu. Es folgt die Mitteilung des Vorsitzenden, dass die Beendigung der durch eine private Spende des Schatzmeisters ermöglichten Ausarbeitung eines Generalregisters über die vorliegenden 30 Bände der „Mitteilungen" noch 1931 erfolgen wird. Je ein Exemplar dieses Registers wird im Institut für Geschichte der Medizin in Leipzig und im Institut f. Gesch. d. Med. u. d. Naturw. in Berlin niedergelegt und von diesen für die Mitglieder der Gesellschaft nutzbar gemacht werden. Schliesslich wird der Vorschlag des Vorstandes, die nächste Tagung der Gesellschaft in Kissingen im September 1931 abzuhalten, von der Versammlung angenommen.— Im Namen der Versammlung dankt Herr ZEISS (Moskau) dem Vorsitzenden.

III. Sitzung am Dienstag, den 9. September, vormittags 9 Uhr.
Teilnehmerzahl: 40.

Vorsitzender: Herr ZAUNICK (Dresden).

5. Herr KARL SUDHOFF (Leipzig): *Zur Historik im Ärztlichen von heute* weist S. auf die schon vor 30 und mehr Jahren ausgesprochene Klage vieler Ärzte hin, dass die Universität keine Gelegenheit gäbe, Vorlesungen über die Geschichte der Medizin zu hören. Hier hat sich viel geändert. Freilich scheint die Inanspruchnahme der jetzt hier gebotenen Gelegenheiten oft ungenügend, so dass die Frage einer Unterrichtsänderung — vielleicht noch vor der allgemeinen Universitätsreform — kaum abweisbar ist. — Einige geistig Begnadete haben *stets* mit den Grossen der Vergangenheit Blicke gewechselt. Ist dies Bedürf-

nis wieder allgemein geworden? Die historische *Forschung* ist ja durch die Wandlungen in der allgemeinen Wertung des Historischen, die nach Subjektivem wie „Standpunkt", „Sinn" und „Wert" mehr fragt als nach positivem Tatsachenmaterial, kaum berührt. Und doch wird sich diese Wandlung auch auf die Medizingeschichte auswirken. Videant consules! Von der Wandlung in der Medizin selber pfeifen die Spatzen von den Dächern. Sollte dieser Wandel nicht gerade der Historik Freunde werben? Allein schon die vielseitig erhobene Forderung führender Kliniker, dass dem *Denken* in der Medizin mehr Platz geschaffen werden müsse, wirkt in dieser Richtung. Man brach vor 2 Menschenaltern mit der Tradition und sucht nun wieder anzuknüpfen. Man ist sich — zunächst fast gefühlsmässig — des geisteswissenschaftlichen Einschlags der Medizin wieder bewusst geworden. Im Grossen und Kleinen überzeugte man sich, dass es wichtige Wahrheiten in der Vergangenheit gibt, von denen sich Kenntnis zu verschaffen sich lohnen würde. Man sah, wie scheinbar Neuestes an Altes anknüpft; man fand ganze neuerrungene Gebiete wie die Lehre von den psychogenen Krankheitsfaktoren und die Psychotherapie als auch in der Vergangenheit wirksam wieder; man beobachtete, wie alte Begriffe wie Disposition, Konstitution, Humoralpathologie wieder aktuell wurden. Ja, man hörte von der Lektüre der Werke grosser Ärzte der Vergangenheit als Verfahren, um Neues zu finden. Und wie mit der fortschreitenden Abschwächung der mechanistischen Einstellung im Biologischen Mystisches sich vorzudrängen begann, suchte man zu dessen Bekämpfung Hilfe in der Vergangenheit durch historische Klärung der Begriffe. Nutzbar wurde die Belehrung aus der Geschichte, dass auch neben unseren akademischen Schulgehegen fruchtbares Wissen spriessen kann. Schliesslich erwies sich die historische Betrachtung als ein organisches Bindendes im Gesamtkörper unserer Wissenschaft und so zeigte sich die Medizin*geschichte* als ein unentbehrlicher weil integrierender Bestandteil der Allgemeinmedizin.

Aus dieser Lage der Dinge ergeben sich klar die Aufgaben für den Medizinhistoriker: der *Ärzteschaft* gegenüber Aufklärungs- und Bereitschaftsdienst mit Vorträgen, Einzelberatung und Auskunftserteilung, Aufgaben, deren Bedeutung unverkennbar im Wachsen ist; im Rahmen des *Universitätsunterrichts* eine Ein-

führung in das Studium der Medizin oder in die Medizin selbst, in der der Fachlehrer der Geschichte etwas von seinem Geist auf die frühesten Semester hinübergeben kann; für die späteren Semester eine zweite Vermittlung, die eine rechte Ärzte-Erziehung im höchsten menschlichen Sinne mit Bewusstsein neben das tägliche Vorbild unserer klinischen Lehrer im Verkehr mit den Kranken stellt; zu eigentlichen historischen Fachkenntnissen führen die Seminararbeit, Kurse und Einzelaufgaben.

Die generelle Hauptaufgabe des Geschichtslehrers ist es, neben die völlig unentbehrliche naturwissenschaftliche Vorbildung des jungen Arztes eine geisteswissenschaftliche Ergänzung treten zu lassen. Nicht die Vermittlung von Wissensstoff, sondern von Anschauungen und Ausblicken ist das Ziel, die Gewinnung neuer Kulturwerte, ethischer und charakterbildender. Die Geschichte seines Fachs will den Mediziner herausführen aus der Enge des Fachwissens in die umgebende Geisteswelt; ihn durch Vermittlung des Verkehrs mit den ganz grossen Ärzten der Vergangenheit vorbilden für das eigene Tun und begeistern für die hohen Ziele ärztlicher Kunst zum Segen der Kranken, zum Schutze der Gesunden als Diener am Wohl der Volksgenossenschaft im weitesten Sinne.

Jede geschaffene Lehrstelle, jedes noch so kleine Institut soll ein örtliches Zentrum bilden für die Erfüllung all dieser Aufgaben. So wird sich das Historische im Ärztlichen von heute fruchtbringend erweisen im Dienste der Allmutter Medizin.

6. Herr RUDOLPH ZAUNICK (Dresden): *Zur Geschichte des Problems der Aalfortpflanzung.*

Wenn Aristoteles von „Urzeugung" (automatos genesis) sprach, sō meinte er die der geschlechtlichen Zeugung zeitlich nebengeordnete „Generatio aequivoca", nicht die zeitlich vorgeordnete „Biogonie", da für ihn die von der formenden und bewegenden Psyche belebte Materie ewig neben Gott bestanden hat. Weil Aristoteles bei keinem Aal Fortpflanzungsorgane und -produkte finden konnte, postulierte er für diese Fischgruppe gewissermassen als Ausnahme die Generatio aequivoca. Deren Bedingungen aber versuchte er möglichst denen der regelmässigen Elternzeugung per analogiam anzupassen: Die Urzeugung der Aale ist für Aristoteles nur dann möglich, wenn sich unter Mitwirkung

von Regenwasser (dieses ist mit dem Elemente „Luft" gesättigt!) die Erde in einen „Mutterboden" verwandelt hat. So stellt die Erde dann einen primitiven mütterlichen Organismus dar. Und das erregende Prinzip, das sonst der männliche Erzeuger liefert, ist schliesslich die Sonnenwärme. — Obgleich für einzelne Tiergruppen seit der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts der Glaube an deren Generatio aequivoca erschüttert wurde, musste man ihn gerade für die hochorganisierten Aale weiterhin bestehen lassen. Denn spät erst glückte bei ihnen die Entdeckung von Geschlechtsorganen (beim Weibchen erstmalig durch C. Mondini 1777 und endgültig 1838 durch M. H. Rathke; beim Männchen gar erst 1874 durch Simone de Syrski). Noch weit grössere Widerstände hatte die Erkenntnis der Fortpflanzungsgeschichte des Aales zu überwinden, bis endlich erst in den beiden letzten Jahrzehnten durch E. J. Schmidts Forschungen der wirklich exakte Nachweis für die Elternzeugung der Aale erbracht worden ist. — So zeigt sich gerade am Aalproblem, dass die Überwindung der naturwissenschaftlich orientierten Lehre von der Generatio aequivoca in erster Linie von dem Wachstum unserer empirischen Einsicht in die Geheimnisse der Zeugung abhängig ist, während die einem Aristoteles noch fremde mechanisch-materialistische Idee ausserhalb des naturwissenschaftlichen Erkenntnisbereiches steht und nur von irrationalen Faktoren bestimmt wird.

Diskussion: Herr Braatz (Königsberg), Herr Ziesemer (Königsberg), und Herr Sudhoff (Leipzig).

7. Herr Karl Sudhoff (Leipzig): *Wissenschaftliche Medizin im deutschen Mittelalter.*

S. gibt eine Zusammenfassung aller medizinisch-wissenschaftlichen Bestrebungen in deutschen Landen von den Tagen Karls des Grossen bis zu Maximilian I. Das Material hierfür schlummert noch in den Kloster-, Schloss- und Dombibliotheken, soweit es nicht in grossen öffentlichen Bibliotheken Deutschlands und z.T. auch des Auslandes gesammelt ist. Die ältesten Büchersammlungen im SW Deutschlands und der Schweiz gehen in die Zeit der karolingischen Renaissance zurück; in ihnen sehen wir, wie weit die Aneignung der Literatur der Antike und der Übergangszeit vor allem im VIII. und IX. Jahrhundert ging. Zugleich mit

diesem überlieferten Gut sind uns stellenweise auch die ersten Anfänge eigener Arbeit an dem Überlieferten erhalten. Durch den Verkehr der Klöster untereinander und durch neue Klostergründungen wurde diese Rezeption der Überlieferung im Fluss erhalten. Der Austausch führte auch über die Grenzen. Belege für die spätere Übermittlung von Schriftgut im Klerikerverkehr von Salerno und Monpellier nach Deutschland verdanken wir dem Vortr. (Sudh. Arch. f. G. d. Med. IX, 348—356). In späterer Zeit strömte medizinische Literatur aus Bologna, Pavia, Padua und besonders aus Paris ins Land. Trotz der vielen Kriegsverheerungen ist der gelehrte mittelalterliche Literaturbestand aus dem Auslande und aus Deutschland selbst in den deutschen Bibliotheken ein ganz enormer.

Doch ist das eigentliche medizinisch wissenschaftliche Leben Deutschlands im Mittelalter noch so gut wie völlig unerschlossen. Fast nur aus sprachgeschichtlichen Gründen wurden die Medizintexte in deutscher Sprache studiert und diese dann wohl als die deutsche medizinische Leistung dargestellt, während es sich doch nur um an sich verdienstliche Verdeutschungen lateinischer Texte aus Salerno usw. und andere Popularisierungen handelt. Das eigentlich wissenschaftliche Literaturgut, auch das von deutschen Ärzten, die eine wirkliche Fachausbildung genossen hatten, ist mit Selbstverständlichkeit in *lateinischer Sprache* verfasst. An solchem lateinischen Literaturgut des deutschen Mittelalters ist man in der Medizin bisher achtlos vorübergegangen. Eine Ausnahme bilden nur die Untersuchungen des Vortr. über die Pestliteratur der letzten $1\frac{1}{2}$ Jahrhunderte des Mittelalters.

Es wäre abwegig anzunehmen, dass in Deutschland vor den Universitätengründungen, die hier vor der Mitte des 14. Jahrhunderts einsetzen, kein wissenschaftliches Leben bestanden hätte. So hatte Graf Albert von Bollstädt in Köln zwischen 1248 und 1280 eine Lehrstelle — die Gründung der Universität Köln erfolgte erst 1388 —, nachdem er wohl auch am Zentrum scholastischer Gelehrsamkeit zu Paris gelehrt hatte. Das erste grosse deutsche naturphilosophische Genie, Hugo Graf von Blankenburg, als Hugo von St. Victor bekannt, wurde zwar im Benediktinerkloster Hadersleben vorgebildet, wanderte aber in seinem 20. Jahre nach Paris (1115), wo er bei den Augustinerchorherren von St. Victor vor

den Toren von Paris lehrte, seit 1135 die Leitung übernahm und den Ruhm dieser Lehrstätte für lange Zeit begründete. Hundert Jahre nach seinem Tode blühten in Magdeburg Naturlehre und Naturphilosophie an der Minoritenschule, an die man 1230 den Minoritenpater Bartholomäus Anglicus, einen Oxfordschüler, berief, nachdem er 5 Jahre an der Pariser Minoritenschule gelehrt hatte. So waren es Dominikaner- und Franziskanerschulen, die vor den Universitätsgründungen die Wissenschaften in Deutschland pflegten. An den Hochschulen selber entwickelte sich in der Medizin, wenn auch schüchtern, literarisches Eigenleben. Als Ausarbeitung für den Unterricht an ihnen begegnet z.B. die „ars commentata" des Constantin neben scholastischen Kommentaren zu Aristoteles und Albertus Magnus, wie auch zu Plinius und Macer. Es fehlt nicht an Schriften zur Harnlehre, zur Giftlehre, zur Fieberlehre, zur „ars medendi" im allgemeinen, zur Herbarien- und Antidotarienarbeit, zur Anatomie und Physiologie, zur medizinischen Astrologie. Wesentlich umfänglicher und vielseitiger sind die Ausarbeitungen zur praktischen Medizin, sowohl über das ganze Gebiet wie über einzelne Spezialgebiete und Krankheiten, wie Lepra, Pest (über 40 Autoren), Syphilis, über Gicht, Steinleiden, Leberleiden, Kopf- und Augenleiden. Gross ist die Gruppe der „Consilien" für Einzelfälle, wirkliche und geglaubte Krankheitsdispositionen und ihre Vermeidung oder Verhütung. Neben diese stellen sich diätetische Ausarbeitungen allgemeiner Art, sowie solche für besondere Lebensumstände, wie Kindheit, Schwangerschaft, Reisen, höheres Alter, sowie damit im Zusammenhang Aderlass-, Bäder- und Purgierlehren. Auch immerhin beachtliche chirurgische Schriften hat das deutsche Mittelalter aufzuweisen. So ziemlich auf allen Gebieten medizinischer Literatur des Mittelalters haben sich deutsche Autoren betätigt.

Diskussion: Herr ARCHENHOLD (Berlin), Herr SUDHOFF (Leipzig), Herr ZEISS, Herr ZIESEMER (Königsberg), Herr SUDHOFF, der kurz vor Mittag die Sitzung und damit die Tagung der Gesellschaft beschliesst.

ARTELT (Berlin).

BIBLIOGRAPHIE.

RUDOLPH ZAUNICK, *Carl Gustav Carus, eine historisch-kritische Litteraturschau.* Dresden, Privatdruck, 1930, in-8º, 39 p., 2 pl.

Plaquette imprimée à l'occasion de l'Exposition internationale d'hygiène de Dresde (1930) et destinée en partie à servir de guide au visiteur d'une des salles de cette exposition.

En même temps que de Carus lui-même il y est question de l'Académie royale saxonne de chirurgie et de médecine, fondée à Dresde en 1815 et qui après une carrière honorable et même brillante, dut fermer ses portes en 1864, parce qu'elle avait excité la jalousie de sa sœur aînée, la Faculté de médecine de Leipzig. Biographie succincte des collègues de Carus à cette Académie: l'ophtalmologiste Ammon (1799—1861), l'historien de la médecine Choulant (1791—1861), Kreysig (1770—1839), le botaniste Reichenbach (1793—1879), Richter (1808—1876), l'embryologiste Seiler (1799—1843).

Carl Gustav Carus était né à Leipzig le 3 janvier 1789. Il fut reçu docteur en médecine de l'Université de cette ville en 1811 et s'établit en 1814 à Dresde où il devait mourir le 28 juillet 1869. Il fut professeur d'obstétrique et directeur de la Maternité de l'Académie de chirurgie et de médecine dès sa fondation, médecin du roi de Saxe et conseiller médical du gouvernement saxon; comme praticien il connut de grands, de très grands succès.

"Naturaliste et médecin", "Philosophe et artlste". Ces quatre mots gravés sur son buste, sculpté en 1836 par David d'Angers, résument les divers aspects de l'œuvre de Carus, dont la théorie vertébrale excita en 1828 l'admiration du vieux Goethe et dont la *Psyché* (1846) classe son auteur parmi les fondateurs de la psychologie du subconscient.

Les bibliographies annexées à la présente plaquette donnent l'une la liste des écrits de Carus, l'autre celles des travaux que de 1900 à 1930 sa vie ou son œuvre ont inspirés

Deux planches: le portrait à l'huile de Carus par Julius Hübner (1844) et une vue de l'Académie de chirurgie et de médecine de Dresde, à l'époque où Carus y enseignait l'obstétrique.

Dr. ERNEST WICKERSHEIMER.

A. F. C. Van Schevensteen. *La lèpre dans le marquisat d'Anvers aux temps passés.* Bruxelles, établissements d'imprimerie l'Avenir, 1930, in-8°., 129 p., 3 pl., Extrait du *Recueil des mémoires couronnés et autres mémoires de l'Académie royale de médecine de Belgique.*

Le passé européen de la lèpre est à l'ordre du jour. Tout récemment encore à Rome, au Congrès international d'histoire de la médecine, il a fait l'objet d'un remarquable rapport du professeur Jeanselme.

L'intérêt de ces enquêtes est incontestable. Il est utile, il est nécessaire de faire de temps à autre le point, mais les synthèses vieillissent vite, celles même dont l'auteur, à l'exemple de Jeanselme, a passé "au crible de la critique historique moderne" les travaux de ses devanciers. C'est qu'aux travaux utilisés viennent s'en ajouter d'autres; l'afflux des faits nouveaux modifie bientôt l'aspect d'une question.

Peut-être les études plus limitées conservent-elles plus longtemps leur valeur, surtout quand aucune source d'information n'a été négligée, comme c'est ici le cas. La présente monographie de la lèpre dans l'un des quatre territoires de l'ancien duché de Brabant est basée non seulement sur une très ample bibliographie, mais aussi, et avant tout, sur des documents originaux que seule pouvait réunir l'exploration méthodique des quatre grands dépôts entrant en ligne de compte et qui, par ordre d'importance pour le sujet traité, sont les Archives de la municipalité anversoise, celles du Royaume de Belgique, celles de la Commission de l'Assistance publique et celles de la cathédrale d'Anvers.

Je n'entreprendrai pas de résumer le travail de Van Schevensteen où l'on retrouve les qualités habituelles de cet historien. Qu'il me suffise de signaler que le chapitre de l'histoire des lépreux anversois dont l'intérêt est le plus général, est celui qui traite de la visite des lépreux, car dans aucune autre cité cette visite n'a été une institution aussi permanente qu'à Anvers.

Le mémoire est complété par des reproductions de plans du couvent Terzieken, c'est-à-dire de la grande léproserie d'Anvers, ainsi que d'une carte d'Anvers publiée vers 1620 et qui permet de situer les divers lieux de résidence des lépreux, enfin par des tableaux statistiques de la visite des lépreux depuis 1517 jusqu'à la dernière séance du tribunal sanitaire qui eut lieu le 13 mai 1782.

Dr. Ernest Wickersheimer.

JANUS. *Zeitschrift für Geschichte und Literatur der Medicin*, hrsg. von A. W. E. TH. HENSCHEL. Neue Ausgabe, Leipzig, Alfred Lorentz Buchhandlung 1931. 3 Bände. Dazu „Janus. Central-Magazin für Geschichte und Literärgeschichte der Medicin, ärztliche Biographik, Epidemiographik, medizinische Geographie und Statistik 1. und 2. Band (Neue Folge)". Leipzig, Alfred Lorentz Buchhandlung 1931.

Recht wohl weiss ich mich noch der Zeit zu erinnern, als im März 1896 der erste Prospekt des „Janus, Archives Internationales pour L'Histoire de la Médecine et pour la Géographie Médicale" hinausging in die Lande, dem in Juli des gleichen Jahres das erste Heft folgte. Das neue Unternehmen habe ich damals in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" des Jahrgangs 1896 (Nr. 226) aufs Wärmste begrüsst. Es blüht ja heute noch als zentrales Organ in seinem fünfunddreissigsten Jahrgang, trotzdem viele andere medizingeschichtliche Zeitschriften bei den einzelnen Nationen begründet worden sind. Als „Janus Redivivus" wurde diese internationale Zeitschrift für Medizingeschichte von dem namhaften, niederländischen Kliniker B. J. Stokvis mit klugen Begleitworten über die Taufe gehoben. Auch seiner erinnere ich mich noch gern, lieber noch des ersten jugendfrischen Leiters dieses Unternehmens H. F. A. Peypers, mit dem mich bald freundschaftliche Zusammenarbeit für Jahre verband, bis ihn allzu früh der Tod abrief und ein anderer an seine Stelle trat.

Noch vermag ich auch die Freude nach zu empfinden, als es mir vor mehr als dreissig Jahren endlich gelang, mich selbst in den Besitz der drei Bände des „alten Janus" von 1846—1848 zu setzen. Von der Neuen Folge, die in Gotha 1851—1853 erschien, konnte ich nur wenige Hefte selbst erwerben und auch für die Bibliothek meines Leipziger Institutes vermochte ich niemals aller Hefte dieser Gothaer Nachfolge habhaft zu werden. So schwer war schon damals die Erwerbung im Antiquariat. Diesem Missstand ist nun durch den klugen Wagemut der Firma Alfred Lorentz für alle Zeiten abgeholfen, die durch anastatischen Neudruck alle fünf Bände der Serie bequem und preiswert zur Verfügung stellt, auf Umschlag und Einbanddeckel mit dem doppelgesichtigen Januskopfe geziert, im Anklange an die Titelvignette des neuen „Janus, Archives Internationales . . .".

An Internationalität seiner Mitarbeiter hat es ja dem „alten Janus" in seinem reichen Inhalt auch nicht gefehlt. Im Gegeteil, es war ein vorbildliches Zusammenarbeiten der damaligen, führenden Medizinhistoriker aller Orten, wofür der Breslauer Kliniker A. W. E. Th. Henschel und der bedeutende Pariser Charles Daremberg typisch und führend sind, denen sich die Pariser E. Littré und Cats Bussemaker, W. Greenhill in Oxford, F. Ermerins in Groningen, A. H. Israels in Amsterdam, F. V. Mansa in Kopenhagen, Meyer-Ahrens in der Schweiz und anderen Ausländer würdig

anschlossen. Von Arbeiten deutscher Autoren sei auf die von Heusinger, von Sontheimer, Choulant, Carus, Thierfelder, E. Meyer Königsberg, I. F. Osiander, C. F. Fuchs, besonders hingewiesen. Doch die Leser des „neuen Janus" wissen es ja so schon, welch wertvollen Meilenstein und zugleich überreiche Rüstkammer auf dem Entwicklungswege der medizingeschichtlichen Forschung diese erneuerten, alten Bände einer medizinhistorischen Zeitschrift allerersten Ranges bedeuten, auf die man auf zahlreichen Gebieten immer wieder zurückgreifen muss. Es besteht nun kein Hindernis mehr, diese Bandfolge, in vier schmucken Ganzleinenbänden dargeboten, in jeder grossen, medizinischen Bibliothek aller Länder aufzustellen, um sie als vielseitiges Hilfsmittel ständig zur Hand zu haben. Der Subskriptionspreis von Reichsmark 185,— war gewiss nicht zu hoch gegriffen.

KARL SUDHOFF.



POLISH PHYSICIANS WHO STUDIED UNDER H. FABRICIUS AB AQUAPENDENTE.

BY

JOSEPH FRITZ M. D., PH. D., LWÓW, POLAND.

Report given at the Congress of History of Medicine in Rome, September 1930.

The scientific action of Fabricius ab Aquapendente belongs to the second half of the sixteenth century and lasts till the beginning of the next. The wandering of Polish medical students to Italy, especially to Padua, was most animated just at this period. If we were to try to make an approximate calculation of all students of medicine inscribed in Padua in the said century, as far as the partly conserved documents make it possible, we should reach about ten thousand and among these, nearly 10% were Poles. This amount must be considered fairly high as among the foreign students they came second, being only exceeded by Germans. We can presume from the said numbers that during the years of Fabricius' professorship at least three hundred Poles, studying in Padua, attended his lectures and practised anatomy under his direction. This figure compared with the then small state of medical profession in Poland is very striking. From among these about fifty physicians, who reached the doctor's degree at Padua can be histrically quoted as well known and occupying high positions in Poland. They also left scientifical treaties. It is a plentiful harvest which could determine the development and satisfy the needs of Polish medicine, not only during several decades afterwards, but also for centuries, being the most important cause of a new stream of pupils eager to study medicine. This later movement can be already more exactly controlled, because we have a list of the Polish student's colony in Padua beginning with 1592 as a separate nation.

Not only the hospitals and their leaders well known in Poland as Montanus, Mercurialis or Saxonia, who had many Polish patients but also renowned anatomists as Vesalius, Fallopius and Fabricius were the attraction for strangers from Poland, especialy as we know that Polish students were really interested in anatomy. In the letters of Fallopius we find a notice that Poles demanded anatomical lectures otherwise they would remove to Ferrara [1]).

Also John Zamoyski then rector of the university of Padua in his funeral speech at the death of Fallopius accentuated his interest in Poles: „suum illud in gentem polonam studium amicitiaeque ius" [2]). The diligent frequentation of the courses of Fabricius by Poles is proved by a contemporary manuscript conserved in the University Library in Cracow Nr. 2898 containing his lectures on surgery [3]). Four unnamed students wrote it in the years 1580/81 with great application. The contents are divided into lectures exactly numbered, and corresponding only in the chief features with Pentatenchus chirurgicum published later by J. Hartmann [4]).

Their many interesting differences prove how the views of Fabricius on certain questions in surgery and anatomy developed and changed with time. More such like manuscripts can probably be found in Polish libraries, the contents of which especially about medicine are hardly catalogued. About dissections made by Poles in the anatomical theatre of Fabricius some notes are still to be found in the other contemporary manuscript Nr. 434 of the library of Prince Czartoryski in Cracow.

Polish disciples of Fabricius, therefore, possessed great understanding of the importance of anatomy as a basis of all medical studies. I should only wish to draw your attention to the fact that Andrew Grutinius, pupil of Fabricius the adversary of Para-

---

1) Mscr. Riformatori 419. Scritture di Rettori e pubblici Rapresentanti ed altre persone private, dirette ai Riformatori e Senato 1597—1609 conserved in the Archives de Frari in Venice.

2) Joannis Sari Zamoscii Oratio habita Patavii in funere Exellentissimi Viri Gabrielis Fallopiae, IV. Id. Oct. MDLXII. Patavii Apud Innocentium Vlmum 1562.

3) See reproduction of page 157.

4) Pentateuchos Cheirurgicum Hieronymi Fabricii ab Aquapendente Opera Johannis Hartmann Beyeri ... Francofurti ad M. 1592 P. Fischer.

celsists in Poland in his treaty on melancholy [5]) demands from each physician an exact knowledge of human anatomy, it being the foundation of all medicine and that another Polish doctor of Padua named Woniejski also studying under Fabricius accepted the chair of anatomy at the Jagellonian University in Cracow in 1615. I am exceedingly sorry that, for lack of time I cannot mention the many Polish names of professors at the Cracovian Academy, royal court physicians, practioners, military doctors, renowned botanists all pupils of Aquapendente, who left many works in different branches, many of them also far removed from medicine. I shall only try to treat of the relations between the Academy in Zamosc, founded in the sixteen century, and Fabricius.

John Zamoyski the former distinguished rector and gratful student of the University of Padua founded a new town, Zamosc in Poland building it in the Renaissance style, a new Padua with an Academy [6]), which was the second in Poland to have medical courses. He wished candidates for medical teaching in his Academy to be educated in Padua.

John Ursinus of Leopol a man already in his prime, who lectured on mathematics and astronomy in Cracow and Zamosc and was the author of a well known work on Latin grammar went in 1598 to Padua to study medicine on the recommandation of Zamoyski. The name of this man is for ever connected with the scientifical publications of Fabricius. Being especially interested in anatomy he used to send reports of these studies to Zamoyski and we know therefore that he also took part in Fabricius' anatomical researches. Fabricius began relatively late to publish his anatomical discoveries and Ursinus, as his most beloved pupil, edited one of the first treaties of Fabricius: De locutione et eius instrumentis liber printed 1601 in Venice. This work was dedicated to Thomas Zamoyski son of John.

Could Fabricius find a better collaborator and editor for this treaty than this trained grammarian and scholar of languages?

---

5) Solus philosophus sive novae medicinae et chemiae compendiosa refutatio. Patavii 1591 and Melancholiae seu affectuum melancholicarum mirabilium .... accurata descriptio. Cracoviae Petricovius 1597.

6) A view of this new town is already given in the renowned work of Georg Braun: Theatrum urbium praecipuorum totius mundi, Coloniae A. 1616.

This work treats rather about phonetics than anatomy, a topic which greatly interested Ursinus and of which he was a competent judge. It must be noted that some works of Fabricius published just at this time treat of the mechanism of voice and hearing [7]. The collaboration of Ursinus in these works can be supposed.

There is another publication of Fabricius on the anatomy of the veins, which historically taken unrightly gave him fame and which is also connected with Ursinus [8]. Fabricius handed it to a certain Polish lady Edwiga Mielecka, who being in Italy is said to have evoked the admiration of medical professors in Padua by her great knowledge and who was also celebrated in Latin and Italian poetry [9]. In the preface to it, it is emphasised that she used to have long discussions with Fabricius and helped him in his investigations of problems of comparative anatomy procuring scientifical material from distant lands. We read there: Laudes istas auribus tuis me non dare, argumento fuerit liber is, quem tibi a doctissimo viro Academiae quidem Patavinae supraordinario Medico et Chirurgo, Anatomes vero singulari et incomparabili Professore Hieronymo Fabricio ab Aquapendente, muneri offero. Is cum sapientissimos sermones tuos saepe admiratus fuisset, nunc etiam memoriam venerandam tui habet, tantique judicium tuum vel in istis studiis, quae ad Scholam et Philosophorum ingenia pertinet, facit, ut pudori sibi apud omnen posteritatem fore non existimaverit si tibi foeminae ex ipsa Italia in mediam Sarmatiam de rebus Physicis librum mittert atque publice nuncuparet [10].

When Ursinus took leave of his master having received from him the doctors insignia he lectured on medicine at Zamosc [11]. There he composed in latin a manuel of anatomy published 1610 entitled: „De ossibus humanis tractatus tres" [12].

---

7) Hieronymi Fabricii ab Aquapendente: De visione voce auditu Venetiis per Franciscum Bolzettam 1600, and another one: De brutorum loquela Padua 1603.

8) De Venarum ostiolis, Padua 1603.

9) Carmen ad illustrissimam et magnificam D. D. Hedwigim de Kormanice Mielecka. Polonam magistri Geradi a Bellizona Augustiani apud Eremitas Montis Ortoni Patavii, L. Pasquati 1601.

10) Hieronymi Fabricii ab Aquapendente: De venarum ostiolis Francofurti a. M. J. Press 1648 page 144.

11) Some manuscripts of these lectures are still conserved, see for instance Mscr. N⁰. 809 Ossolinski Library in Leopol.

12) See reproduction of the titlepage.

It is a treaty on anatomy of bones and joints, the first printed manuel in Poland, in which Polish anatomical terminology is used. This fact makes it eminent in the history of Polish anatomy. It is based on studies made under the direction of Fabricius and treats among other items about articulations where the author emphasises the following: „Hanc distinctionem Synarthroseos mihi primum indicavit Clarissimus atque excellentissimus vir Hieronymus Fabricius ab Aquapendente, Praeceptor meus, omnium anatomicorum huius saeculi Parens" [13]).

The early death (1613) of that talented worker of unshakable energy prevented him from executing other anatomical undertakings. Being also a practioner and busily occupied as Rector of the Academy, using moreover his pen as a poet he had not time to make anatomical researches. It is difficult to decide if he was interested in the then founded hospital at Zamosc or if he executed there anatomical dissections because the conserved records of this time are rather scarce [14]).

John Zamoyski, probably having the intention of enlarging the medical school, which was to be based on Italian medicine, did not stop at this one pupil. He therefore recommended to Fabricius other disciples from Poland among whom we see John Heppner from Leopol and a professor of Philology Simon Birkowski, the latter being sent especially to Padua. These relations between Poland, that is, between Zamoyski and Fabricius became so close and friendly that Fabricius wished to dedicate his most famous work, the four books on anatomy to Zamoyski but this did not come to pass as Zamoyski died before they were finished. Instead of this he put his former intention into execution by dedicating it to the king of Poland Sigismund III., who was his patient. He also sent his medical prescriptions to the king by the intermediation of his pupil, the royal physician John Gallus of Bochnia and having received the king's portrait as a sign of gratitude he dedicated his work on Surgery to him in the year 1618 being already on the brink of the grave [15]).

13) See Tractatus de ossibus humanis page 26.

14) See document: Fundatio et dotatio Xenodochiorum Zamosciensium at the Archive of the College church at Zamość.

15) Opera Chirurgica Francofurti a. M. Hoffmann 1620 leaf 2^a, the dedication bears the date Patavii Anno Domini 1618 16 Cal. Januar.

It is almost pathetic to read what he writes in this dedication: Accipe ergo Rex inter potentissimos optime, inter optimos potentissime, inter utrosque maxime Chirurgicum hoc monumentum, in quo artis professione tuas laudes veluti adumbravi, et sine inter victrices tuas laureas extare aliquod mei ergo Maiestatem Tuam cultus argumentum. Quod si mihi tam longe maneat pars ultima vitae, ut Chirurgicorum instrumentorum formas, et externorum morborum ad hanc Medicine partem attinentium imagines coloribus expressas emittere in lucem possim, sub sacratissimi nominis Tui auspiciis, hoc quoque opus expecta 1618 16. I.

This projected work of which he speaks, one more proof of his attachement to Poland, he was not destined to edit himself, as relentless death cut off the industrious life of this famous Padavian anatomist, the teacher and true friend of Polish medical students.

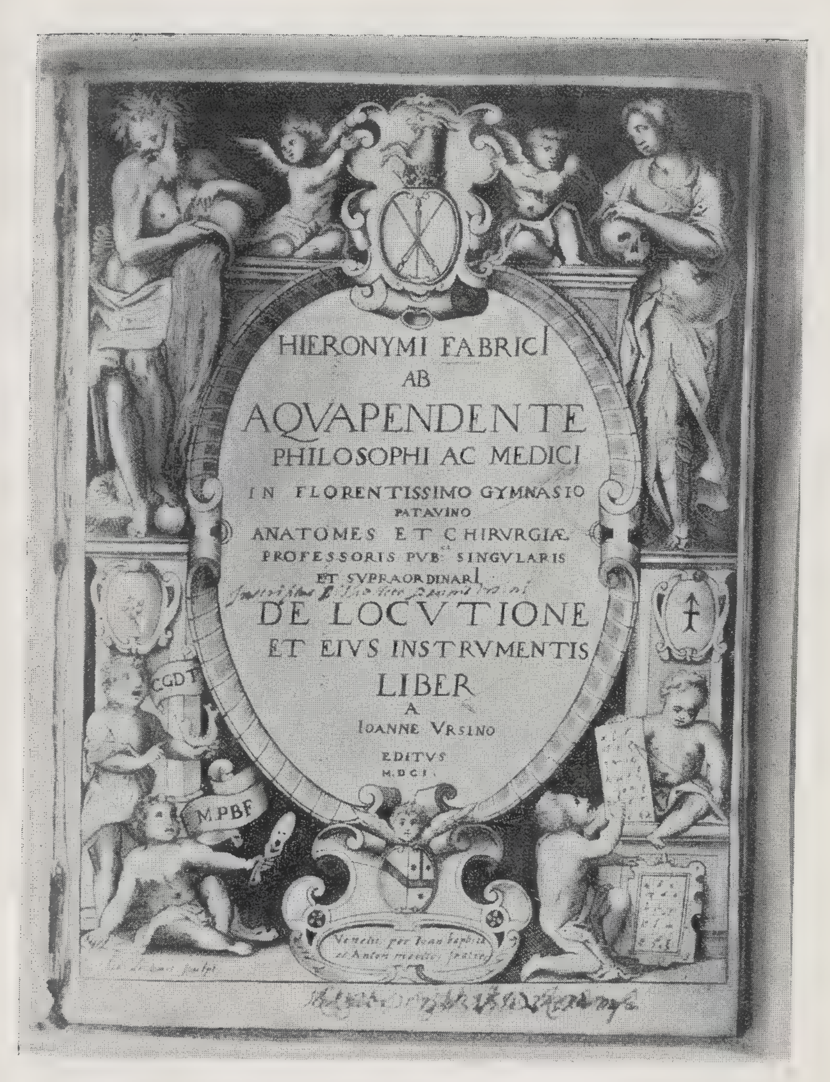
REFERENCES [16]).

Giovanni Lachs: Alcune notizie sugli allievi polacchi presso la scuola di medicina di Padova. Omaggio dell Academia Polacca di scienze e lettere all Università di Padova nel settimo centenario della sua fondazione. Cracovia 1922, page 275—328.

S. Lempicki: Jan Zamoyski protektor medycyny i medyków Lwów 1921.

S. Windakiewicz: I Polacchi a Padova, Omaggio dell Academia Polacca .... page 3—34.
Padua. Przeglad Polski 1887 and 1891.
Metryka nacji polskiej w Padwie, Protokoly zgromadzeń nacji polskiej w Padwie, Materjaly do historji Polaków w Padwie, in the Archiwum do dziejów literatury i oświaty w Polsce volume VI and VII 1890, 1892.

16) All the historical archival material relating to the connection of Poland with Padua is being collected by Prof. S. Kot from Cracow and will be shortly published.



Titlepage of the Treaty on the organs of speech edited by Ursinus.
(Count Zamoyski Library in Warsaw).



SACRÆ ET SERENISSIMÆ
REGIAE MAIESTATI
INVICTISSIMO POTENTISSIMOQVE
PRINCIPI, AC D. D.
SIGISMVNDO III.
DEI GRATIA REGI POLONIÆ,
Magno Duci Lithuaniæ, Russiæ, Prusiæ, Masouiæ, Samogitiæ, Liuoniæq; , necnon Suecorum, Gottorum, Vandalorumque hæreditario Regi Domino D. Clementissimo.

Hieronymus Fabritius ab Aquapendente.
S. P. D.



ON indignè feret virtus tua, Rex potentissime, atque inuictissime, hominem extra imperij tui, sed intra immensos famæ tuæ fines degentem, celebritate Augustissimi Nominis tui permotum, eiusq; singulari veneratione victum, opere hoc Chirurgico Maiestati Tuæ consecrato animi sui symbolum dare. Nimirum as Ego meam tibi gratitudinem probare cupio; quem et litteris per Clarissimum Ioannem Gallum Medicum tuum delatis humanissimè salutatum in consilium tuendæ salutis tuæ fidenter adhibuisti, & Regia effigie pro tua magnificentia donatum, & exornatum ad apertam obsequij debitiq; mei significationem prouocasti. Etsi verò nihil præstari à me posse intelligam, quod non longè infra amplissimarum Maiestatis tuæ laudum fastigium serpat; malui tamen humilis videri, & veluti votiuam tabulam ad virtutis tuæ aras appendere, quàm excusare labores

† 2 *bores*

H. Fabricii ab Aquapendente: Opera chirurgica, Venetiis Megliettus 1619, dedicated to Sigismund. III. (National Library in Berlin).

1

Excellentis D. Hieronymi Fabricij ab Aquapendente Chirurgi
Patavij ordinarij professoris De Tumoribus Tractatus

Aggredior hoc anno Deo annuente, tractatum de tumo=
ribus praeter naturam et tractatione de fracturis. et forte etiam de
luxationibus, et quod maioris est momenti promitto anatomiā
luculentissimā et absolutissimam. Nunc de tumoribus agem.
et ne aequivocatio in sermone cadat, vocis sectio ē ostendenda.
Tumor ergo latinis Graecis ογκος appellatur, et sic omne eminenti=
a quae in latitudine, profunditate, et longitudine aequalem superfi=
ciem excuperat in corpore Gal. lib. de tumor. p. nat. cap. 1. Tu=
mor triplex esse di. teste Galeno loco citato. Nā vel nalis, vel su=
pranaturalis. vel praeter naturam. Naturalis tumor secundū naturā a=
pellatur Caput, venter, testes, et demū omnes superficies. His oppon=
tur tumores qui dicuntur praeter naturā, et sunt qui praeter na=
turae leges oriuntur, et laedunt operationes. Inter hos sunt me=
dij qui supra naturā dicuntur, ut mammae lacte praegnantis, ve=
nter mulieris praegnantis, qui praeter naturā fiunt, q. nō laedunt
actiones, nec naturales quia nō semper sunt.

Nos agemus de tumoribus qui morbi sunt, et contra naturā.
Tumor igitur praeter naturā uno nōie [illegible] vocatur, sed apud Latinos
Graecos varie apellatur. Nā Galen. oēs tumores pter naturā,
vocat ογκας. at Hipp. 6 de morbis. vulgar. com. 1. Contexto 2.
et 16. et 4 Aphor. 36. et 5 Aphor. 56. Tumores praeter nām
oedemata apellat, cū tamē Graecis oedema, certū quendam laxum oedema
et mollem tumorem sigt. Verum Asiatici tumores pter natura
distrophas apellant, ut testat. de ratione victus Avicen. Com. 21. A=
rabes vō oēs tumores Apostemata dixerūt, quamvis apostema a=
pud Graecos unā speciem sigt quae abscessus vocatur. ita ut
tumor sit Latinis idem quod ογκος Galeno, quod oedema Hippo=
crati quod distrophi Asiaticis, et quod Apostema Arabibus. Tu=
more igitur definire volentes, nō dici potest quam sim dubius,
qm Galen. varius ē in desipiendo Tumore. q. interdū ponit Tu=
morē in genere partium similarium, interdū vero dissimilarium. Ut
enim sciatis verā tumoris definitionē, sciendū vobis est, q. q.
partes

Mscr. of the Lectures of Fabricius ab Aquapendente. (University Library in Cracow).

DIE MEDIZINHISTORIOGRAPHIE IM XVIII. JAHRHUNDERT

VON

EDITH HEISCHKEL

(Schluss)

Eine viel eigenere Note trägt die im gleichen Jahre erschienene Medizingeschichte ACKERMANNS [275]), der später Professor der Pathologie und Therapie in Altdorf war und schon viel auf philologischem und historischem Gebiete gearbeitet hatte. Das Neue an ACKERMANN ist, dass er als erster wieder wie die gelehrte Medizinhistorik auf die Quellen selbst zurückgreift, dass er die anderen Medizingeschichten erst nach Fertigstellung seines Werkes zum Vergleich heranzieht [276]). Er will eine Geschichte der medizinischen Wissenschaft schreiben [277]) und betont, dass alle bisherigen Werke Literärgeschichten gewesen seien. Wahrscheinlich geschieht es unter dem Einfluss von *Winckelmanns* Gedankengängen, der als erster

---

275) ACKERMANN, JOH. CH. GOTTL., Institutiones historiae medicinae. Nürnberg 1792.

276) In der Einleitung tadelt er die Kritiklosigkeit und Oberflächlichkeit anderer Medizinhistoriker, die getreulich die Fehler noch einmal abschrieben, die ihre Vorgänger zu Papier gebracht hätten, und die die echten Quellen entweder gar nicht gekannt oder ... unberücksichtigt gelassen hätten.

277) Er wolle die Ursachen erzählen, durch die die Medizin ihren Anfang nahm und wuchs (a. a. O. praef.) — also wieder die Bemühung der Aufklärungshistoriographie um Feststellung von Ursache und Wirkung in der Geschichte.

eine wirkliche Geschichte der Kunst schrieb. Auch ACKERMANNS Urteil, dass SCHULZE[278]) mehr eine Geschichte der Ärzte als der Medizin geschrieben habe, klingt sehr an *Winckelmanns* Satz an, dass a n d e r e eine Geschichte der Künstler geschrieben hätten, der Endzweck s e i n e s Werkes aber das Wesen der Kunst sei[279]). Das ACKERMANN *Winckelmanns* Geschichte der Kunst des Altertums gekannt hat, wird schon allein dadurch nahegelegt, dass er in den 70er Jahren bei *Heyne,* der eine „Lobschrift auf *Winckelmann*" verfasste und mit ihm in Briefwechsel stand, in Göttingen historische Studien trieb. Dank der eigenen Quellenstudien, in denen sich der Geist der neuaufblühenden Göttinger Schule zeigt[280]), kommt er vielfach zu ganz anderen Anschauungen von der medizinischen Vergangenheit als BLUMENBACH und METZGER[281]). Sie decken sich weitgehend mit modernen Auffassungen. *Galen* findet wieder eine bessere Würdigung[282]). ACKERMANN teilt das Bestreben seiner Vorgänger, grosse Wandlungen in der Medizinhistorie auf einen einzigen Menschen zurückzuführen, nicht[283]). Hatte *Hippokrates* bei CLIFTON und KESTNER die Medizin gleichsam aus dem Nichts geschaffen[284]),

---

278) a. a. O. praef.

279) Vgl. die Vorrede zu der „Geschichte der Kunst des Alterthums" in WINCKELMANNS Werken (herausg. v. FERNOW, MEYER und SCHULZE, 11 Bde., Dresden 1801/25) Bd. 3, Dresden 1809. Eine ganz ähnliche Stelle findet sich auch bei MOEHSEN, Gesch. d. Wiss., Einltg. S. 4: . . . . „Die meisten Schriften der Teutschen in dieser Art, sind alphabetische Verzeichnisse der Gelehrten . . . und enthalten Nachrichten von ihren Leben und Schriften, ohne dass dadurch die wirkliche Geschichte der Wissenschaft des Landes sonderlichen Nutzen erhält."

280) Die Universität Göttingen, im Jahre 1734 gegründet, entwickelte sich ausserordentlich rasch, begünstigt durch die politischen Verhältnisse, die die Personalunion mit England bot, und hatte, namentlich nachdem die Göttinger Bibliothek ganz im modernen Sinne eingerichtet, katalogisiert und allgemein zugänglich gemacht worden war, eine führende Rolle unter den deutschen Universitäten inne.

281) So kommt er bei der Prüfung der Erstmaligkeit von Krankheitsbeschreibungen zu anderen Resultaten als der lange ausschliesslich benutzte FREIND. (a. a. O. S. 242).

282) Auch der peripatetischen Philosophie schreibt er im Gegensatz zu den Engländern einen günstigen Einfluss auf die Entwicklung der Medizin zu (a. a. O. S. 89).

283) Darin kann ebenfalls eine Anlehnung an WINCKELMANN erblickt werden.

284) Vgl. CLIFTON, a. a. O. S. 10: „Au milieu des brouïllards de cette fausse Philosophie, Hippocrate parut, et fut le Fondateur de la vraye Médecine"; Etwas weniger deutlich ausgesprochen bei KESTNER, a. a. O. S. 114 f.

so schliesst ACKERMANN aus den Kenntnissen des *Hippokrates*, dass die gesamte Medizin seiner Zeit schon auf hoher Stufe stehen musste, und gibt eine ausführliche Schilderung der vorhippokratischen Heilkunde [285]). Die einzelne Ärztepersönlich keit und ihre medizinischen Anschauungen stellt er stets in den Entwicklungsgang der Medizin hinein. Ohne sich streng an die Chronologie zu halten [286]), vergleicht er die Theorien der einzelnen Ärzteschulen, stellt sie einander scharf gegenüber und verfolgt oft die Auswirkungen eines Systems bis in die Gegenwart. Dabei kommt ihm seine Gestaltungskunst und sein glänzender Stil zugute: Meisterhaft sind die Überleitungen von einer Epoche zur anderen, der innere Zusammenhang zwischen zwei Kapiteln wird von ACKERMANN so stark herausgearbeitet, dass er den Leser ganz in den Bann seiner Darstellung zieht [287]), prachtvoll lebendig stellt er Persönlichkeiten wie *Asclepiades* vor uns hin [288]). Mit wenigen Worten werden Aufstieg und Vergehen der pneumatischen Schule geschildert [289]), nicht ohne Klarlegung der Gründe, die dazu führten. Überall versucht er, die Geschehnisse kausal zu verknüpfen [290]). So bildet ACKERMANNS

---

285) a. a. O. S. 66 f. LECLERC hatte der Zeit vor Hippokrates zum ersten Male eine ausführlichere Darstellung gewidmet, vgl. DIEPGEN, Finke-Festschrift S. 455.

286) Obwohl er im ganzen die chronologische Reihenfolge innehält. Die Einteilung des Stoffes geschieht in älteste, alte und neuere Medizin, die Zählung der Jahre im Altertum nach Olympiaden, Jahren seit der Gründung Roms und seit Christi Geburt, also ebenfalls nicht mehr nach jüdischer Zeitrechnung. Für die spätere Zeit werden in den chronologischen Tabellen, die ACKERMANN seinem Werke beifügt, die einzelnen Herrscher in einer gesonderten Spalte zum Vergleich mit der politischen Geschichte hinzugesetzt. Die verschiedenen Perioden werden nicht äusserlich nach Ärztepersönlichkeiten, sondern nach inhaltlichen Zusammenhängen gegliedert; Kapitelüberschriften wie „Epicuri systema philosophicum in medicinam illatum" oder „Rixae empiricorum cum dogmaticis; utriusque sectae per has mutata facies" geben ein Bild von ACKERMANNS Darstellungsart.

287) Man vergleiche dazu die Stelle, wo er das Auftreten Philinus' von Cos vorbereitet (a. a. O. S. 110): „Incerta omnia, curationum viae diversae, contraria, in uno morbo. Viro opus erat, qui haec theoreticorum dogmata ad exactius examen revocaret". Vgl. auch S. 144 die Einführung Themisons.

288) a. a. O. S. 135 und S. 140 f.

289) „Spatio enim annorum XCII et orta est, et floruit, et esse desiit". (a. a. O. S. 166).

290) Erklärungsversuche nach Art der reinen historischen Katastrophentheorie treten zurück z.B. gegenüber der Betonung eines allmählichen Überwanderns der byzantinischen

Werk ein grosses Ganzes, inhaltlich und formell wie aus einem Guss geschaffen. Leider bricht es mit der Zeit der „Renaissance" in der Heilkunde plötzlich ab [291]).

Noch weniger weit kam AUGUST FRIEDRICH HECKER [292]) mit seiner „Allgemeinen Geschichte der Natur- und Arzneikunde" [293]), die er nur bis auf *Hippokrates'* Geburtsjahr fortführte. Bei ihm, dem Erfurter Professor, der durch die Herausgabe von zahllosen Zeitschriften [294]) mitten in den medizinischen Strömungen seiner Zeit stand [295]), ist es nicht verwunderlich, dass er sich nicht in „gelehrte, kritische, philologische und antiquarische Untersuchungen" einlassen will, und dass die pragmatischen Tendenzen ähnlich wie bei den Engländern CLIFTON und HILLARY überwiegen. Ebenso wie bei ihnen ist es bei HECKER Zweck der Medizinhistorie, dass endlich an den so wichtigen und notwendigen Verbesserungen der Arzneikunde gearbeitet werde [296]). Er

---

Kultur nach Italien (a. a. O. S. 332), auch Handelsbeziehungen zwischen einzelnen Ländern werden für die Ausbreitung von Kunst und Wissenschaft geltend gemacht; vgl. auch S. 358 f., wo betr. der Verbreitung der arabischen Medizin viele Gründe angegeben werden.

291) HECKER schreibt (a. a. O. S. 345), dass der Verfasser auf einmal abbricht und nur ein sehr unvollkommenes Namenverzeichnis von den Ärzten gibt, die zu jener Zeit lebten. Vgl. andere Rezensionen bei KNEBEL, a. a. O. S. XXIV, b. METZGER, Zusätze, S. 60 f und bei HAESER, HEINR., Über die medicinische Lehranstalt zu Salerno und ihr Verhältniss zu den Mönchsschulen des Mittelalters; in: Janus, Neue Folge Bd. 1, Gotha 1851, S. 93, sowie in desselben Autors Lehrbuch der Geschichte d. Medicin u. d. epidem. Krankheiten, 3. Aufl., Bd. 2, Jena 1881, S. 1090.

292) Schon 1790 hatte HECKER Tabellen zur Geschichte der Medizin herausgegeben unter dem Titel: . . . Medicinae omnis aevi fata tabulis exposuit . . . Erfurt 1790.

293) HECKER, AUG. FRIEDR., Allgemeine Geschichte der Natur- u. Arzneikunde, I. Theil. Leipzig 1793.

294) U. a. sind das das Archiv f. d. allgemeine Heilkunde (Berlin 1790), das neue Archiv f. d. allg. Heilkunde (Berlin 1792) und die Auswahl der medizinischen Aufsätze und Beobachtungen aus den Nürnbergschen Unterhandlungen. (Halle 1787 u. 88). Das Aufklärungszeitalter brachte überhaupt ein ungeheures Anwachsen der Zeitschriftenliteratur, einer Gattung, die sich erst Ende des XVII. Jahrhunderts von den Zeitungen abgespalten hatte. Vgl. SCHNEIDER, GEORG, Handbuch der Bibliographie. Leipzig 1924, S. 375 und KIRCHNER, JOACHIM, Die Grundlagen des deutschen Zeitschriftenwesens. 1. Teil. Bibliographische u. buchhandelsgesch. Untersuchungen. Leipzig 1928.

295) Ausserden verfasste HECKER noch eine Anzahl Hand- und Lehrbücher über verschiedene Gebiete der Medizin.

296) Vgl. die Vorrede; darin betont er, ähnlich wie METZGER, dass die Geschichte immer die beste Lehrerin des Lebens gewesen sei.

beginnt mit einer Schilderung der gegenwärtigen Lage der medizinischen Wissenschaft [297]) und stellt bewusst „bei jeder schicklichen Gelegenheit das Gegenwärtige zu dem Vergangenen in Parallele" [298]). Die neuere und neueste Geschichte wird am ausführlichsten und genauesten bearbeitet. In der Einleitung charakterisiert er umfassender als seine Vorgänger, die Aufgaben des Geschichtschreibers und der Medizinhistorie, umreisst ihre Grenzgebiete [299]), klärt ihre Beziehungen zu anderen Betätigungen menschlichen Geistes [300]) und stellt das Einteilungsprinzip auf [301]). Ein besonderes Buch widmet er der Aufzählung der „Litteratur

---

297) „und des Einflusses dieser Kenntnisse zunächst auf die Bildung .... unseres Medicinalpersonals und dann auf die übrigen Menschen, auf die menschliche Gesellschaft überhaupt, und auf das Wohl der einzelnen Völker, Reiche und Staaten." (a. a. O. Einl.) „Ich halte eine solche Darstellung ohnehin für anziehender, als eine weitläuftigte Aufzählung der Lehren der Schule zu Gandisagora oder Salerno" (s. die Vorrede). Aus diesem Satze spricht das ganze Interesse HECKERS für die Gegenwart. „Denn" heisst es — ganz entsprechend der Geschichtsauffassung der Aufklärung — an einer anderen Stelle der Einltg., „die Geschichte eines jeden Gegenstandes soll uns doch lehren, wie er das nach und nach wurde, was er gegenwärtig ist; man wird also nothwendig seine gegenwärtige Beschaffenheit, wenigstens historisch, kennen müssen".

298) a. a. O. Vorrede S. XII.

299) Ähnlich geschah das schon in seinen Tabellen zur Geschichte der Medizin.

300) Die Geschichte der Arzneikunde ..... könne gar nicht bestehen ohne I. allgemeine Welt-, Völker-, Staatengeschichte; II. Altertumskunde, Mythologie, alte Geographie, Beschreibung der Sitten; III. allgemeine Litterärgeschichte; IV. Geschichte der Philosophie; V. Geschichte der Religionsmeinungen und der kirchlichen Verfassung und Einrichtungen; VI. Rechtsgeschichte (vgl. die Einleitung).

301) Er unterscheidet neun Perioden:

I. Vom Anfang der Dinge bis auf Hippokrates' Geburtsjahr: „Periode der Ungewissheit u. der groben Empirie".
II. ... bis auf Galens Geburtsjahr: „Die wissenschaftliche Periode".
III. ... bis auf Konstantinus Afrikanus ..: „Die Periode der Vernachlässigung".
IV. ... bis auf die Entdeckung von Amerika, u. die Verbreitung der Lustseuche über Europa: „Die Per. der Wiederherstellung ...".
V. ... bis auf Paracelsus' Tod: „Die Per. der Lustseuche".
VI. ... bis auf de le Boe Sylvius' Tod: „Die chemische Periode".
VII. ... bis auf STAHL, BOERHAAVE, HOFFMANN: „Die Per. der gehörig gewürdigten Lebenskraft".
VIII. ... bis zu Hallers Todesjahr: „Die goldene Periode der Anatomie und Physiologie".
IX. ... Von HALLER an: „Die Periode der reineren Beobachtung".

der Geschichte der Medizin". Bei der Darstellung der Anfänge der Heilkunst lehnt er, indem er sich auf seinen gesunden Menschenverstand verlässt, eine medicina antediluviana ab [302]), wie sie SCHULZE, GOELICKE und andere geschildert hatten. Die alte jüdische Zeitrechnung taucht noch auf [303]). Auf die Mythen von den Heroen und Begründern der Medizin geht er als „kalter Geschichtsforscher" nicht näher ein; er lässt sie entsprechend der Gepflogenheit der Aufklärungshistoriographie am liebsten weg oder betont die Unzuverlässigkeit von Erzählungen durch Dichter [304]), gelegentlich versucht er verstandesmässige Erklärungen von Wundergeschichten [305]). Nicht immer ist er in seiner Kritik so konsequent, im Gegensatz zu KNEBEL [306]) schreibt er der Zeit des *Podalirius* die Erfindung des Aderlasses zu [307]). Ebenso wie ACKERMANN interessiert sich HECKER sehr für die Geschichte des ärztlichen Standes, er widmet ihr sogar einen besonderen Abschnitt [308]). Seine Ansichten stimmen keineswegs immer mit denen seiner Vorgänger überein [309]), so nimmt er den Ursprung der Medizin in Asien an. Seine Schreibart ist klar und durchsichtig, ein Vergleich mit dem ungehobelten Deutsch der fünfzig Jahre älteren Werke KESTNERS oder gar STOLLES zeigt das deutlich. Klima, Handel, Bodengestaltung u. a. werden im Sinne der Aufklärung zur Erklärung der Ereignisse herangezogen.

Um die gleiche Zeit, da in Deutschland die Medizingeschichte so zahlreiche Bearbeiter fand, bemühten sich um sie auch andere Nationen. In Italien tritt uns, wenn wir absehen von BRAMBILLAS „Geschichte der von den berühmtesten Männern Italiens gemachten Entdeckungen. . .", die 1777 herauskam [310]), und von dem Sammel-

---

302) a. a. O. S. 447 f.

303) a. a. O. S. 16; noch streng durchgeführt in seinen „Tabellen".

304) a. a. O. S. 477.

305) a. a. O. S. 483.

306) der a. a. O. S. 7 schreibt: „In diese Zeiten fällt die erste Nachricht vom Gebrauch des Aderlasses, doch darf man deswegen noch nicht dem Podalirius die Erfindung desselben oder die ersten Versuche damit zuschreiben".

307) a. a. O. S. 482.

308) a. a. O. S. 506 ff.

309) So hält er sehr wenig von der Medizin der Ägypter (a. a. O. S. 467 ff.)

310) BRAMBILLA, GIOV., A. V., Storia delle scoperte fisico-medico-anatomico-chirurgiche fatte dagli uomini illustri Italiani. Milano 1777. (Benutzt wurde die

werk ANDRES'[311]), das die Medizingeschichte nebenher behandelt, als erstes grösseres Werk SCUDERIS[312]) „Einführung in die Geschichte der Medizin" entgegen[313]). Unter Verzicht auf alles Biographische stellt der Verfasser, ähnlich wie wir das bei BARKHAUSEN fanden, die Medizinhistorie dar[314]), will er einen Abriss des Geistes der Medizinhistorie geben[315]). *Orlando-Salinas* betont, dass SCUDERI ausser LECLERC, an den eine Anlehnung nicht in Frage käme[316]), keine Vorgänger gehabt habe und ACKERMANNS und SPRENGELS Werke, die erst ganz kurz vorher erschienen sind, nicht habe benutzen können, während er eine Beeinflussung durch *Voltaire* und *Rousseau* gelten lässt[317]). Nach allem, was wir kennen lernten, war an Vorbildern kein Mangel, und da SCUDERI, der spätere Professor der Pathologie

---

deutsche Übersetzung von W. HELFENSTEIN, Wien 1789). Ein Werk, das aus einer losen Aneinanderreihung von Biographien und bibliographischen Notizen einzelner Autoren besteht, und voll Pathos und Nationalstolz, keine Bereicherung der Gesamtdarstellungen der Medizinhistorie bildet. Einen Überblick über die Geschichte der Medizin gibt auch die Oratio... habita Vindobonae.. (Wien 1785) des Verfassers — Über BRAMBILLAS Bedeutung für die Geschichte der Medizin sprach kürzlich B. PINCHERLE auf dem VIII. Internat. Kongr. für Gesch. der Medizin in Rom 1930; vgl. den Bericht von P. CAPPARONI im Bollettino dell' Istituto Storico Italiano dell' Arte Sanitaria, Rom 39 (1930), Heft 6, S. 27.

311) ANDRES, GIOVANNI, Dell' origine, progressi e stato attuale d'ogni letteratura. 7 voll. Parma 1782—99. Im VI. Cap. des 5. Bdes wird ein kurzer Überblick über die Geschichte der Anatomie gegeben, im VII. Cap. ein ebensolcher über die Geschichte der Medizin.

312) Auch FED. ORLANDO-SALINAS bezeichnet ihn in seiner kürzlich erschienenen Studie (Uno storico e filosofo della medicina: ROSARIO SCUDERI, in „Cultura medica moderna" VIII (1929), Nr. 7, Palermo 1929; S. 5 f.) als den ersten italienischen Geschichtschreiber.

313) SCUDERI, ROSARIO, Introduzione alla storia della medicina antica e moderna. Napoli 1794. Benutzt wurde die französische Übersetzung von CH. BILLARDET, Paris 1810.

314) Das Werk war als Vorstudie zu einem Essai über die theoretische Medizin gedacht.

315) Sein Ziel ist: „parcourir rapidement l'histoire de la médecine..., tracer légèrement la série des révolutions qu'elle a éprouvées; exposer les principes fondamentaux des plus grands systèmes, et les dogmes principaux des sectes les plus célèbres; indiquer en général les progrès les plus frappans et les plus considérables de l'art de guérir; fixer le caractère de chaque système et de chaque époque".

316) a. a. O. S. 23 f.

317) a. a. O. S. 9.

in Palermo, sprachlich gut durchgebildet war [318]), ist die Möglichkeit nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen, dass er sie kannte. Jedenfalls bleibt sein eigenstes Verdienst bestehen: Der Blick für das Wesentliche, die Ausschaltung aller Kleinigkeiten und die Fähigkeit, die Fülle der Ereignisse auf einige wenige Linien zu bringen. In der aufklärerischen Kritik gegenüber den Mythen und Fabeln des Altertums kommt er seinen deutschen Zeitgenossen nicht gleich, so datiert er noch den trojanischen Krieg und setzt fünfzig Jahre früher *Aeskulap* an. Über seine Quellen macht er, wie die meisten Geschichtschreiber der Aufklärung, keine Angaben. Dass er die Schriften des *Paracelsus* nicht gekannt hat, lässt sich daraus erschliessen, dass er, ebenso wie BLUMENBACH und METZGER, den Archaeus erst bei *Helmont* erwähnt. Was die Einteilung des Stoffes anlangt, so geschieht sie nach Umwälzungen — „révolutions" — in der Medizin [319]); die einzelnen Perioden werden durch Ereignisse aus der politischen Geschichte schärfer zeitlich begrenzt [320]). Nach *Orlando-Salinas* soll sich SCUDERI in dieser Gliederung derjenigen von *Baillys* „Histoire de l'Astronomie" anschliessen [321]); mir gelang es jedoch nicht, wesentliche Übereinstimmungen zwischen beiden Werken nachzuweisen [322]). Eigenartig ist die Charakterisierung einzelner Epochen, so bezeichnet er die Medizin der Zeitspanne von 200 bis 1600 p. Chr. n. als peripatetische, die Zeit *Boerhaaves*, von

---

318) Vgl. ORLANDO-SALINAS, a. a. O. S. 9.

319) a. a. O. Vorrede.

320) Vgl. die 3. Epoche: Dogmatische Medizin. Vom peloponnes. Krieg bis zum Bürgerkrieg der Römer unter Cäsar und Pompejus.

321) a. a. O. S. 20.

322) Während Scuderi der oben angegebenen Einteilung folgt, gliedert BAILLY den Stoff seiner beiden Werke (Histoire de l'astronomie ancienne, Paris 1775 u. Hist. de l'astronomie moderne, 3 Bände, Paris 1778—83; von mir wurden die 2. Aufl. Paris 1781 bezw. 1785 benutzt) hauptsächlich nach den für die Entwicklung der Astronomie wichtigen Persönlichkeiten, oder er behandelt die Astronomie bei den einzelnen Völkern, auch spielt die Sintflut zur Abgrenzung der frühesten Perioden eine Rolle. Die „médecine moderne" Scuderis beginnt um 1600 n. Ch., während die „astronomie moderne" Baillys mit der alexandrinischen Schule beginnt. Einzig und allein in dem 14. Buch der Hist. de l'astron. mod. Bd II Baillys (mit der Überschrift: „Recherches, observations relatives aux planètes, et progrès de l'Astronomie depuis les découvertes de Newton, ou depuis 1687 jusqu'en 1730") kann man eine mehr zufällige zeitliche Übereinstimmung mit Scuderis siebenter Epoche, die er „médecine mécanique" (1680—1730) nennt, erblicken.

1730 bis 1780, als „Médecine physique" [323]). Weit mehr als BRAMBILLA hat sich SCUDERI von nationalen Vorurteilen freigemacht, gelegentlich schätzt er jedoch die Bedeutung seiner Landsleute reichlich hoch ein, so stellt er *Berengar* neben *Vesal* dessen Bedeutung allerdings auch bei HALLER noch nicht richtig in die Erscheinung tritt [324]). Von der Medizin in Rom vor *Asclepiades*, den er mit *Hippokrates* und *Galen* in eine Reihe stellt [325]), gibt er ein völlig anderes Bild als METZGER [326]) und andere, *Helmont* schätzt er sehr hoch, *Stahl* bedeutet ihm viel mehr als *Hoffmann* [327]), und für *Cullen* begeistert er sich ausserordentlich [328]). Die ausführliche Behandlung der modernsten, medizinischen Richtungen, die fast liebevolle Darstellung aller Strömungen in der Medizin des XVIII. Jahrhunderts [329]), die Geschichtschreibung nach den Prinzipien *Voltaires*, die schwärmerische Begeisterung für seine eigene Zeit und ihre Medizin zeigen uns den Verfasser, der, als sein Buch erschien, erst 27 Jahre alt war, als echten Menschen der Aufklärung [330]).

Neben SCUDERIS Werk tritt an Wert und Bedeutung DE MEZAS, eines Kopenhagener Arztes, „Versuch einer Medizingeschichte" [331]) ganz zurück [332]). Es ist, als ob die ganze Wandlung der medizinischen Historiographie und Geschichtsauffassung überhaupt spurlos an dem Verfasser vorübergegangen wäre, so rück-

---

323) Und gibt selbst eine Erklärung dafür (a. a. O. S. 126): „comme la doctrine boerhaavienne a puisé ses matériaux dans toutes les sciences naturelles, l'anatomie, la physique, la mécanique, la chimie, c'est par cette raison que je l'ai caractérisée par la dénomination de médecine physique".

324) a. a. O. S. 71 f.; vgl. DIEPGEN, HALLER-Vortrag S. 107.

325) a. a. O. S. 43.

326) Vgl. METZGER, a. a. O. S. 61.

327) Zu Unrecht behauptet er, dass Stahls „Système de doctrine chimique" während des ganzen XVIII. Jahrh. in den Ärzte-Schulen gegolten habe (a. a. O. S. 107).

328) a. a. O. S. 178 ff. Der Verfasser selbst tritt sehr für eine Vereinfachung der Medizin und Therapie ein (a. a. O. S. 190 f.).

329) Während frühere Epochen, z. B. die des vorsalernitanischen Abendlandes, sehr wenig berücksichtigt werden.

330) Vgl. a. a. O. S. 213: „Quels résultats ne devons-nous pas attendre des efforts réunis à la doctrine, du génie, de la philosophie et de l'érudition". Vgl. auch S. 226 f.

331) DE MEZA, SAL. THEOPH., Tentamen historiae medicinae; Bd. 1.2. Kopenhagen 1795.

332) KNEBEL nennt ihn „herzlich schlecht" (a. a. O. S. XXV) (und METZGER bezeichnet ihn in seinen Ergänzungen (s. o.) als das seichteste Machwerk, das je aus eines Sudlers Händen gekommen sei (a. a. O. S. 19).

ständig erscheint er in seiner Kritik [333]), so wenig erkennt er einen Zusammenhang in den einzelnen Ereignissen der Medizingeschichte und ihre Beziehungen zur Weltgeschichte. Die Gliederung des Stoffes bleibt im Äusserlichen stecken [334]). Die Autoren sind alphabetisch geordnet. Vielfach, wie bei dem Kapitel über die Medizin vom 1. bis 6. nachchristlichen Jahrhundert oder bei dem Abschnitt über die Araber, handelt es sich nur um eine rein äusserlich alphabetische Aneinanderreihung von Biographien mit bibliographischen Anmerkungen. So entsteht ein unerfreuliches Durcheinander, so dass wir u. a. *Louise Boussier* (*Louise Bourgeois*) neben *Cleopatra* und *Aspasia* aufgezählt finden [335]). Was DE MEZA an Lebensbeschreibungen bringt, ist erfüllt von nebensächlichen Anekdoten; statt der medizinischen Anschauungen druckt er lieber Grabinschriften und Grabreden ab [336]), wie es die Vertreter der humanistisch-rhetorischen Richtung getan hatten [337]). Einzig und allein die Transfusion und die hebräische Medizin [338]) erfahren eine ausführlichere Behandlung, alles andere bleibt ober-

---

333) Die griechischen Mythen erzählt er getreulich wieder; Aeskulap hält er nicht für eine erdichtete Gestalt (a. a. O. S. 20 f.), aus der Stelle über Podalirius und Machaon schliesst er, dass die Chirurgie der älteste Zweig der Medizin sei (a. a. O. S. 4), Melampus wird genau datiert, natürlich nach Jahren seit der Schöpfung. An der Bibel übt er keine Kritik, das Jahr der Sintflut wird angegeben und Noah (mit Bacchus identifiziert), der „Erfinder des Weines", wird für einen Arzt gehalten, da der Wein ein starkes Herzmittel sei und Herz und Geist anrege (a. a. O. S. 14).

334) So unterscheidet er (a. a. O. S. 13) eine erste Periode vom Anfang der Welt bis zu HIPPOKRATES, eine zweite bis GALEN, eine dritte von CHRISTUS bis BOERHAAVE, eine letzte seit BOERHAAVE. — Als Beispiele für seine Kapiteleinteilung seien angeführt:

Cap. 2: De medicis... qui statim post diluvium vixere.

Cap. 7: Medici incerti temporis.

Cap. 12: Schola salernitana et medici poetae.

Cap. 13: Chemici in Europa.

Cap. 15: Medicinae status et medici clari XVI. saeculi.

335) In einem Kapitel, das noch dazu die Überschrift trägt: De aliis adhuc medicis tempore Belli Troiani et ad seculum mundi circiter vigesim. octav. claris; nec non de Deabus seu foeminis antiquis medicina celebribus.

336) So bei FRIEDR. HOFFMANN (a. a. O. Bd. II, S. 189), bei VESAL (ebda. Bd. II, S. 140) und vielen anderen.

337) Vgl. die Biographien bei MELCHIOR ADAM (s. DIEPGEN, Finke-Festschrift, S. 448).

338) DE MEZA war Sohn eines portugiesischen Rabbiners, hatte sich aber im Jahre 1783 taufen lassen und führte seitdem die Vornamen CHRISTIAN JULIUS FREDERIK.

flächlich und ungleichmässig; das fehlende Quellenstudium macht sich so stark bemerkbar, dass das Werk nicht einmal als biographisches Nachschlagewerk benutzt werden kann [339]).

Im letzten Dezennium des Jahrhunderts erscheinen CHARIÈRES „Aperçu" [340]) als kurzer Abriss der Medizingeschichte mit unverkennbarer Beeinflussung durch die Anschauungen der französischen Revolution, PEYRILHES Geschichte der Chirurgie [341]) und MAHONS Geschichte der klinischen Medizin [342]). WALKER will mit seinen „Memoirs of Medicine" [343]) ein Kompendium nach modernem Geschmack schaffen. Vom Nationalstolz des Engländers erfüllt, behandelt er seine Landsleute besonders ausführlich [344]). Mit CLIFTON und HILLARY teilt er das Vorurteil gegen die katholische Kirche [345]) und die Ablehnung der Solidarpathologie [346]). Dazu

339) Als seine „Quellen" gibt der Verfasser LECLERC, FREIND, ASTRUC, HALLER, ELOYS Dictionnaire und das Lexicon universale von HOFFMANN an (praefatio).

340) CHARIÈRE, HENRI, Aperçu sur l'histoire de la médecine. Montpellier (an VII de la républ. française).

341) PEYRILHE, Histoire de la chirurgie depuis son origine jusqu'à nos jours. Paris 1780. Weiterhin sind zu nennen: DUJARDIN, Histoire de la chirurgie depuis son origine jusqu'à nos jours. Paris T. I 1774. PORTAL, ANT., Histoire de l'anatomie et de la chirurgie; 5 Bde. Paris 1770.

Zwei weitere etwas ältere Werke waren an deutschen Bibliotheken nicht aufzufinden: DOIGNIES, E. J., Historia totius medicinae (liber primus operum) Antwerpen 1765 und DOUDET, Diss. sur l'origine de la médecine, son état, et ses différentes révolutions jusqu'à ce jour, ce qui manque à sa perfection et les moyens de la lui assurer. Limoges 1778.

342) MAHON, P. A. O., Histoire de la médecine clinique, depuis son origine jusqu'à nos jours... Paris 1804. Die Tatsache, dass um jene Zeit in Frankreich mehr Teil- als Gesamtdarstellungen der Medizingeschichte entstanden, hob schon QUITZMANN (a. a. O. S. 259) hervor, er erklärt sie aus der vorwiegend pragmatischen Einstellung der französischen Historiographen: dass sie so auch in jenen Abteilungen eine erhöhte Regsamkeit beurkundet hätten, welche den vorwaltend praktischen Fächern gewidmet sind, z. B. in der Geschichte einzelner Gegenstände der besonderen inneren und äusseren Heilkunde.

343) WALKER, RICHARD, Memoirs of medicine; including a sketch of medical history from the earliest accounts to the eighteenth century. London 1799.

344) Während andere Nationen, wenngleich er deren Eigenart oft recht gut charakterisiert, weniger berücksichtigt werden. S. 176 f. führt er eine Anzahl unbekannterer englischer Autoren an; und S. 224 tritt der Nationalstolz deutlich zutage: „And here we may boast, that the greatest luminaries of our science, in the last age, were two Englishmen (SYDENHAM u. HARVEY), whom it would be no presumption to compare with Hippocrates and Galen." Vgl. auch S. 239. — Der Entdeckung HARVEYS wird ein eigenes Kapitel gewidmet (S. 204 ff.).

345) a. a. O. S. 148 f. 346) a. a. O. S. 78 ff.

kommt ein fast liebevolles Eingehen auf den Charakter seiner Autoren [347]) und der Versuch, ihre Fehler und Schwächen zu entschuldigen [348]). Namentlich interessiert ihn die Standesgeschichte, insbesondere die Bezahlung und die finanziellen Einnahmen der Ärzte [349]). Über vielen Kleinigkeiten und Einzelheiten geht die straffe Linienführung, wie sie ein Kompendium der Medizingeschichte eigentlich verlangt, verloren. Auch die Erfassung der grossen Ärztepersönlichkeiten der Vergangenheit lässt zu wünschen übrig [350]). Die Sprache ist oft übertrieben bilderreich und gewollt poetisch [351]). In seiner Arbeitsweise gehört WALKER ganz der Aufklärungshistoriographie an, doch steht er, was historisches Verständnis und Gründlichkeit anlangt [352]), weit hinter den deutschen Medizinhistorikern jener Zeit zurück.

Im selben Jahre gibt IMMANUEL GOTTLIEB KNEBEL [353]) seinen „Versuch einer chronologischen Übersicht ..." [354]) heraus als Hilfsbuch für den Anfänger zur Erleichterung des Genusses der akademischen Vorlesungen und des Quellenstudiums [355]), ohne dabei selbst auf die Quellen zurückzugehen. Den gesamten Stoff reiht er in vier Zeittafeln ein [356]), dabei benutzt er merkwürdiger-

347) So hält er einige Charakterzüge des Paracelsus für unentschuldbar (a. a. O. S. 185), so betont er den ausgezeichneten Charakter HARVEYS (S. 205) und BOERHAAVES (S. 238).

348) Dabei wird er auch GALEN besser gerecht als seine Vorgänger (vgl. a. a. O. S. 117) — s. auch die Entschuldigung der Irrtümer des Hippokrates (S. 33).

349) Vgl. a. a. O. S. 195: „VICTOR TRINCAVELLIUS..... is remarkable for having gained yearly by his practice three thousand pounds sterling...." und S. 142, wo ausführlich berichtet wird von der Besoldung des Arztes Gabriel, der eine „Sultana" des Harun al Raschid heilte.

350) Der Bedeutung VESALS und PARÉS wird der Verfasser durchaus nicht gerecht (a. a. O. S. 189 ff. u. S. 117).

351) WALKER liebt es, „Gemälde" von einer Zeit zu geben (a. a. O. S. 150 u. S. 182), so schildert er die Ausbreitung der Syphilis (a. a. O. S. 168): „Such a supposition explains the phenomenon of its blazing at once like a conflagration, spread by contending winds in which the dazzled eye sees the flame bursting from every quarter at once".

352) Quellen zitiert er überhaupt nicht.

353) Ein Görlitzer Arzt.

354) KNEBEL, IMM. GOTTL., Versuch einer chronologischen Übersicht der Literargeschichte der Arzneiwissenschaft zur Beförderung und Erleichterung des Studiums derselben. Breslau, Hirschberg u. Lissa 1799.

355) a. a. O. Vorerinnerung.

356) Wovon die erste bis HIPPOKRATES, die nächste bis GALEN, die dritte bis zur Reform des PARACELSUS, die letzte bis auf die neuesten Zeiten reicht.

weise ausser der römischen und christlichen auch die jüdische Zeitrechnung und datiert noch die Sintflut, obwohl er im allgemeinen den Angaben der Bibel sehr kritisch gegenübersteht und vor ihnen mit seinen aufklärerischen rationalistischen Erklärungsversuchen nicht haltmacht [357]. Im ganzen kritischer als seine Vorgänger, steht er den antiken Mythen skeptisch gegenüber [358] und versucht, die griechischen Helden und Halbgötter alles Wunderbaren zu berauben, indem er in ihnen Menschen des Alltags sieht. In diesem Sinne erwähnt er die „Reise des thessalischen Prinzen *Jason* auf dem Argo nach Kolchis . . ." [359] und erzählt, dass *Asklepios* ein Opfer seines Pflichteifers oder seiner praktischen Tätigkeit geworden sei [360]. Von Vorurteilen ist er nicht frei, den Mönchen sagt er alles Schlimme nach [361]; auf medizinischem Gebiete tritt er begeistert für die Brownsche Theorie ein [362]. Abgesehen davon bemüht er sich um objektive Würdigung der Vergangenheit. Bei seiner Darstellung bringt er zu Beginn jeder Zeittafel [363] einen kurzen Überblick über die betreffende Epoche, den er in seinen „Nachträgen und Verbesserungen" erweitert. Innerhalb der Tafeln gibt er durchaus nicht trockene biographische Notizen, sondern berücksichtigt Zusammenhänge der medizinischen mit der politischen [364] und Kirchengeschichte. So lässt seine ganze Geschichtsauffassung erkennen, dass er mit den Werken *Schlözers*, *Herders*, *Gatterers* vertraut war. Er empfiehlt sie in seiner umfassenden „Übersicht der . . . . literarischen Hülfsmittel" für das Studium der Universalgeschichte, die nötig

---

357) So sicht er in Moses den schlauen Gesetzgeber, wie ihn auch andere rohe und nomadische Völker hatten, der seinen Gesetzen durch vorgegebenen göttlichen Ursprung und angeblich unmittelbare göttliche Eingebung Eingang zu verschaffen sucht (a. a. O. S. 4 f.). „Seine Schriften sind ein schäzbarer Beitrag zur Kenntniss der Geschichte, der Denkart . . . . und Handlungsweise der Menschen im frühesten Alterthum." S. 16 betont er den ästhetischen Wert der Mosaischen Schöpfungsgeschichte. Die Sintflut wird als „eine Localüberschwemmung des südlichen Theils von Asien" aufgefasst (S. 16), ähnlich wie das bei PÖLITZ (s. dort, a. a. O. S. 59) geschieht.

358) a. a. O. S. 30, S. 24 u. a. 359) a. a. O. S. 5. 360) Ebda. S. 6.

361) „Welche meistentheils die unwissendsten, dümmsten Menschen waren" (a. a. O. S. 120 u. S. 331); vgl. auch S. 169, wo er die Segnungen der Reformation preist.

362) a. a. O., Nachtr. und Verb. S. 350 f., a. a. O. S. 305.

363) Ausserdem folgt noch am Ende der ersten Zeittafel eine ausführlichere Schilderung der vorhippokratischen Medizin.

364) a. a. O. S. 58.

sei, um mit Geschmack und pragmatisch die medizinische Geschichte treiben zu können [365]).

So sahen wir in den letzten zwei Dezennien des XVIII. Jahrhunderts die Geschichtschreibung der Aufklärung in zahlreichen Werken verkörpert, die sozusagen im Programm stecken blieben; Entwürfe, Skizzen, kurze Abrisse, Leitfäden für den akademischen Unterricht, teils in Form von Literärgeschichten, selten einmal als Anfänge einer grosszügigen pragmatischen Gesamtdarstellung gedacht.

3. KURT SPRENGEL.

Das Geschichtswerk, das alle diese Anfänge und Bestrebungen in sich aufnahm und weiter baute, wo sie aufgehört hatten, das die Wünsche erfüllte, die sie offen gelassen hatten, war KURT SPRENGELS „Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde" [366]). Bei ihm sind die Prinzipien HENSLERS verwirklicht, ACKERMANNS exaktes Quellenstudium konsequent durchgeführt, METZGERS Kritik systematischer angewendet, die Vorarbeiten mit dem Sammelfleiss und der Ausdauer der früheren gelehrten Schule betrieben; dies alles von einem Menschen, der Mediziner, Botaniker, Theologe, Historiker, Kritiker und Sprachenkenner [367]) in einer Person war [368]), ein Polyhistor, wie sie im XVII. Jahrhundert so häufig, im achtzehnten jedoch kaum mehr zu finden sind [369]). Nur so war es SPRENGEL möglich, den Anforderungen zu entsprechen, die er selbst an den Geschichtschreiber stellt [370]), nämlich denen einer strengen Prüfung der Echtheit der Quellen und einer genauen Kenntnis der Sprachen, in der sie geschrieben sind, verbunden mit der

---

365) a. a. O. S. IX.

366) SPRENGEL, KURT, Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde. Bd. 1—5. Halle 1792—1803. Benutzt wurde für Teil 5 die erste, für Teil 1—4 die 2. Aufl. Halle 1801.

367) SPRENGEL sprach ausser seiner Muttersprache Griechisch, Lateinisch, Hebräisch, Arabisch, Schwedisch, Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch und beklagt sich einmal bitter, dass er kein Persisch verstehe (II. Theil S. 418).

368) Biographien, von Zeitgenossen geschrieben, schildern ihn als liebenswürdigen, geselligen und frohen Menschen und zählen ihn zu „den Glücklichen, die des Wissens Gut nicht mit dem Herzen zahlen". (s. ROHLFS, HEINR., K. SPRENGEL, der Pragmatiker; in: Die mediz. Class. Deutschlands; S. 222; vgl. Anm. 1).

369) Vgl. ROHLFS, a. a. O. S. 224.

370) Vgl. a. a. O. Einleitung; siehe auch die daraus auf S. 3 f. zitierten Stellen.

Kunst, sie auszulegen. Dabei muss er „bloss mit dem gesunden Menschenverstand an die Quellen herangehen, muss er Eklektiker sein", muss er die Schicksale der Wissenschaft im Zusammenhang mit ihren Ursachen und Wirkungen vortragen. SPRENGEL erkennt, dass dem Geschichtsforscher in dieser Richtung Grenzen gezogen sind; „es ist oft unmöglich, das geheime Spiel von Ursachen und Wirkungen vollständig zu erkennen, dies ist nur das Prärogativ des höchsten Verstandes". Dass bei SPRENGEL dieses Ahnen von den wirkenden Kräften in der Geschichte nicht über den Rahmen dessen hinausgeht, was wir bei anderen Historiographen der Aufklärung finden [371]), dass SPRENGEL damit keiner Geschichtsauffassung zustrebt, wie sie die Romantik herausgebildet hat, die in der Geschichte eine „geheime Weisheit verborgen sah, die höher stehe als aller menschliche Scharfsinn" [372]), zeigen uns seine eigenen Worte: „Wahre historische Kunst besteht in der Fertigkeit, die in den Quellen gefundenen Tatsachen so zu vereinigen, dass man den Zusammenhang der Begebenheiten klar und der Wahrheit gemäss einsieht" [373]). Dem entspricht seine Darstellung: Da taucht nicht aus dem Dunkel von Unwissenheit wie ein Wunder ein genialer Mensch auf, der plötzlich, unerklärbar, der Heilkunde eine neue Richtung gibt, sondern die einzelnen Ärzte und ihre persönliche Eigenart erscheinen, wie SPRENGEL das in seiner Einleitung von *Hippokrates* sagt, „als eine natürliche Folge zusammentreffender Umstände" [374]). *Cardanos* dauernde Kränklichkeit in seinen Knabenjahren wird für seine „bizarre Denkungsart" und den „erhitzten, überspannten Zustand seiner Phantasie" verantwortlich gemacht [375]). Bei *Paracelsus*, „diesem paradoxen und merkwürdigen Manne", betont SPRENGEL, dass gewöhnlich in der ersten Erziehung und in dem Unterricht, den ein Mensch in der Jugend genossen [376]), die wahren Quellen

---

371) Vgl. FUETER, a. a. O. S. 340.

372) Vgl. ebda. S. 416. 373) a. a. O. Einleitg.

374) Während für die früheren Autoren es meist einzelne Grössen waren, die die Fortschritte der Medizin aus sich selbst schufen; vgl. DIEPGEN Finke-Festschrift S. 462.

375) a. a. O., III. Theil S. 322.

376) Diese Betonung des Einflusses der Erziehung entspricht ganz den pädagogischen Interessen des Zeitalters von ROUSSEAU, BASEDOW, PESTALOZZI, wenn auch SPRENGEL den Bestrebungen seiner Zeit, „den idealischen Vorschlägen LOCKES, ROUSSEAUS, BASEDOWS" durchaus kritisch gegenüber steht; vgl. dazu SPRENGELS

entdeckt werden, woraus sich die Stimmung seines Charakters, die Richtung seiner Talente und die Neigungen seines Geistes erklären lassen [377]). Dabei ist SPRENGEL, ebenso wie WALKER [378]) und KNEBEL [379]), bemüht, einem Manne gerecht zu werden, der so widersprechende Beurteilung durch GIRTANNER, den Verfasser der „Abhandlung über die venerischen Krankheiten" und HENSLER erfahren hat [380]). Wir sehen, wie eine Zeit versucht, eine neue Einstellung zu *Paracelsus* zu gewinnen [381]). Diese Zeit, die alle historischen Erscheinungen mit dem Massstab gesunder Kritik mass, in deren Weltbild kein Raum war für das Individuelle, Einzigartige, Unvergleichliche und Unwiederholbare [382]), musste an *Paracelsus* scheitern [383]). Dort liegen die Grenzen ihrer Geschichtsauffassung.

Überall, wo etwas in seiner Darstellung wunderbar oder unmöglich scheinen könnte, sucht SPRENGEL nach einer doppelt sorgfältigen Erklärung [384]), so lässt er keinen Zweifel, worauf die

---

eigene Worte, zit. bei ROHLFS, a. a. O. S. 250 f. — S. auch HEIMPEL-MICHEL, ELIS., Die Aufklärung: Eine historisch-systematische Untersuchung. Heft 7 der Göttinger Studien zur Pädagogik, herausgegeb. von NOHL. Langensalza 1928.

377) Vgl. a. a. O. III. Theil S. 340.

378) Vgl. Anm. 347.

379) S. dort S. 173.

380) Vgl. a. a. O. III. Theil S. 337: „Der Wunsch drängt sich auf, dass wir eine unparteyliche Geschichte dieses .... Mannes besitzen mögen". SPRENGEL betont (S. 336 d. III. Theils): „Paracelsus muss man nur in Rücksicht auf sein Zeitalter und auf den Geist desselben, so wie ich diesen geschildert habe, betrachten, sonst ist man in Gefahr, ihn ganz zu verkennen."

381) Vgl. dazu auch OSTERHAUSEN, JOH. KARL, Über medizinische Aufklärung. I. Bd. Zürich 1798; S. 332, Anm.: „Der Wunsch, den schon le CLERC ... und nach ihm Herr HENSLER ... äusserten: Es möchte ein sachkundiger Mann die Meinungen des Paracelsus, und ihren Werth und Unwerth aus seinen Schriften selbst darstellen, ist nun durch einen Gelehrten erfüllt worden, welcher Alles, was zu diesem Geschäft erforderlich war, in reichem Masse besizt ..." sagt er von SPRENGELS Darstellung des Paracelsus und seiner medizinischen Lehren.

382) Vgl. dazu ESWALD, OSKAR, Die französische Aufklärungsphilosophie (in: Geschichte der Philosophie in Einzeldarstellungen, herausgeg. v. Kafka; Bd. 25) München 1924.

383) Wenn sie auch glaubte, sie sei durch die Sprengelsche Darstellung dem Paracelsus durchaus gerecht geworden, vgl. die oben zitierte Anmerkung OSTERHAUSENS, der als Sprecher für die Gedanken des ausgehenden XVIII. Jahrhunderts aufgefasst werden kann, indem er an der geistigen Haltung seiner Zeit regen Anteil nahm (Vgl. den 1. Abschn. seines Buches).

384) Vgl. auch a. a. O., Theil I. S. 364 f.

Originalität eines *Avenzoar* zurückzuführen sei [385]. Zu jeder Persönlichkeit werden Beziehungen in der Denkart ihrer Zeit gefunden [386], für jedes geschichtliche Ereignis werden die Wurzeln in der Bodengestaltung, in dem Klima [387], in Handel, politischer Geschichte [388] oder Verfassung des Landes [389], in der nationalen Eigentümlichkeit [390] eines Volkes gesucht. Die historische Katastrophentheorie der früheren Geschichtschreiber, wie sie in *Robertsons* Werken ihre reinste Ausprägung fand [391], ist endgültig überwunden; sie wird, was die Beurteilung der Kreuzzüge anlangt, völlig abgelehnt [392]. So wird SPRENGELS Darstellung eine „zusammenhängende Erzählung" [393] von den Schicksalen der Medizin, vor allem nach der kausalen Verknüpfung der Ereignisse, erst in zweiter Linie nach der chronologischen Reihenfolge geordnet,

---

385) a. a. O., II. Theil S. 436: „War nicht die grössere Freyheit, worin die spanischen Sarakenen lebten, und das glückliche Klima des südlichen Spaniens, die Hauptursache ihrer grösseren Originalität?"

386) a. a. O., III. Theil S. 235: „Grosse Veränderungen im Reiche der Wissenschaften finden gewöhnlich schon die Gemüther gestimmt. Nach und nach sind andere Ideen in Gang gekommen ... scheinbar neue Grundsätze, deren Keime aber schon theils in den Ideen seiner Vorgänger, theils in der herrschenden Denkungsart seines Zeitalters liegen."

387) Vgl. a. a. O., II. Theil S. 3 f: „Auf dem fruchtbaren Boden Klein-Asiens und Griechenlands erzeugt, gedieh die schöne Pflanze der Cultur so glücklich ... Nach Alexandrien versetzt, von der Hitze der Sonnenstrahlen und der überflüssigen Nahrung, die ihr der Nil zuführte, getrieben, wuchs die Pflanze der Cultur üppig empor, setzte aber fast gar keine Früchte an."

388) Vgl. a. a. O., IV. Theil S. 322 ff.

389) Vgl. a. a. O., II. Theil S. 202 f.

390) a. a. O., II. Theil S. 338.

391) Vgl. FUETER, a. a. O. S. 369.

392) Vgl. a. a. O., II. Theil S. 480 f.: „Gewöhnlich hält man dafür, dass die Sprache und die Gelehrsamkeit der Morgenländer durch die Kreuzfahrer dem Occident mitgetheilt worden, und dass seit der Zeit die Aufklärung in wissenschaftlicher und politischer Hinsicht zugenommen habe ... Allein wie ist es möglich, von jenen unwissenden Horden.... zu erwarten, dass sie sich mit der Gelehrsamkeit des Orients und mit seinen literarischen Schätzen bekannt gemacht haben sollten.... Wie ist es möglich, den Übergang der arabischen Arzneikunde aus dem Orient in den Occident auf Rechnung der Kreuzzüge zu schreiben, da ein weit näherer Weg von Spanien aus offen stand, und da es erwiesen ist, dass die arabischen Schriften lange vor der Zeit der Kreuzzüge von den salernitanischen Ärzten benutzt wurden?" — SPRENGEL erwähnt dabei seine Übereinstimmung mit HERDER. Man vergleiche dazu die Versuche zur Überwindung der Katastrophentheorie bei ACKERMANN und METZGER, s. auch bei KNEBEL, a. a. O. S. 134 f. und S. 161.

393) Vgl. die Einleitung.

gelegentlich unterbrochen durch Fortführung einer Entwicklungslinie bis zum Ausgang des XVIII. Jahrhunderts, im allgemeinen aber in grössere Epochen gegliedert, deren Marksteine neben medizinhistorisch wichtigen Daten auch solche aus der politischen Geschichte bilden [394]). Die Chronologie wird jedoch nicht vernachlässigt, vielmehr gelangt SPRENGEL durch seine Bearbeitung der Quellen zu einer genauen Feststellung der Erstmaligkeit jeder Erfindung, jeder Entdeckung, zu einer sorgfältigen Prüfung der Chronologie, ohne dass sie, wie das bei SCHULZE und dessen gelehrten Zeitgenossen geschah, über allen inneren Zusammenhang der Geschichte gestellt würde. In dem exakten Studium der Quellen, im genauen Zitieren den gelehrten Historiographen ähnlich, kommt SPRENGEL ausser seiner eigenen aufklärerischen Kritik [395]) und seiner Kunst, die Quellen zu deuten, das Licht zugute, das die Forschung des XVIII. Jahrhunderts auf viele Gebiete geworfen hatte, die am Anfang des Jahrhunderts noch ganz im Dunkel lagen und sich der philologischen Kritik noch nicht erschlossen hatten. Die Mythologie gewinnt bei ihm ein neues Ansehen. Für SCHULZE ist der Inhalt des Mythos die einzige Quelle zur Beurteilung der Anfänge der Heilkunde; bei SPRENGEL ist diese Auffassung endgültig überwunden,

---

394) Als Hauptepochen gibt SPRENGEL (s. d. Einl.) an:

I. Zug der Argonauten — Erste Spuren griechischer Medizin.
II. Der peloponnesische Krieg — Hippokratische Medizin.
III. Stiftung der christlichen Religion — Methodische Schule.
IV. Grosse Völkerwanderung — Verfall der Wissenschaften.
V. Kreuzzüge — Arabische Medizin im höchsten Flor.
VI. Reformation — Wiederherstellung der griechischen Medizin und Anatomie.
VII. 30jähriger Krieg — HARVEYS grosse Entdeckung u. HELMONTS Reformation.
VIII. Regierung des grossen Königs — HALLER.

Diese Heranziehung der politischen Geschichte zur Einteilung der Medizingeschichte ist von den Zeitgenossen vielfach angefeindet worden, so in METZGERS „Zusätzen" — vgl. Anm. 252 —, S. 10, 11 ff., so von DAREMBERG, zit. b. ROHLFS, a. a. O. S. 242 f., wobei ROHLFS die Partei SPRENGELS vertritt.

Ausser dieser Gliederung in Hauptepochen führt Spr. noch eine Einteilung in 17 Abschnitte durch, die erkennen lässt, dass die Chronologie nicht mit der strengen Genauigkeit gehandhabt wird wie bei den Vertretern der gelehrten Schule; vgl. Abschnitt XII: Geschichte der vornehmsten anatomischen Entdeckungen von HARVEY bis auf HALLER und Abschn. XIII: Geschichte der chemischen Schulen des XVII. Jahrhunderts.

395) Vgl. a. a. O. Einleitung: „Die Angaben zur Geschichte besonders der ältesten medizinischen Cultur in historischen oder anderen Schriftstellern müssen mit der sorgfältigsten Kritik benutzt werden."

er zieht das, was er von der Medizin des Naturmenschen [396]) weiss, zur Erklärung heran und verflicht sie mit den Mythen und Fabeln zu einem Ganzen; die Sagen der verschiedenen Völker werden miteinander verglichen, wobei ähnliche Züge in ihnen festgestellt und Schlüsse von einem Volke auf das andere gezogen werden [397]), die Umformungen der Mythen durch die Tradition, durch Dichter [398]) werden betont und chronologische Widersprüche beseitigt, indem z.B. einfach eine Orpheusfamilie, mehrere Hippokratespersönlichkeiten angenommen werden [399]). Wenn SPRENGEL auch nicht von voreiligen Schlüssen frei ist, so ist er in der Kritik doch konsequenter als seine Vorgänger [400]). Nur der Bibel gegenüber erreicht er nicht die kritische Einstellung KNEBELS [401]); vielleicht ist diese Zurückhaltung durch seine eigene Beziehung zur kirchlichen Lehre bedingt, zu der er, der selbst Theologie studiert hatte, ein anderes Verhältnis haben musste als KNEBEL. In seiner Auffassung von der katholischen Kirche unterscheidet sich Sprengel kaum von seinen Zeitgenossen [402]). Wenn er auch erwähnt, dass die Mönche die einzigen Bewahrer der schwachen Überreste der wissenschaftlichen Kultur im christlichen Okzident gewesen seien [403]), so ist er doch immer geneigt, allen Priestern böswillige Absichten unterzuschieben [404]), eine Einstellung, die

---

396) a. a. O., I. Bd. S. 34.

397) a. a. O., I. Theil, S. 78. — Gelegentlich kommt er dabei zu vorschnellen Schlüssen (vgl. Theil I, S. 79): Daraus, dass die Fussverstauchung des Darius von seinen ägyptischen Ärzten nicht geheilt werden konnte, schliesst Spr., dass die ägyptischen Ärzte in der Behandlung äusserer Krankheiten nicht sehr geschickt gewesen seien.

398) Vgl. a. a. O., Theil I, S. 123 f.

399) Vgl. a. a. O. Theil I, S. 114 u. S. 368. In der 3. Aufl. (Bd. I, S. 354 Halle 1821) und in der 4. Aufl. (herausg. von ROSENBAUM, Leipzig 1846; Bd. I, S. 327) von SPRENGELS Werk werden sieben Hippokratespersönlichkeiten angenommen.

400) Vgl. die Geschichte von dem Aderlass in Beziehung zu der Persönlichkeit des Podalirios; SPRENGEL meint dazu (a. a. O. Theil I, S. 166 f.): „Sie liefert uns die ersten Nachrichten von einer unternommenen Aderlasse". Vgl. im Gegensatz dazu die oben erwähnte Auslegung der Stelle bei HECKER. ROHLFS weist darauf hin (a. a. O. S. 248 f.), dass in der freimütigen und offenen Kritik SPRENGELS der unmittelbare Einfluss LESSINGS erkennbar sei.

401) s. o. S. 51.

402) a. a. O., II. Th. S. 605.

403) a. a. O., II. Th. S. 454.

404) a. a. O., I. Th. S. 272. — Eine noch weit schlimmere Auffassung von den Mönchen finden wir bei PÖLITZ, a. a. O. S. 265.

sich erst mit der Romantik änderte [405]). Zum Teil entspringt diese kirchenfeindliche Haltung SPRENGELS seiner Abneigung gegen jede Art von Despotismus, der er an vielen Stellen lebhaftesten Ausdruck verleiht [406]). — Darin ist er zweifellos von *Herder*, den er öfters zitiert, beeinflusst. Gedanken des ausgehenden XVIII. Jahrhunderts, in denen wir ebenfalls deutliche Beziehungen zu *Herder* wiedererkennen, sind es, wenn SPRENGEL den „schönen Funken der Menschlichkeit" preist, der sich bei den Griechen zu schöner Flamme entzündet habe [407]). Da erinnert seine bildreiche Sprache an den Historiker *Schiller* und andere Rousseauschüler [408]). An *Schiller* klingen auch seine Äusserungen des Mitfühlens, der Begeisterung für die dargestellten Menschen an [409]). Manchmal verleitet ihn das Streben nach Eleganz des Ausdrucks [410]) zu übertriebenem Pathos [411]); aber immer bleibt die Darstellung frisch und lebendig. Man merkt bei der Lektüre kaum, wieviel mühselige gelehrte Vorarbeit in dem Werke steckt [412]).

Abgesehen von seiner zeitgebundenen Einstellung gegen die katholische Kirche, von seiner ablehnenden Beurteilung des Systems

---

405) Vgl. FUETER, a. a. O. S. 417.

406) So erklärt er das Fehlen von „Grazie und Mahlerischem" in der Kunst der Ägypter damit, dass der Priesterdespotismus das Volk ständig in einer ernsthaften und trübsinnigen Stimmung gehalten hätte; (a. a. O., Th. I. S. 65) vgl. auch II. Theil S. 3 f. u. S. 338.

407) a. a. O., I. Th. S. 276 f.

408) Vgl. dazu FUETER, a. a. O. S. 401; s. a. bei SPRENGEL, I. Th., S. 347: „Aber wie interessant ist es nicht, den menschlichen Verstand in seiner Kindheit zu beobachten und des schönen Schauspiels zu geniessen, das uns die unendlich schnelle Umänderung des schwachen Kindes in einen feurigen Jüngling von Riesen-Grösse und Helden-Muth gewährt!"

409) Als Beispiele für seine Schreibart seien noch folgende Stellen bei SPRENGEL genannt: II. Th., S. 602 u. S. 138. Auch ROHLFS (a. a. O. S. 244) hebt das Mitgefühl SPRENGELS hervor: „... man kann sich des Eindruckes nicht erwehren, dass manchmal mehr das Gemüth, die Phantasie, der Instinkt und die Sympathie ihn leiten .... als der kalte Verstand und die ... objektiver urtheilende Vernunft."

410) Auf guten Stil legt der Verfasser bei seinen Autoren Wert und will ihn bei sich eifrig pflegen (vgl. die Vorrede zur 2. Aufl.).

411) Vgl. a. a. O., I. Th. S. 431.

412) Etwas überschwänglich preist ROHLFS SPRENGELS Stil (a. a. O. S. 245): „Seine Lectüre wirkt so erfrischend, als wenn wir im Mai in einen Hain treten, welcher eben seinen Blätterschmuck angelegt hat und in dem das reine uns entgegenströmende Ozon uns neuen Lebensmuth einhaucht".

von *de le Boe* [413]), seiner ausgesprochenen Sympathie für die Erregungstheorie [414]), die wir ebenfalls bis zu einem gewissen Grade als zeitbedingt ansehen können [415]) — steht SPRENGEL seinem Stoff vorurteilslos [416]) gegenüber und sucht ihn objektiv darzustellen. Was er von dem Geschichtschreiber fordert, hat er selbst erfüllt: „Er muss die Vorzüge und Fehler jedes Zeitalters unparteilich schildern. So bearbeitet, wird die Geschichte das Licht der Wahrheit und die Lehrerin des Lebens [417])". Die pragmatische Geschichtschreibung, die mit *Spittler* die Geschichte als Wissenschaft von der Entstehung der Gegenwart definiert [418]), und die als solche wiederum „Lehrerin des Lebens" sein will, fand ihre schärfste Ausprägung auf dem Gebiete der Medizingeschichte in SPRENGEL [419]). Nicht nur die Unparteilichkeit des Geschichtschreibers, auch die Darstellung der Schicksale der Wissenschaft im Zusammenhange mit ihren Ursachen und Wirkungen, die Herleitung der Medizingeschichte aus der Kulturgeschichte, kurz, seine ganze Methode bezweckt, die Geschichte pragmatisch zu machen [420]); denn pragmatische Geschichte treiben heisst auf seine eigene Zeit wirken können, und das war das Bestreben und der Wunsch aller medizinischen Historiographen des ausgehenden XVIII. Jahrhunderts.

SCHLUSSBETRACHTUNG.

Eine rückblickende Betrachtung der medizinischen Historiographie des XVIII. Jahrhunderts zeigt diese Disziplin in raschem

---

413) Vgl. a. a. O. IV. Th. S. 410 ff, S. 421.

414) Vgl. die Vorrede zum V. Theil.

415) Vgl. dazu auch BAAS' Urteil über SPRENGEL (S. dort a. a. O. S. 527 f).

416) Mit Recht hebt ROHLFS (a. a. O. S. 242) hervor, dass SPRENGEL sich nicht durch nationale Voreingenommenheit in seinen Urteilen leiten liess: „Nirgends in seinem Werke stellt er irgendwie die deutschen Arbeiten höher ... als die Leistungen der Franzosen, der Engländer und anderer Culturvölker."

417) Vgl. a. a. O. Einleitung.

418) Zitiert nach DILTHEY, a. a. O. S. 266.

419) Vgl. auch die von SPRENGEL selbst gegebene Definition des Wortes „pragmatisch" (s. Anm. 12). — Vgl. dazu auch OSTERHAUSEN, a. a. O., Vorrede: „.... da die Geschichte die Gründe von dem gegenwärtigen Zustand einer Wissenschaft oder Kunst in sich enthält ...."

420) QUITZMANN (a. a. O. S. 49) bezeichnet ihn als den „Fürsten der medizinischen Pragmatik".

Vorwärtsschreiten mit den unverkennbaren Zügen der gesamten Geschichtschreibung ihrer Zeit und lässt erkennen, wie sich mit dem Wandel der Geschichtsauffassung auch die Einstellung des Historiographen zu seiner eigenen Zeit ändert. In der ersten Hälfte beherrscht die gelehrte Schule die Situation, BARKHAUSEN, SCHULZE und GOELICKE schreiben eine gelehrte Geschichte der Medizin um ihrer selbst willen. Ihre Methode ist geläutert, ihre vielmehr als früher auf die Quellen selbst gestützte Kritik nach mancher Richtung über LECLERC und FREIND herausgewachsen. Aber ein lebendiges Verhältnis zu ihrer Zeit haben sie nicht. Das hatte auch sein Gutes, machte sie objektiver gegenüber der Vergangenheit als etwa FREIND es gewesen war, der so vieles auf seine Beziehungen zur Gegenwart hin verglich und abwog. Dass dabei der Wunsch, die Geschichte populär zu machen, nicht fehlte, beweisen ihre ästhetischen Tendenzen und vor allem die zahlreichen Hilfsbücher für die Vorlesung, die Anleitungen und Grundrisse für die Studierenden, die Werke von Laienhand, die nach ihnen und in Anlehnung an sie entstanden.

Der Pragmatismus, das Bedürfnis, lehrhafte Geschichte zu schreiben, regt sich zuerst wieder in England, im Lande FREINDS, um dann mit der Aufklärung seit HALLER einen gewaltigen Aufschwung zu nehmen. HALLER selbst entging der Gefahr, mit der der Pragmatismus leicht verbunden ist, durch seine bewusste Tendenz zur Objektivität und den Einfluss seiner eklektischen Schule. Aber auch die anderen Medikohistoriker haben sich bei aller Zeitgebundenheit redlich darum bemüht, so sehr ihrer Beurteilung in Einzelfragen der Geist der Aufklärung anhaftet. Das wichtigste Ergebnis aber war der Übergang zu einer bewusst universalhistorischen und philosophischen Betrachtung der Medizingeschichte; sie tritt uns bei SPRENGEL am deutlichsten entgegen, in dem diese Entwicklung einen vorzüglichen Abschluss findet. Ihm ist die Geschichte selbst die Macht, die, unparteiisch dargestellt, der Menschheit das Bewusstsein ihres eigenen stufenweisen Fortschrittes und Fortschreitens gibt.

Ausser den in den Fussnoten angegebenen Quellenschriften des XVIII Jahrhunderts wurden folgende Werke benutzt:

I. SCHRIFTEN ZUR HISTORIOGRAPHIE.

a) *Allgemeine Historiographie.*

CROCE, BENEDETTO: Gesammelte philosophische Schriften in deutscher Übersetzung. 1. Reihe, Philosophie des Geistes, 4. Band: Theorie und Geschichte der Historiographie und Betrachtungen zur Philosophie der Politik. Nach der 3., vermehrten Aufl. bearbeitet und übersetzt von H. Feist und R. Peters, Tübingen 1930.

FUETER, EDUARD: Geschichte der neueren Historiographie. München u. Berlin 1925.

b. *Medizinische Historiographie.*

DIEPGEN, PAUL: Albr. Haller und die Geschichte der Medizin. (in: Historische Studien und Skizzen zu Natur- und Heilwissenschaft; Festgabe f. Georg Sticker. Berlin 1930, S. 100—111).

DIEPGEN, PAUL: Zur Geschichte der Historiographie der Medizin (in: Abhandlungen aus dem Gebiete der mittleren u. neueren Geschichte u. ihrer Hilfswissenschaften; Festschrift f. Heinr. Finke. Münster 1925, S. 442—465).

QUITZMANN, ERNST ANTON: Geschichte der Medizin in ihrem gegenwärtigen Zustande historisch-kritisch dargestellt. Vorstudien zu einer philosophischen Geschichte der Medizin. 1. Teil: Die Geschichte der Medizin in ihrem gegenwärtigen Zustande. 1. Abthlg.: Subjektiver Teil. Karlsruhe 1843.

SEEMEN, HANS VON: Zur Kenntnis der Medizinhistorie in der deutschen Romantik (in: Beiträge zur Geschichte d. Med., herausgeg. vom Institut für Geschichte d. Med., Leipzig) Zürich, Leipzig, Berlin 1926.

II. MEDIZINHISTORISCHE SCHRIFTEN.

a. *Medizingeschichtliche Gesamtdarstellungen.*

BAAS, JOH. HERMANN: Grundriss der Geschichte der Medizin und des heilenden Standes. Stuttgart 1876.

BOLTENSTERN, O. VON: Die neuere Geschichte der Medicin. Leipzig 1901 (= Medicinische Bibliothek für prakt. Ärzte, Nr. 142—147).

CHOULANT, LUDWIG: Tafeln zur Geschichte der Medizin. Leipzig 1822.

DIEPGEN, PAUL: Geschichte der Medizin. Bd. 1—5. Berlin und Leipzig 1914—28.

HAESER, HEINRICH: Lehrbuch der Geschichte der Medicin und der epidemischen Krankheiten. Dritte Bearbeitung. Bd. 1—3. Jena 1875—82.

MEYER-STEINEG und SUDHOFF: Geschichte der Medizin im Überblick. Mit Abbildungen. 2. Aufl. Jena 1922.

Handbuch der Geschichte der Medizin, begr. von TH. PUSCHMANN, herausgeg. von NEUBURGER und PAGEL. Bd. 1—3. Jena 1902—05.

SUDHOFF, KARL: Kurzes Handbuch der Geschichte der Medizin. Berlin 1922.

b. Medizinhistorische Einzeldarstellungen..

ACKERMANN, JOH. CHRIST. GOTTL.: Opuscula ad medicinae historiam pertinentia. Nürnberg 1797.

BOEHMER, G. R., De iusta medicinae historiae aestimatione. Viteberg 1765.

GIRTANNER, CHRISTOPH: Abhandlung über die venerische Krankheit. Bd. 1—3. 2. Aufl. Göttingen 1793.

HOFMANN, WILLY: Die Medizin der Juden nach der Vorstellung des ANTON GERMAN VON ALBERTIZ. Frankfurt a.M. 1917.

MARX, KARL FRIEDR. H.: Akesios. Blicke in die ethischen Beziehungen der Medicin. Göttingen 1844. S. 86 ff.: Brief an Dr. JOHN COAKLEY LETTSOM.

MEZLER, FRANZ XAVER: Versuch einer Geschichte des Aderlasses. Ulm 1793.

ORLANDO-SALINAS, FEDERICO: Un storico e filosofo della medicina: ROSARIO SCUDERI. (in: Cultura medica moderna. Palermo VIII (1929), No. 7).

OSTERHAUSEN, JOHANN KARL: Über medicinische Aufklärung. 1. Bd. Zürich 1798.

ROHLFS, HEINRICH: Culturhistorische Einleitung in die Geschichte der deutschen Medicin im XVIII. Jahrhundert oder der Geist des XVIII. Jahrhunderts (in: Deutsches Archiv für Geschichte der Medicin und medicinischen Geographie. Leipzig VIII (1885), S. 251 ff.).

ROHLFS, HEINRICH: Die medicinischen Classiker Deutschlands. 2. Abtlg. Stuttgart 1880.

SPRENGEL, K.: Beantwortung der Frage: Was ist Geschichte der Arzneikunde und wozu nützt sie den Ärzten? in: Gruner, Jh. Chr. Gfr., Almanach f. Ärzte u. Nichtärzte auf das Jahr 1794, S. 1—18.

SPRENGEL, KURT: Kritische Übersicht des Zustandes der Arzneykunde in dem letzten Jahrzehend. Halle 1801.

CASARINI, ARTURO: Profili di chirurghi militari Italiani. (S. 1—5: GIOV. ALESS. BRAMBILLA). Rom 1930.

c. Medizinhistorische Zeitschriften.

Beiträge zur Geschichte der Medizin. Herausgeg. von KURT SPRENGEL. Stck. 1—3. Halle 1794 - 96.

HOPF, CHRIST. GOTTL.: Commentarien der Neuern Arzneykunde. Tübingen 1793.

Journal der Erfindungen, Theorien und Widersprüche in der Natur- und Arzneywissenschaft. Herausgeg. von Freunden der Wahrheit und Freymüthigkeit. St. 1—32. Gotha 1793—1800.

Mitteilungen zur Geschichte der Medizin und Naturwissenschaft, herausgeg. von der deutschen Gesellschaft für Gesch. d. Med. und Naturwiss., gegr. von K. Sudhoff. Hamburg und Leipzig 1902 ff.

III. SCHRIFTEN ZUR KULTUR-, KUNST- UND SONSTIGEN WISSENSCHAFTSGESCHICHTE.

BAILLY, JEAN SYLVAIN: Histoire de l'Astronomie ancienne depuis son origine jusqu'à l'établissement de l'école d'Alexandrie. 2. Ausg. Paris 1781.

BAILLY, JEAN SYLVAIN: Histoire de l'Astronomie moderne depuis la fondation de l'école d'Alexandrie jusqu'à l'époque de MDCCXXX. Nouvelle Edit. Bd. 1—3. Paris 1785.

BORDEN, FRIEDRICH: Die deutsche Romantik und die Wissenschaft (in: Archiv f. Kulturgesch., Leipzig und Berlin XXI (1930), No. 1, S. 44—80; vgl. bes. S. 68 ff.).

BROCKDORFF, CAY VON: Die deutsche Aufklärungsphilosophie (in: Geschichte der Philos. in Einzeldarstellungen, herausgeg. von Kafka, Bd. 26) München 1926.

BROCKDORFF, CAY VON: Die englische Aufklärungsphilosophie (Bd. 24 ders. Sammlung) München 1924.

V. BRUNN, WALTER: Von der Entwicklung des deutschen medizinischen Zeitschriftenwesens. In: Deutsche Med. Wochenschr., Leipzig LI (1925), N⁰. 26.

Denkschrift zu A. v. HALLERS 100. Todestage. Bern 1877.

DILTHEY, WILHELM: Studien zur Geschichte des deutschen Geistes. (Bd. III d. ges. Schr.) Leipzig und Berlin 1927.

EWALD, OSKAR: Die französische Aufklärungsphilosophie. (Bd. 25 der obengen. Sammlung) München 1924.

GOGUET, YVES: Untersuchungen vom Ursprung der Gesezze, Künste und Wissenschaften. Theil 1—3. Übersetzt von Hamberger. Lemgo 1760—62.

Heimpel-Michel, Elisabeth: Die Aufklärung. Eine historisch-systematische Untersuchung. (in: Göttinger Studien zur Pädagogik, herausgeg. v. Herm. Nohl, Heft 7) Langensalza 1928.

Hessel, Alfred: Geschichte der Bibliotheken. Göttingen 1925.

Hettner, Hermann: Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. 7. Aufl. Teil 1—3. Braunschweig 1913—26.

Huizinga, J.: Wege der Kulturgeschichte. Deutsch von Werner Kaegi. München 1930.

d'Irsay, Stephan: Albr. v. Haller. Eine Studie zur Geistesgeschichte der Aufklärung. Leipzig 1930.

Iselin, Isaak: Über die Geschichte der Menschheit. Bd. 1—2. Zürich 1768.

Lods, Adolphe und Alphandéry, Paul: Jean Astruc et la critique biblique au XVIII[e] siècle. Strassburg u. Paris 1924.

Schneider, Georg: Handbuch der Bibliographie. 4. Aufl. Leipzig 1930.

Überweg, Friedrich: Geschichte der Philosophie. Bd. 3, bearb. von Frischeisen-Köhler u. Moog. Berlin 1924.

Joh. Winkelmanns Werke. Herausgeg. von Fernow, Meyer und Schulze. Bd. 3, Dresden 1809.

IV. BIOGRAPHISCHE WERKE UND ENCYCLOPÄDIEN.

Allgemeine deutsche Biographie. Red. von Rochus v. Liliencron und Franz Xaver v. Wegele. Bd. 1—56. Leipzig 1875—1912.

Biographie Médicale; 6. Teil (Bd. 1—2) der Encyclopédie des sciences médicales; herausgeg. von Bayle u.a., Paris 1840—41.

Bricka, C. F.: Dansk biografisk Lexikon. Kopenhagen 1887—1905.

Dezeimeris, Ollivier et Raige-Delorme: Dictionnaire historique de la médecine ancienne et moderne, Bd. 1—4. Paris 1828—29.

Dictionary of national Biography, edited by Stephen and Lee. Vol. 1—63 u. Suppl. 1, Vol. 1—3, Suppl. 2, Vol. 1—3, Suppl. 3. London 1885—1927.

Eder, J. M.: Johann Heinrich Schulze. Der Lebenslauf des Erfinders des ersten photographischen Verfahrens und des Begründers der Geschichte der Medizin. Wien 1917.

Hirsch-Gurlt: Biographisches Lexikon der hervorragenden Ärzte aller Zeiten und Völker. Bd. 1—6. Wien und Leipzig 1884—88, Bd. 1—3 2. Aufl. 1929—31.

JÖCHER, CHRISTIAN GOTTLIEB: Allgemeines Gelehrten-Lexikon. Bd. 1—4. Leipzig 1750—51.

MEUSEL, JO. GEORG: Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. Bd. 1—15. Leipzig 1802—1816.

PAULY-WISSOWA: Real-Encyclopaedie der klassischen Altertumswissenschaft. Neue Bearbeitung. Reihe 1 und 2, Stuttgart 1893—1930.

OETTINGER, EDOUARD-MARIE: Moniteur des dates. Theil 1—9. Leipzig 1869—82.

V. BIBLIOGRAPHIEN.

BURDACH, KARL FRIEDRICH: Die Literatur der Heilwissenschaft. Bd. 1—2. Gotha 1810.

CHOULANT, LUDWIG: Bibliotheca medico-historica sive Catalogus librorum historicorum de re medica et scientia naturali systematicus. Leipzig 1842.

ENGELMANN, W.: Bibliotheca medico-chirurgica et anatomico-physiologica. 6 Aufl. Leipzig 1848.

ERSCH, JOH. SAMUEL: Literatur der Medizin seit der Mitte des XVIII. Jahrhunderts. Amsterdam und Leipzig 1812.

PAGEL, JULIUS: Historisch-medizinische Bibliographie für die Jahre 1875—1896. Berlin 1898.

PAULY, A.: Bibliographie des sciences médicales. Paris 1874.

ROSENBAUM: Additamenta ad Lud. Choulanti Bibliothecam medico-historicam. Specimen I u. II, Halle 1842 u. 1847.

SPRENGEL, KURT: Literatura medica externa. Leipzig 1829.

USTERI, PAUL: Repertorium der medizinischen Literatur für die Jahre 1789—1793. Zürich 1790—95. Dass. für 1794. Ebd. 1796.

Während der Drucklegung dieser Arbeit erschien:

SIGERIST, HENRY E., Probleme der medizinischen Historiographie (in: Sudhoffs Archiv für Geschichte d. Medizin. Leipzig XXIV (1931), Nr. 1, S. 1—18).

Die Anregung zu dieser Arbeit gab Herr Professor Dr. med. et phil. DIEPGEN. Für sie und für die stetige Förderung, die er ihr in Freiburg und Berlin zuteil werden liess, danke ich ihm herzlich.

SOMMAIRE.



UEBER DIE ERKRANKUNGEN DER LEBER IM KLASSISCHEN ALTERTUM

VON

Dr. E. D. BAUMANN
(Oosterbeek, Niederlande).

Die Leber gehört zu den Organen des Körpers, welche sich seit Urzeiten des allgemeinen Interesses erfreut haben. Das blutreiche Organ mag schon bald von unseren kannibalischen Urvätern als ein Leckerbissen geschätzt worden sein. Als dann später die Vorstellung von „Kraft", welche in bestimmten Körperteilen akkumuliert sein sollte, geboren war, wurde die Leber Sitz der „Kraft" oder „Seele". Das relativ süsseste Organ des ganzen Körpers war wie der Honigkuchen das älteste Götteropfer [1]). Vielleicht wurde die Leber durch ihre glatte und glänzende Oberfläche ebenfalls das Divinationsorgan der Eingeweidebeschauer. Es war, wie Platoon bemerkt hat, wie ein Spiegel, welcher Abdrücke von Gestalten in sich aufnehmen und deren Bilder dem Auge darbieten könnte [2]). Bei den Babyloniern war die Leberschau auf der angeblichen Beeinflussbarkeit der innern Teile der Opfertiere durch göttliche und dämonische Einflüsse oder durch Planetenemanationen aufgebaut. Dort, in Mesopotamien, ist die bei allen Völkern in ihrer primitiven Kulturphase übliche Schau der Leber des Opfertieres, welche für die Feststellung der Gesundheit und damit der Tauglichkeit des Opfers erforderlich war, zu einer ausgearbeiteten Divinationskunst geworden. Bekanntlich sind in Mesopotamien zwei grössere, aus Ton gefertigte Modelle von

1) M. Höfler, Die volksmedizinische Organotherapie, S. 153.
2) Platon, Oeuvres complètes, tome X (Timée), texte établi par A. Rivaud, p. 198.

Tierlebern gefunden worden, die durch Teilstriche auf ihrer Oberfläche in verschiedene Felder geschieden waren, auf denen dann durch kurze Bezeichnungen die Vorbedeutungen der Befunde der einzelnen Leberteile vermerkt worden waren. Offenbar verglich der Opferpriester diese Modelle mit der Leber des von ihm geschlachteten Tieres oder lernte der Priesterschüler aus denselben die normale Bildung dieses Organs [1]).

Aus Mesopotamien hat sich darauf das augurale Opferschauwesen durch ganz Kleinasien verbreitet [2]). Von dort haben die Etrusker die Kunst nach Italien mitgebracht und von den Völkern in Kleinasien haben die Griechen diese Divinationskunst gelernt. Während in vorhomerischer Zeit aus dem Verlauf des Opfers und den zurückgebliebenen Aschenresten geweissagt wurde, geschah dies nach Homer u. A. aus der Lage und Beschaffenheit der Leber. Dass aber diese Methode auch in Griechenland sehr alt war, darf man folgern aus der Tatsache, dass Promētheus laut der Mythe den Sterblichen gezeigt hätte: „der Eingeweide weiche Form und Farbe, wie sie den Göttern am genehmsten wären und auch der Galle und der Leber wechselnde Gestalt" [3]).

Die Römer dankten den Etruskern „the elaboration, if not the origin, of the method of the examination of the entrails of the victim of sacrifice" [4]). Eine bronzene Tierleber, welche dazu bestimmt gewesen sein könnte um einesteils dem haruspex selbst zur Richtschnur bei seinen Weissagungen, andernteils etwaigen Schülern als Lehrobjekt zu dienen, wurde bekanntlich 1877 von einem Bauer von Piacenza, also auf altetruskischem Boden, gefunden [5]). Von den Römern, hierin wohl Schüler der Etrusker, erfahren wir, dass sie besonders geachtet haben auf die fissa, auf die Trennungsfurchen der Leberlappen, auf die imma fibra,

---

1) C. Bezold, Ninive und Babylon, S. 90. Eine Abbildung dieses Modelles bei Ch. Singer, The evolution of anatomy, p. 8. Sehe auch L. Delaporte, La Mésopotamie, p. 170/1.

2) Cicero nannte Telméssos in Karien als eine Stadt, wo der Unterricht der Opferschauer berühmt wäre. (De divinatione, I, 41). Vergl. auch, Herodotus, Historiae, I, 78.

3) Der gefessselte Prometheus, in Aischylos, Dramen, verdeutscht von Hans von Wolzogen, S. 41.

4) W. R. Halliday, Lectures on the history of Roman religion, p. 77; H. M. R. Leopold, De ontwikkeling van het Heidendom in Rome, blz. 33, 42.

5) Vergl. L. Hopf, Die Anfänge der Anatomie, S. 48.

den untersten Rand der Leber, wie auch auf das „caput extorum", d. h. die kephalē, den processus pyramidalis [1]). Weiter wurde beim haruspicium achtgegeben auf die Gestalt, auf die Form, auf die Farbe und auf die Lappung der Leber und auf die Anwesenheit der Gallenblase. Die Kenntniss der Anatomie der Leber wurde damit eingeleitet!

Aus der Opferanatomie ist die medizinische Anatomie fortgekommen und Spuren dieses Ursprunges finden wir noch im Corpus Hippocraticum. So lesen wir z. B. in „De morbis mulierum" (I, 43), dass, wenn eine Frau infolge einer Entbindung Blut erbrach, das „Haar" (thrix) der Leber wund wäre. Galen (XIX, 104) hat diese Bemerkung also erläutert: „Haare nennen es die Opferpriester, wenn am einwärts gebogenen Teile der Leber auf dem rechten Lappen ein enges, gerades, schwarzes Äderchen zum Vorschein kommt". Die ursprünglich metaphysische Natur der Leber besass dieses Organ auch noch in dem „Timaios" des Platoon, und der Philosoph nannte dieselben [2]) drei Abnormitäten der Leber, welche auch die Wahrsager unterschieden, d. h. den Leberkopf, die Abnormität der Leberpforte und den abnormen Verlauf des Gallenganges. (71 c) Dass endlich die priesterliche Nomenklatur auch in der anatomischen Beschreibung späterer Zeiten gefunden wurde, geht hervor aus dem Proteste des Rhuphos von Ephesos, dass es in der Medizin doch nicht notwendig wäre auch den in der Opferanatomie benannten Teilen einen Namen zu geben! [3])

Trotzdem also die Leber seit primitiven Zeiten genau beobachtet worden ist, sind die Kenntnisse hinsichtlich des Baues und der Funktionen dieses Organs doch im Altertum sehr dürftig geblieben. Für die Mesopotamier bestand der belebte Körper aus Seele und Leib. Während das Herz der Sitz des Verstandes sein sollte, war die Leber das Zentralorgan für das Blut. „Herz und Leber" treten noch in den spätesten Keilschriften unzählige Male als „Seele und Leib" auf. Jedoch in den babylonischen

1) Cicero, De divinatione, I, 11; II, 12, De natura deorum, III, 6; Plinius, Naturalis historia, XI, 37, 73.

2) Vergl. Euripides, Elektra, V. 832/3.

3) Daremberg–Ruelle, Oeuvres de Rufus d'Ephèse, p. 158. Ausführlich handelt über die geheimen Bezeichnungen für einzelne Leberteile Hopf, l. c. S. 37/40.

Hymnen wurde das Wort für Leber auch gebraucht für den Sitz der Lebenskraft, des Geistes und des Gemütes! An den schon genannten, aus Ton gefertigten, Modellen kann man den processus pyramidalis und den processus papillaris der Säugetierleber, wie auch die fissura portae, den ductus hepaticus und den ductus cysticus mit der Gallenblase erkennen. Die Texte reden auch von Schwellen der Gallenblase, von Abnormitäten der Gallengänge und von Gallensteinen [1]).

Bekanntlich sind die anatomischen Kenntnisse der Ägypter, insoweit als dieselben uns aus den Texten bekannt sind, entschieden dürftiger als wir erwarten sollten bei einem Volke, dem die Leichenöffnung doch etwas alltägliches gewesen ist [2]). Moret hat jedoch mit Recht bemerkt, dass nicht die Ärzte, sondern die Spezialisten der Einbalsamierung, die taricheutai [3]), die Leichen geöffnet und das Gehirn und die grossen Eingeweide entfernt haben [4]). Dabei wurden dann die Leber und die Gallenblase in ein Gefäss, welches dem habichtsköpfigen Kebhsnof geweiht war, gelegt. Zum Schluss lesen wir noch im Papyrus Ebers von vier „metu", welche Feuchtigkeit und Luft zur Leber führten [5]).

Von Homer hat Otto Körner [6]) behauptet, dass der Dichter ganz überraschende Kenntnisse über die Beschaffenheit und Lage innerer Organe des Menschen, welche nur durch Leichenöffnungen gewonnen worden sein konnten, besessen hätte. Von der Leber hören wir jedoch nur, dass dieselbe vom Netze bedeckt sei. (Oduss. XI, 578/9). Auch die Fragmente der Naturphilosophen erwähnen nahezu nichts über die Anatomie und über die Funktionen der Leber. Philolaos von Krotoon hat erklärt, dass die Galle nur Fleischsaft (ichoor sarkos) wäre und dass dieselbe also mit der Leber nichts zu tun hätte und unnütz wäre, „eine sonderbare Behauptung", wie der Anonymus Londinensis bemerkt hat (c. XX). Dieser Verfasser hat ebenfalls mitgeteilt, dass Petroon von Aigina [7]), von dem wir nur wissen, dass er nach Hippokra-

1) Morris Jastrow, zitiert von William Osler, The evolution of modern medicine, p. 19.
2) Erman-Ranke, Aegypten, S. 411.
3) Heinrich Haeser, Geschichte der Medicin, Bd. I, S. 55.
4) A. Moret, Le Nil et la civilisation égyptienne, p. 522.
5) Max Neuburger, Geschichte der Medizin, Bd. I, S. 42.
6) Otto Körner, Die aerztlichen Kenntnisse in Ilias und Odyssee.
7) Max Wellmann in Fleckeisens Jahrb. f. class. Philol., CXXXVII, S. 153.

tēs und vor Hērophilos, also im 4 Jahrhundert, gelebt hat (Celsus, III, 9), von derselben Meinung als der Philolaos gewesen sei und gesagt habe, dass wir nur unnütze Galle hätten und dieser Saft ein Erzeugnis der Krankheit wäre (c. XXIII). Diogenēs von Apolloonia, zum Schluss, hat die Leber den Ursprung von einer der zwei Hauptadern genannt [1]).

Die Naturphilosophen haben sicherlich grosse Verdienste für die Embryologie gehabt [2]), aber ihre anatomischen Kenntnisse waren offenbar sehr beschränkt. Dagegen haben die Asklepiaden, namentlich die Knidier, dem Zeugnis des Galen nach (II, 900), in der Anatomie Gutes geleistet. Jedoch zeigt sich alsbald, dass ihre Anatomie allererst auf der Zergliederung von Tieren beruht hat! So wurde im Buche „De natura ossium" (c. l.) gesagt, dass die Leber fünf Lappen hätte [3]), während bekanntlich die menschliche Leber nur aus einem lobus dexter und einem lobus sinister besteht, mit den lobus quadratus und caudatus als Teile des rechten Lappens [4]). Der Verfasser hat also, wie später der Galen, nur die Leber von Tieren beschrieben [5]). Im Buche „De alimento" (c. 31) wurde weiter gesagt, dass die Leber „der Wurzelstock der Venen, das Herz aber der Wurzelstock der Arterien" wäre und dass das Blut von der Leber, das Pneuma aber vom Herzen in sämmtliche Teile sich verbreitete. In „De morbis IV" (c. 33) lesen wir jedoch: Der Mensch besitzt vier Arten von Feuchtem in seinem Körper: der Schleim, das Blut, die Galle und das Wasser. Und es giebt auch vier Quellen, aus welchen ein jeder dieser Stoffe in den Körper übergeht. Für das Blut ist nämlich das Herz die Quelle, für den Schleim der Kopf, für das Wasser die Milz und für die Galle der auf der Leber aufsitzende Teil, d. h. die Gallenblase [6]). Zum Schluss, steht in dem kurzen Fragment

1) Aristoteles, Historia animalium, lib. III, c. 2.

2) Vergl. meine „Studiën over de Hippocratici", blz. 50/6.

3) E. Littré, Oeuvres d'Hippocrate, tom. IX, p. 168; R. Fuchs, Hippokrates Sämmtliche Werke, Bd. I, S. 176.

4) A. Rauber, Lehrbuch der Anatomie des Menschen, Bd. I, S. 694.

5) Ch. Daremberg, Oeuvres anatomiques, physiologiques et médicales de Galien, tom. I, p. 293; R. Wiedersheim, Vergleichende Anatomie der Wirbeltiere, S. 381; die Leberdarstellungen auf den Weihgaben waren ebenfalls Darstellungen von Tierlebern, vergl. Karl Sudhoff, Skizzen, S. 79.

6) Littré, tom. VII, p. 545; Fuchs, Bd. I, S. 241/2.

„De anatomia": „Vom Herzen gehen zahlreiche Röhrchen (brogchiē pollē) nach der Leber und zugleich mit diesem Röhrennetze die sogenannte „grosse Vene", durch welche der ganze Körper ernährt wird. Die Leber gleicht den übrigen allen, ist aber blutreicher als das Übrige und hat zwei hervorragende Zipfel (hyperkoryphoosiai), welche man „pulai" nennt und die in der rechten Höhle gelegen sind. Von der Leber aus zieht sich eine krumme Ader nach den unteren Teilen der Nieren hin" [1]). Heinrich Haeser (I, 135) und Robert Fuchs (im Handbuch, I, 238) haben geglaubt, dass mit „den zwei hervorragenden Zipfeln" der lobus quadratus und der lobus caudatus gemeint würden. Wir wissen aber, dass die Griechen den processus caudatus kephalē nannten. Die Bemerkung des Verfassers, dass die pulai hervorragende Zipfel wären, schliesst auch die Ansicht des Littré, dass mit „pulai" die porta hepatis gemeint wurde, aus! Am wahrscheinlichsten scheint es mir also, dass die „pulai" des „Anatomicus" sakrale Leberteile waren, welche bekanntlich mit den Ergebnissen der wissenschaftlichen Anatomie schwer in Einklang zu bringen sind.

Von den Ärzten nach Hippokratēs hat Dioklēs von Karystos, der trotz des Galen (II, 900) ein tüchtiger Anatom gewesen sein soll, auch verdienstliche Betrachtungen über die „poroi" (Gänge) zwischen dem cholēdochos kustis (Gallenblase) und der Leber geliefert [2]). Die Leber, sagte er weiter, bereitete das Blut aus der, im Magen mit Hilfe der eingepflanzten Wärme verdauten, Nahrung.

Merkwürdige Bemerkungen finden wir in den weitläufigen Schriften „De partibus animalium" und „Historia animalium" des Aristotelēs. In der Historia animalium (I, 12) wurde gesagt: Die Leber des Menschen ist rund und der des Stieres ähnlich. Dieselbe war wohl mit der Hohlader jedoch nicht mit der Aorta verbunden: es gäbe also dem Aristoteles nach keine Leberarterie! Die von der Hohlader kommende Ader drang dort in die Leber ein, wo die sogenannte Leberpforte sich befand. Bei einigen Tieren war dieses Organ ungelappt, bei anderen aber war es in Lappen geteilt, und bisweilen war jeder Teil gesondert aufge-

1) Littré, tom. VIII, p. 538; Fuchs, Bd. I, S. 144/5.

2) R. Fuchs, Anecd. im Rhein. Museum, Bd. 49, S. 554, 556; Max Wellmann. Die Fragmente der sikelischen Aerzte, S. 85.

hängt und war der Grund nicht verwachsen, sodass man glauben konnte, dass sie zwei Leber hätten (II, 12; De part. an III, 12). Einige Lebendiggebärende besassen keine Gallenblasse, so z.B. das Pferd, der Maulesel, der Esel, der Hirsch und das Reh. Und auch einige Menschen hätten, dem Aristotelēs nach, keine Gallenblase. Und dies wäre keine krankhafte Erscheinung (z.w eine Einschrumpfung, eine Atrophie), sondern im Gegenteil ein Zeichen vortrefflicher Gesundheit! [1]).

Aristotelēs war offenbar ebenso wie der Philolaos und der Petroon von Aigina der Meinung, dass die Galle nicht ein nützliches Excret, sondern ein unnützes Sekret wäre: die Galle in der Gallenblase wäre eine Ausscheidung aus minder reinem Blute; und dort wo sich ein gesunder Zustand der Leber vorfand und wo das in Letztere tretende Blut eine süsse Beschaffenheit hatte, da fand sich entweder ganz und gar keine Gallenblase an der Leber oder nur in Gestalt einiger Gänge. (De part. anim. IV, 2) Darum, so lesen wir, war es eine äusserst scharfsinnige Bemerkung „der Alten", wenn sie behaupteten, der Mangel einer Gallenblase verursachte ein längeres Leben! Zum Schluss, ist es noch bemerkenswert, dass der Stagirit auch den situs transversus der Leber und der Milz erwähnt hat. (Hist. an. I, 12) [2]).

Von dem Alexandriner Hērophilos hat Galen gesagt, dass er eine sehr genaue Beschreibung der Leber gegeben hat. Der Mensch, so hat der grosse Anatom behauptet, hätte eine voluminöse Leber, und dieselbe wäre bei ihm grösser als bei gewissen Tieren desselben Gewichtes. Hērophilos hat auch die Vena umbilicalis des Foetus erwähnt [3]).

Die Verästelung der Vena Portae in der Leber, welche Hērophilos schon studiert hatte, hat Erasistratos weiter verfolgt. Er dachte sich die Sache offenbar also: der mit Speisen gefüllte Magen presste den Nahrungssaft nach der Leber, wo der Saft in Blut verwandelt wurde. Die Ausläufer der Hohlvene stiessen

---

1) Unter den Menschen fehlte die Gallenblase wenigen, und diese hätten eine feste Gesundheit und lebten lange, behauptete auch der Plinius, Nat. Hist. lib. XI, 74.

2) Vergl. auch Galenus, De dissectionibus II, Opera Omnia II, 571, wo Hērophilos ebenfalls den situs transversus erwähnt hat.

3) Opera omnia Galeni, vol. II, p. 570; Bussemaker et Daremberg, Oeuvres d'Oribase, tom. III, p. 357.

in der Leber mit den feinsten Gallengängen zusammen, und dort, am Treffpunkte, wurde die Galle geschieden vom Blute. Die ganze Verästelung der Gefässe in der Leber wäre also der Gallensekretion wegen da, eine richtige Auffassung, welche Galen später mit Unrecht bekämpft hat [1]).

In der kurzen, aber doch nicht unverdienstlichen, topographischen Notiz in der Encyklopädie des Celsus (IV, 1) wurde gesagt, dass die Leber vom Zwerchfelle selbst ihren Anfang nähme: auch die moderne Anatomie lehrt, dass ein Teil des stumpfen Randes der Leber durch Bindegewebe unmittelbar an die Unterfläche des Zwerchfelles geheftet ist. (Rauber, I, 697) Celsus nannte eine Verteilung der Leber in vier Lappen, aber Rhuphos von Ephesos, der einen grossen und einen kleinen lobus unterschied, hat offenbar nur zwei Leberlappen beim Menschen angenommen. Der Kommentator [2]) des Buches von Rhuphos „Peri onomasias toon tou anthroopou morioon" behauptete aber wieder, dass die Leber in vier oder fünf Lappen verteilt wäre. Weiter lesen wir bei Rhuphos, dass die pulē hepatos die Ader sei, wodurch die Nahrung in die Leber hineinkomme. Dagegen erklärte der Kommentator, dass „die Alten" die „Mündchen" (stomata), welche die vena cava (koilē phlebs) mit dem durch das Diaphragma nach dem Herzen verlaufenden Teil der vena cava verbanden, „pulai" genannt hätten. Es ist nicht recht deutlich, was der Verfasser hiermit meinte. Wahrscheinlich wurde mit dem ersten Gefäss die vena portae gemeint, und die Anastomosen (stomata) wären dann die rami venae portae mit ihren in die Tiefe verschwindenden Ästen. Weiter war seines Erachtens die Gallenblase die Stelle, wo die Galle sich nicht nur sammelte, sondern auch gebildet wurde. Die Galle, lesen wir zum Schluss, wurde von einem, im Mesenterium verlaufenden, Gange (poros) nach den Därmen abgeführt, wo sie den Kot färbte und zum Stuhlgang reizte.

Die alte Vorstellung, dass die Leber ein Blutconcrement wäre und das Geschäft der Blutbereitung (exaimatoosis) hätte, finden wir auch bei den Pneumatikern, so bei Aretaios von Kappadozien (Ac. morb. II, 7) und bei dem Verfasser der pseudogalenischen

---

1) De usu partium, lib. IV, c. 13: Opera omnia, vol. III, p. 304.

2) Vergl. Johannes Ilberg, Rufus von Ephesos, S. 9/11.

„Definitiones medicae" (§ 51, § 468). Bei Aretaios (Ac. morb. II, 8) treffen wir auch dieselbe verworrene Darlegung an über zwei venae cavae in der Bauchhöhle (eine obere, welche durch das Zwerchfell sich an dem Herzen heftete und eine untere, die durch die Leber passierte und dann der Wirbelsäule entlang nach der regio ischiadica verlief) welche auch der Pseudo-Rhuphos im „anepigraphon" gab. Von der Galle nahm Aretaios an, dass dieselbe in der Leber gebildet und abgesondert wurde und sich sammelte in der Gallenblase, woraus Kanäle das Sekret in den Darmkanal führten. (Chron. morb. I, 15) [1]).

Auch dem Galen nach hätte die Leber fünf Lappen, welche wie Finger über dem Magen lagen [2]) und denselben erwärmten. (De usu part. IV, 8). Deshalb könnte die Zahl der Lappen zusammenhängen mit der Form und mit der Grösse des Magens! Weiter lesen wir, dass die, im Magen verdaute, Nahrung aus dem Dünndarm auf dem Wege der mesenterialen Gefässe in die Leber gelangte, wo das pneuma physikon den Chylus in Blut verwandelte. Die Blutbereitung geschah vom „Fleische" der Leber, welches von Erasistratos „parenchyma" genannt worden war, und welches sonst nichts als ausgetrocknetes und eingedicktes Blut wäre. Jedes Organ, das Gehirn, das Herz, die Nieren und ebenfalls die Leber, hätte seine eigentümliche Struktur (idion sooma) und dieser Struktur entsprach eine typische Funktion (energeia kata phusin). Die Leber nun war sehr rot wie das Blut, und ihr Fleisch unterschied sich vom Blute nur durch das Geronnen-sein. Es war feuchter und röter und weicher und kälter als das Herzfleisch. Durch die mindere Wärme der Leber war das (venöse) Blut, welches dort gebildet wurde, röter und feuchter als das (arterielle) Blut, welches im Herzen bereitet wurde. Der Chylus war die rohe Materie, woraus die Leber das Blut „kochte". Bei diesem Gährungsprozess sonderten die gelbe und die schwarze Galle sich vom Blute ab: die dicken, erdigen Teile wurden von der Milz angezogen, und dieses Organ bereitete daraus die

---

1) Francis Adams, The extant works of Aretaeus the Cappadocian, p. 277/80; 324; F. O. Dewez, Aretaeus des Kapadoziers von den Ursachen und Kennzeichen rascher und langwieriger Krankheiten, S. 97/103; 221.

2) Eine gute Darstellung der galenischen Vorstellung in „Dits dat hantwerck der cirurgien, ende leert alle wonden te cureeren", verschenen bij Jan Berntse, Utrecht, 1535.

schwarze Galle. Die Bereitung der gelben Galle aber geschah von der Gallenblase. Das Geschäft der Leber selbst wäre also die Blutbereitung; und dafür, nicht für die Gallenbildung, war das feine Adernetz in der Leber da: Es verzögerte den Strom der Säfte und gab also Zeit für die Blutbildung! Die Venen, welche von der Vena portae in die Leber traten, verteilten sich doch im concaven Leberteile in immer feineren Aestchen, welche durch unsichtbare „Anastomosen" zusammenhingen mit den feinsten Aederchen des convexen Leberteiles, welche wiederum eine Verästelung der, von der Vena cava herrührenden, Adern waren [1]). Von den feinsten Aederchen des portalen Netzes entsprangen die feinsten Gallengänge, durch welche die Galle aus dem gährenden Chylus angezogen und nach der Gallenblase geführt wurde. Weil, zum Schluss, das „Leberfleisch" auch das Prinzip der Adern war, hatten die Adern des Magens und des Gedärmes eine blutbereitende Kraft, sodass der Chylus schon in diesen Adern anfing sich in Blut zu verwandeln. Diese Hypothese sollte offenbar die Tatsache, dass die Adern des Portalsystems Blut und nicht Chylus führten, erklären!

Die galenischen Anschauungen über den Bau und die Verrichtungen der Leber haben viele Jahrhunderte als das summum aller Weisheit gegolten! Erst Vesalius hat erkannt, dass die fünf Lappen der Leber von Galen nicht beim Menschen, sondern nur bei Tieren beobachtet worden sein könnten. Der galenischen Lehre über das Geschäft der Leber hat der grosse Anatom aber nicht widersprochen. Wohl hat er mit Rücksicht hierauf nur gesagt, dies wäre die allgemeine Auffassung! Nach Vesal hat Glisson eine sorgfältige Beschreibung der Leber gegeben und Malpighi hat auf Grund mikroskopischer Untersuchungen die glanduläre Natur und Struktur festgestellt: die Leber sollte, auf dieselbe Weise wie die Speicheldrüsen die Saliva, die Galle secernieren [2]). Die Lehre von der Leber als dem Ursprunge der Adern stürzte natürlich mit der Entdeckung des Blutumlaufes, und die Theorie der Blutbildung in der Leber ebenfalls durch die Entdeckung der Chylusgefässe und des ductus thoracicus.

---

1) Vergl. auch Aretaios, De morbis acutis, lib. II, c. 8: ed. Adams, p. 279.

2) M. Foster, Lectures on the history of physiology, p. 102, 111, 113.

Der Sturz der antiken Herrin des vegetativen Lebens wurde von Th. Bartholinus in seiner bekannten Grabschrift auf die Leber „gefeiert" [1])!

Nach diesen Betrachtungen über die antike Anatomie und Physiologie der Leber, kommen wir nun zu den Leberkrankheiten, welche in den alten medizinischen Schriften genannt wurden. Und dann sollen hier allererst die Leberverletzungen erwähnt werden. In den hippokratischen „Aphorismen" (VI, 18) lesen wir, dass die Verwundungen der Leber den Tod herbeiführten, und dasselbe wurde gesagt in den „Praenotiones Coacae" (§ 499) und in „De morbis I" (c. 3). Die Tatsache war schon dem Homer, der öfters die in der Lebergegend von Speer oder Schwert Getroffenen ohnmächtig zusammenstürzen und plötzlich sterben liess, offenbar bekannt. (Ilias, XI 579, XIII 412, XVII 349). Eine ausführliche Beschreibung steht im XX Buche [2]):

„doch er haut' ihm das Schwert in die Leber,
Dass ihm die Leber entsank, und das schwarze Blut aus [der Wunde
Ganz den Busen erfüllt', und Nacht umzog ihm die Augen,
Weil ohnmächtig er sank".

Die Krankheitsgeschichte eines durch einen Wurfspeer in die Leber Getroffenen steht in "Epidemiorum V" [3]), wo wir lesen: Eine Leichenfarbe verbreitete sich alsbald über den Körper. Die Augen wurden hohl. Patient warf sich hin und her und fühlte sich schwer krank. Er starb vor dem Schlusse des Marktes (12 Uhr mittags), nachdem er bei Tagesanbruch verwundet worden war. (Dieselbe Geschichte in Epid. VII, 31). Sowohl der Getroffene Homers wie derjenige des hippokratischen Verfassers, starb offenbar durch die Blutung, welche ja bei offenen Leberverletzungen sehr beträchtlich zu sein pflegt [4]). Auch von späteren Verfassern des Altertums, wurde immer wieder die absolute Tötlichkeit der Leberwunden betont. Celsus nannte denjenigen rettungslos ver-

---

1) Defensio lacteorum et lymphaticorum contra Riolanum (1655).

2) J. van Leeuwen en M. B. Mendes da Costa, Homeri Iliadis carmina, p. 558; Johann Heinrich Voss, Ilias, S. 350.

3) Littré tom. V, p. 242; Fuchs, Bd. II, S. 241.

4) Körte in Eulenburgs Real-Encyklopädie, Bd. VIII, S. 222.

loren, bei dem die Leberpforte verletzt worden war (V, 26, 2). Aber auch diejenigen, bei denen die dicken Teile der Leber verwundet worden waren, wurden nur mit grosser Mühe geheilt. Als Zeichen von Verwunding der Leber nannte der Encyklopädist: starkes Hervorströmen von Blut aus der rechten Präkordialgegend, bis zum Schlüsselbein und Schulterblatt ausstrahlende Schmerzen und Bauchlage. Bisweilen wurde Galle erbrochen (V, 26, 10). Bei penetrierenden Bauchwunden sollte man die Eingeweide nicht anrühren, es wäre denn, dass von den äussersten Enden der Leber oder der Milz etwas aus der Wunde hängte: denn dies sollte abgeschnitten werden (V, 26, 24).

Aretaios hat bemerkt, dass die Leberhämorrhagien bei weitem diejenigen anderer Stellen übertrafen (ac. morb. II, 7). Die vehemente Blutung war es denn auch, die für die alten Aerzte und für ihre mittelalterlichen Schüler [1]) die Leberverletzung so äusserst gefährlich machte. Jedoch hat schon Galen mitgeteilt, dass Verwundete, denen nicht nur die Leber verletzt, sondern auch ein Teil dieses Organs abgeschnitten worden war, trotzdem genasen (XVIII A 28). Glückliche Heilungen wurden auch von Barthélemy Cabrol (1594) und von Fabry von Hilden (1611) berichtet [2]).

Im 55 Aphorismen des 7 Abschnittes lesen wir weiter: „Bei denjenigen, deren mit Wasser angefüllte Leber sich nach dem Netze zu öffnet, wird die Bauchhöhle mit Wasser angefüllt und sie sterben daran". Galen (XVIII A 165) hat bemerkt, dass es sich wohl handelte um Hydatiden der Leber, wie man dieselben bei geschlachteten Tieren beobachten könnte. Ein derartiger Krankheitsfall in „De morbis int." (§ 23), wobei Hydrothorax nach Zerreissung von mit Wasser angefüllten „phymata" in der Lunge entstanden sein sollte und wobei offenbar Echinococcus der Lunge da gewesen ist, scheint diese Annahme des Galen zu stützen.

Die dritte chirurgische Krankheit, welche wir erwähnt finden, war der Leberabszess. In „Aphorismen VII, 45" lesen wir: „Wenn man einen Leberabszess (hēpar diapuon) durch das Kauterium

1) E. C. van Leersum, Die Cyrurgie van Meester Jan Yperman, blz. 195.

2) E. Gurlt, Geschichte der Chirurgie, Bd. II, S. 803; III, S. 120; R. J. Schaefer, Ausgewählte Observationes Wilhelm Fabry's von Hilden, S. 50/1; Leberverletzungen wurden auch von Silius Italicus in De bello punico sec. erwähnt: vergl. Cabanès, Chirurgiens et blessés, p. 52.

oder durch Schnitt öffnet und der Eiter rein und klar (leukon) ausfliesst, kommen die Patienten davon, (denn in diesem Falle ist der Eiter in eine Hülle eingeschlossen); wenn er aber wie der Olivenölsatz (amorgē [1])) aussieht, sterben sie". Etwas ähnliches steht in „Coacae praenotiones" (§ 442): Bei denjenigen, bei welchen nach dem Brennen der Leber dem Olivenölsatze ähnliche Materie herausfliesst, ist es lebensgefährlich; und in der „Medicina Celsi" (II, 8): „Ist in der Leber ein Geschwür (vomica), aus welchem sich reiner und weisser Eiter entleert, so erfolgt die Heilung leicht; denn hier hat das Übel seinen Sitz in einer Hülle", aber „tötlich ist es, wenn aus der Leber sich blutiger Eiter ergiesst" [2]).

Nun wissen wir, dass der Eiter des Leberabszesses typisch schleimig und schokoladenfarbig zu sein pflegt. Demzufolge scheint mir die Frage erlaubt, ob der Abszess mit reinem und weissem Eiter vielleicht ein Bauchdeckenabszess gewesen sei. Sicherlich haben spätere antike Verfasser [3]) davor gewarnt, die Entzündung der Bauchmuskeln mit derjenigen der Leber zu verwechseln, aber der Hippokratiker kann diesen Fehler doch wohl gemacht haben! Cornelis Stalpart van der Wiel hat weiter einen Fall von „Verschwärung der Leber" mitgeteilt, wobei ebenfalls „guter Eiter" durch einen Schnitt entleert wurde und wobei nach dem Tode die Leber zur Hälfte sich vom Eiter weggebissen ergab. Aber, wie ich in meiner Studie über Stalpart dargelegt habe, ist dies kein Leberabszess, sondern ein Empyem der Gallenblase gewesen! [4]) So mögen auch manche Leberabszesse der Alten wirklich Empyemen der Gallenblase gewesen sein. Gerard van Swieten hat in den „Commentaria in Boerhaave Aphorismos" (vol. III p. 106) die Annahme geäussert, dass das, den Eiter abschliessende, Häutchen die Leberserose gewesen sein sollte, sodass die weniger gefährlichen Leberabszesse die peripher Gelegenen gewesen sein würden. Der Patholog-Anatom sagt uns

---

1) Dioskurides, De materia medica, lib. I, c. 102: ed. M. Wellmann, Vol. I, p. 94 Uebers. I. Berendes, S. 124. Vergl. auch das Onomastikon des Erotian.

2) Also noch Boerhaave in „Aphorismen" § 944/5.

3) Galenus, De loc. aff. lib. V, c. 8; Paulos Aegineta, lib. III, c. 46: ed. I. L Heiberg, vol. I, p. 251; Uebers. I. Berendes, S. 285.

4) Hondert seldsame Aanmerkingen (1682); vergl. meine Studie über Stalpart in „Bijdragen" 1921.

aber, dass bisweilen der Leberabzess sich durch eine Membran abschliesst [1]), und dünner Eiter wird dort gefunden, wo eine Echinokokkus-Kyste vereitert ist [2]). Der gutartige Leberabszess könnte also öfters ein Empyem der Gallenblase oder ein Echinokokkusabzess gewesen sein!

Leberabszesse kamen offenbar im Altertum ziemlich oft vor, wahrscheinlich als Komplikation der damals ebenfalls nicht seltenen Amöbenruhr [3]). Alle medizinischen Schriftsteller haben dann auch dieser Krankheit ein mehr oder weniger ausführliches Kapitel gewidmet. Der Encyklopädist Celsus nannte die „suppuratio in iocinere" eine chronische Krankheit, bei der die Schmerzen bald auf bald nieder wuchsen, die Präkordien auf der rechten Seite hart und geschwollen waren und Atmungsbeschwerden nach dem Essen bestanden. Archigenēs und Aretaios sagten, dass dem Leberabszesse eine „Krankheit" (ein Stadium) vorherging, welche sie „hepatis inflammatio" nannten. Dazu stellte ein scharfes innerliches Fieber sich ein. Der Puls war matt (sphugmoi noothroi). Das Leiden war mannigfaltig und von verschiedener Art, denn bisweilen steckte der Schmerz in der rechten Seite wie ein Pfeil und ein andermal war es dem Grimmen einer Kolik nicht unähnlich oder bestand eine schmerzhafte, oft unerträgliche Schwere in der Lebergegend. Auch ausstrahlende Schmerzanfälle kamen vor. Aretaios erwähnte ebenfalls den eigentümlichen trockenen Husten (Leberreizhusten), wovon wir in modernen Schriften lesen [4]), und die Atmungsbeschwerden. Die Gesichtsfarbe war dunkel grünlich und die Verdauung war gestört. Alle diese Erscheinungen verschlimmerten, wenn ein Abszess sich gebildet hatte. Dann traten mit Schüttelfrösten remittierende Fieber auf und bisweilen ein leichtes Delirium und fortschreitender Verfall. Schliesslich konnte der Abszess in das Eingeweide, in die Lunge, in die Speiseröhre, in den Harnapparat und in die Bauchhöhle durch-

1) Strümpell, Spec. Pathologie und Therapie, Bd. II, S. 295.

2) J. Rotgans, De chirurgie der buikorganen, blz. 475.

3) Vergl. meine Studie „Over de Dysenterie in de Oudheid" in Bijdragen 1924. Auch in modernen Zeiten wurde der Leberabszess in Griechenland, in der Turkei und in Italien öfters festgestellt. Vergl. A. Hirsch, Handb. d. hist. geogr. Pathologie (1886), Bd. III, S. 275.

4) Z. B. Martin Mayer, Exotische Krankheiten, S. 58.

brechen. Auch entstand wohl ein abgekapselter peritonealer Abszess oder ein Senkungsabszess, welcher in der Leistengegend incidiert werden konnte [1]).

Die meisten der von Archigenēs erwähnten Symptome finden wir wieder im Kapitel des Caelius Aurelianus (Soranos) in „De morbis chronicis" (V, 10). Er erwähnte auch die Vergrösserung der Leber und die circumscripte Hervorwölbung der Leberoberfläche mit Fluktuation. In einem peritonealen Abszess, sagte er, war die Hervorwölbung niemals so deutlich noch der Tumor so umschrieben. Caelius nannte weiter die „eruptio ad inania thoracis", d. h. in die Pleurahöhle. Nach der Mitteilung des Erasistratos könnte der Abszess auch „in das Herz", also wahrscheinlich in das Pericardium, durchbrechen und dies war selbstverständlich sehr gefährlich.

Archigenes (Aretaios) [2]) und Soranos [3]) haben ausführlich die Erscheinungen behandelt, welche dem Durchbruch in die verschiedenen Organen vorherzugehen pflegten, ebenfalls die Gefahren, welche demzufolge den Patienten bedrohten. Am besten wäre, dem Soranos nach, der Durchbruch in die vias mictuales und am gefährlichsten die Perforation in das „Herz".

Nichtdestoweniger finden wir in den alten Schriften zahlreiche Mittel genannt, Kataplasmata und Tränke, welche das Aufbrechen des Abszesses fördern sollten. Man hoffte offenbar dadurch zu erreichen, dass der Abszess nicht nach den innern Organen, sondern nach der Körperoberfläche sich einen Weg bahnen würde. Aber andere Ärzte, welche gewiss durch die Erfahrung gelernt hatten, dass von diesen Mitteln nicht viel zu erwarten war, haben in geeigneten Fällen die operative Oeffnung des Abszesses versucht. Aus dem obengenannten Aphorismen des Hippokrates geht hervor, dass schon in hippokratischen Zeiten der Leberabszess durch das Kauterium oder durch Schnitt eröffnet worden ist. Caelius teilte weiter mit, dass Erasistratos in der Leberentzündung die Bauchdecken durchschnitten hätte, um die Medikamente direkt auf der Leber anbringen zu können. Bei Celsus lesen wir: Einige Aerzte öffnen

1) Aretaeus, ed. Car. Hude, p. 27; Aetii tetrabiblos, per Ianum Cornarium latine conscripti (III, 2, 4), p. 557.

2) Therapeutikon chronioon pathoon, lib. I, c. 13, ed. Adams, p. 225, 480.

3) Chronicorum morborum, lib. V, c. 10, ed. A. von Haller (1774) vol. II, p. 405.

den Abszess mit dem Messer und brennen die Eiterhöhle selbst aus. Aretaios warnte aber gegen die Inzision wegen der heftigen Blutung, welche darauf zu folgen pflegte und empfahl deshalb das Kauterium. In der Encyklopädie des Oreibasios finden wir eine „Cheirourgia apostēmatoon, ek toon Antyllou kai Heliodoorou", worin es sich auch handelte um die Oeffnung des Leberabszesses und die Operation und die Nachbehandlung beschrieben wurden [1]). Paulos von Aigina (VI, 47) entleerte den Leberabszess durch Durchbrennen der Haut und der übrigen Bauchdecken mittelst eines kleinen, kernförmigen (πυρηνοειδῆ), Glüheisens [2]). Auch im Mittelalter wurde als „ultima cura" von Platearius die Inzision empfohlen [3]), aber Nicolaus Florentinus († 1411 oder 1412) durchbrannte die bedeckenden Teile bis der Eiter ausfloss. Auch Abulkasim und im XVI Jahrhundert Amatus Lusitanus erwähnten die Eröffnung des Leberabzesses mit dem Glüheisen [4]).

Neben den chirurgischen Krankheiten wurden von den Hippokratikern mehrere interne Erkrankungen erwähnt. So im „Prognosticum" (c. 8), wo der Verfasser einen schmerzhaften und lebensgefährlichen Hydrops in akutem Fieber anführte, welcher von der Leber ausgehen sollte. Symptome waren: Hustenreiz, ohne dass nennenswerte Mengen ausgehustet wurden, Anschwellung der Füsse, Obstipation und Tumoren im Unterleibe, welche bald hier, bald da auftraten und wieder verschwanden [5]). (Dasselbe in Coacae praenot. § 443). Vielleicht waren diese „Tumoren" Kotballen. Es ist schwer zu sagen, was dies gewesen sein mag. Aber es kann sehr wohl eine akute Myocarditis nach einer Infektionskrankheit gewesen sein.

(Fortsetzung folgt).

---

1) Bussemaker et Daremberg, Oeuvres d'Oribase, tom. III, p. 586/7.

2) I. L. Heiberg, Paulus Aegineta, pars altera, p. 87.

3) Paul Diepgen, Gualteri Agilonis Summa medicinalis, S. 54. Agilon selbst, der dem Leberabszess ein ausführliches Kapitel gewidmet hat, begnügte sich aber nur mit dem Aderlass, emplastra u. s. w. (S. 212/7).

4) E. Gurlt, Geschichte der Chirurgie, Bd. I, S. 811, 623, Bd. III, S. 430.

5) Littré, tome II, p. 130/2; Fuchs, Bd. I, S. 456; c. f. Celsus, lib. II, c. 7.

LA PÉRITOMIE

ÉTUDE GÉNÉRALE ET PARTICULIÈRE

PAR

le Dr. D. SCHAPIRO
de Paris.

(suite)

Puis, en ce qui concerne les Hébreux de naissance, quelques-uns d'entre eux firent également défection à la foi de leurs ancêtres, soit pour échapper aux persécutions [1]), soit pour s'affranchir de toute contrainte religieuse.

VIII. — Et cette réaction contre le judaïsme allait quelquefois, comme à l'époque d'Antiochus, jusqu'à la tentative de faire disparaître les vestiges mêmes de la circoncision. Non seulement certains, pour dissimuler la trace de la *péritomie*, n'hésitaient pas à porter un étui spécial [2]) ou même à recourir à l'épispasme [3]),

1) On sait, en effet, que, sous le règne de Calligula, les persécutions religieuses contre les Hébreux d'Alexandrie étaient tellement féroces que certains d'entre eux, pour échapper aux tourments, ont abandonné le Judaïsme (V. Grœtz, Geschichte der Juden, t. III, p. 212 et 262).

2) Voir à ce sujet le témoignage de Martial (Epigrammata, livre VII, epigr. LXXXII, 2).

3) Il se peut, cependant, que l'épispasme, pas plus que le port d'un étui, ne fût toujours entrepris en vue d'une défection à la foi des ancêtres; il se peut, au contraire, que l'un et l'autre actes étaient plutôt nécessités par le besoin constant d'échapper aux vexations dont les Hébreux commençaient alors à être abreuvés sans cesse. C'est là du moins l'opinion de de Paw: Recherches philosophiques etc. Berlin 1769, T. II, p. 133. «Les Juifs, dit-il, pour opposer la fraude à la force, et combiner leur religion avec leurs intérêts, ce qui était difficile, tâchèrent de se faire recroître le prépuce avec un instrument inventé exprès pour forcer la peau à recouvrir le gland, et cet instrument ne paraît pas avoir été différent de cet énorme

mais encore quelques-uns, pour faire disparaître plus complètement les vestiges de la circoncision, ne reculaient même pas devant une opération très douloureuse [1]).

Article IV.

La Dispersion dans l'Empire romain.

Depuis la destruction du 2e Temple par Titus jusqu'à la chute de l'Empire romain lui-même en 476 de l'ère moderne, il s'étend un espace de temps de quatre bons siècles. Et, durant tout ce laps de temps, les vaincus, où qu'ils se fussent établis, étaient presque toujours sous la domination des Romains.

Cependant, la chute même de la puissance politique des Hébreux, loin d'affaiblir la pratique de la péritomie rituelle, semble plutôt avoir suscité, parmi les vaincus, le désir de conserver jalousement le lien historique qui les unissait d'une façon si indissoluble. Et, de plus, cette fidélité inébranlable des vaincus aux coutumes de leurs ancêtres avait provoqué un grand enthousiasme dans le monde paganique.

§ 1. *Rayonnement du judaïsme.*

I. — Déjà au cours même du siège de Titus, certains Romains, profondément impressionnés par le courage surhumain des défenseurs affamés, abandonnèrent leur drapeau et se convertirent au judaïsme [2]). Puis, aussitôt après la destruction du Temple, les

---

étui de cuivre dans lequel tous les Juifs de Rome portaient alors leur membre génital et que Martial nomma «Judæorum pondus»: le poids de cette muselière, en étendant complètement l'épiderme, l'allongeait considérablement».

1) Voici, en effet, en quels termes, Celse (De re medica, lib. VII, sect. XXV, Edit. de Nisard, Paris 1823) décrit cette grave opération: «At in eo qui circumcisus est, dit-il, sub circulo glandis scalpello deducenda cutis ab interiore cole est. Nam ita vero dolet, quia, summo soluto, deduci deorsum usque ad pubem manu potest: neque ideo sanguis profluit. Resoluta autem cutis rursus extenditur ultra glandem: tum multa frigida aqua fovetur, implastroque circumdatur quod violentem inflammation reprimat. Pro nimis diebus, et prope a fame victus est, ne forte eam partem satietus excitat. Ubi jam sine inflammatione est, deligari debet, a pube usque glandis circulum: super glandem autem, averso implastro imposito induci. Sic enim fit ut inferior pars glutinetur; superior ita senescat, ne inhæreat».

2) Voir Grætz, Geschichte der Juden, t. III, p. 402.

exilés avaient également suscité partout un grand mouvement de prosélytisme, et, presque pendant tout un demi-siècle, beaucoup de personnes en Orient, dans l'Asie-Mineure, et surtout à Rome, ne cessèrent de se convertir au judaïsme.

Ce fait historique est attesté par de nombreux textes talmudiques où sont consignés les divers problèmes que ces nombreuses conversions avaient soulevé alors. C'est ainsi qu'il y est question de savoir [1]), si le prosélyte doit réserver une certaine somme d'argent pour l'acquisition éventuelle des victimes, au cas où le Temple viendrait à être rebâti [2]). C'est ainsi encore qu'il y est question de savoir si les Ammonites, malgré l'interdiction mosaïque [3]) pouvaient, dans les circonstances nouvelles, être admis comme prosélytes [4]). Enfin, il y est encore question de savoir, s'il est loisible d'accepter des prosélytes de Tadmir ou Palmyr, de Corduene etc. [5]).

II. — D'autre part, à Rome même, les conversions au judaïsme, selon le témoignage de nombre d'auteurs [6]), étaient très fréquentes alors. Même le judaïsme y rencontrait, quelquefois, des adeptes jusque parmi les membres de la maison régnante. Et c'est ainsi, par exemple, que le sénateur Flavius Clemens, le propre neveu de Titus et de Domitien, se convertit à la foi hébraïque [7]).

III. — C'est encore vers cette même époque que le célèbre Akylas (Aquila) ou, selon la prononciation araméenne, Onkelos [8]),

---

1) Ce problème est agité après la destruction du Temple, sous le premier patriarchat de R. Gamaliel II, dit de Iabné. (V. Grætz, Geschichte der Juden, t. IV, p. 110).

2) Traité Kerithoth, p. 8*b*.

3) Deut. XXIII, 4.

4) Traité Iadaim, cap. IV, 4.

5) Traité Yebamoth, p. 16*a*; Jerus. Yebamoth, I, in fine.

6) Voir surtout à ce sujet, Juvenal (satire XIV, 95—102) D'ailleurs, c'est aussi ce que Tacite (Hist. lib. V, cap. V) relate en ces termes: „ . . . circumcidere genitalia instituere, ut diversitate noscantur. Eansgressi in morem eorum idem asurpant.

7) Traité Abodah Zarah, p. 10*b*; Midrasch rabba, sect.: va'ethhanan, p. 11*b*, Dr. Mayersohn, op. cit., p. 40.

8) Originaire du Pont, où il avait de riches possessions, Akylas, apparenté à Adrien lui-même, du moins selon une legende, embrassa d'abord le christianisme, puis s'étant fait circoncire, il devint un fervent Israélite (Voir Irénée, Adversus Hœr. 3. 21. 1.; Eusèbe, Hist. eccles. 5. 8. 10).

Grâce à sa grande instruction profane, et aussi grâce à son commerce intellectuel avec les grands Tanaïtes de l'époque, comme R. Gamaliel, le Patriarche, R. Josua, R. Elieser et surtout R. Akiba, il fit une nouvelle traduction grecque de l'Ecriture

s'était converti au judaïsme. C'est aussi vers cette même époque que Vituria [1]) embrassa le judaïsme, convertit à la même foi tous ses esclaves et les affranchit tous de ce fait [2]).

IV. — D'autre part, à la même période, on voit figurer des prosélytes, comme Manjamin (Benjamin), d'origine Egyptienne, et Juda, d'origine Ammonite, parmi les disciples de R. Akiba [3]), ou bien encore des descendants de prosélytes, comme R. Simon b. gherim, parmi les disciples de R. Simon b. Iochaï. Or, ces faits nous prouvent amplement la fréquence, et surtout la sincérité, de la plupart des conversions d'alors. D'ailleurs, la conviction intime et sincère de bien des prosélytes d'alors nous est encore attestée par l'addition, dans le rituel quotidien, de la prière pour les «prosélytes de justice», que tout Juif récite encore même de nos jours [4]).

V. — Cependant, si, sous les règnes de Vespasien et de Titus, et même au début du règne de Domitien, aucune entrave sérieuse ne fut dirigée contre la coutume de la circoncision, il n'en fut pas ainsi par la suite.

D'abord, les Romains, aussitôt après leur victoire, avaient pris l'habitude de ne plus manquer d'occasion pour blesser leurs adversaires d'hier. Et, n'ayant aucune connaissance de l'histoire biblique, ils s'imaginaient que, pour cingler les vaincus, ils n'avaient qu'à railler la coutume de la péritomie rituelle. Aussi, l'expression

---

sinte dont l'heureuse fidélité au texte original avait recueilli tous les suffrages compétents, y compris ceux de R. Elieser, de R. Josué et de R. Akiba (V. Traité Meghilla, p. 9*b*). Aussi, la deuxième édition de cette version revue et corrigée, véritable Septuaginta nouvelle, selon l'expresson de Geiger (Urschrift etc. Breslau 1857, p. 162), avait-elle été approuvée même pour des lectures publiques (V. Traité Meghilla, p. 9*b*).

1) Cette Vituria, d'après Græetz (Geschichte der Juden, t. IV, p. 112), est identique à Paulla Vituria dont on retrouve le tombeau à Rome. Et, en effet, l'inscription qui figure sur cette tombe, appelle Vituria: «mère des Synagogues de Campus et de Volumnus», et montre par là qu'elle était non seulement juive, mais encore qu'elle avait fait bâtir des synagogues pour le culte israélite.

Quoi qu'il en soit, on relate dans le Talmud (Traité Rosch Haschana, p. 17*b*) les discussions de Vituria avec R. Gamaliel, et l'on montre par là combien elle était versée dans le judaïsme.

2) Traité Gherim, cap. II, 3; Græetz, Geschichte der Juden, t. IV, p. 112.

3) Tosiphta Kiddouschin, cap. V; Græetz, Geschichte der Juden, t. IV, p. 110.

4) Traité Gherim; Græetz, Geschichte der Jdden, t. IV, p. 110.

«verpi» ou «*circoncis*», donnée par Martial [1]), ou celle de «curti» ou «*courts*», ou encore celle de «Judæus Apella», donnée par Horace [2]), étaient les épithètes favorites dont le peuple romain gratifiait très volontiers tous les exilés.

Puis, dès la destruction du deuxième Temple, les Hébreux, bien qu'ils eussent pu encore observer assez librement la coutume de la péritomie, avaient cependant à supporter toute sorte d'avanies à cause de cette pratique, car le «*Judaïcus Fiscus*», établi par Vespasien [3]), se faisait de jour en jour plus lourdement sentir à tous ceux qui observaient la coutume de la péritomie [4]).

VI. — D'autre part, les Romains, pour restreindre l'usage de la *péritomie* et affaiblir ainsi le lien de solidarité entre les circoncis, défendirent d'abord aux Samaritains, c'est-à-dire à des quasi Israélites, de pratiquer la circoncision, et renouvelèrent ensuite aux Sicariens [5]), c'est-à-dire, en somme, à de véritables

---

1) Martialis, lib. VII, épigram. LXXXII, 2.

2) Horatii, lib. I, sat. IX, 70; et lib. I, sat., V, 100.

3) On sait, en effet, que Vespasien, aussitôt après la destruction du Temple, avait ordonné, que les deux drachmes que tous les Hébreux avaient l'habitude d'envoyer annuellement au Temple, fussent versés au trésor impérial (V. Græetz, Geschichte der Juden, t. IV, p. 78).

Voici, d'ailleurs, comment Josèphe (De Bell. jud. lib. VII, cap. VI, 6), relate l'établissement de cet impôt spécial: «Tributum vero Judœis ubicumque degentibus indixit, et quatannis binas quemque Drachmas in Capitolium inferre jussit, quemadmodum in templum Hierosolymitanum prius conferebant».

4) En effet, le «Judaïcus Fiscus", qui, déjà par lui-même, devait rappeler aux exilés de bien cuisants souvenirs, était, sous Domitien, exigé avec une rigueur particulièrement humiliante, comme en atteste le témoignage de Suetone (Vita Domitiani, cap. XII): «Preter ceteros Judaïcus fiscus acerbissime actus est: adquem deferebantur, qui vel improfessi Judaïcam viverent vitam, vel dissimulata origne, imposita genti tributa non pependissent. Interfuisse, me adolescentulum memini, cum a procucatore, frequentissimoque consilio, inspiceretur nonagenarius senex, an circumsectus esset». Il est curieux de noter que ce genre d'investigation humiliante, mais dans un but inverse, était également employé en Turquie, au moyen âge, par les collecteurs du «caradge», ou impôt sur les infidèles.

Quand ils doutaient si un sujet était réellement musulman, ils s'empressaient de s'assurer, même en public, s'il était circoncis (Voir Michel Febvre, Théâtre de la Turquie, Paris 1682, t. II, p. 29).

5) En effet, malgré l'écrasement du peuple hébreu par Titus, certains zélotes ou Sicurieas, ne voulant pas se déclarer comme battus, ténaient encore la campagne. Aussi, pour mâter la résistance de ces patriotes, on leur interdit à nouveau, sous peine de mort, la pratique de la péritomie.

Israélites, la défense d'observer la coutume de la péritomie rituelle [1]).

De plus, pour empêcher la diffusion du prosélytisme parmi les Romains, il fut décidé de donner un terrible example. Et c'est ainsi que le sénateur Flavius Clemens, le neveu de Titus et de Domitien, fut condamné à mort, à cause de sa conversion au judaïsme [2]), et que sa femme, Domitilla, qui avait également beaucoup de penchant pour la croyance hébraïque, fut exilée sur l'île Pontia Pandotaria [3]).

VII. — Aussi bien n'y a-t-il rien d'étonnant que, pendant cette période encore, certains Juifs, dans l'espoir d'échapper à d'horribles vexations, n'eussent point hésité à avoir recours à l'épispasme, et que d'autres encore, malgré les souffrances causées par l'opération, fussent allés jusqu'à la véritable décirconcision [4]).

Aussi bien, en dehors même des néo-chrétiens qui, semble-t-il,

---

1) Voici, en effet, ce qu' Origène (Contra Celsum, Lib. II, § 13) relate à ce sujet: «Dixerit fortasse quispiam Samaritis etiam propter suam religionem pænas irrogari: Respondeo Sicarios capite dammari propter circumcitionem, qua se mutilant contra leges quæ solis illam Judœis permittunt».

2) Il est fort probable que c'est ce même événement, quoique d'une façon un peu différente, que le Talmud (Traité Abodah zarah, p. 10*b*) relate en ces termes: «Un empereur, qui avait de la haine contre les Juifs, avait décidé, avec l'approbation de tous les grands du royaume, de les anéantir. Et, comme l'un des conseillers, Ktia bar Schalom, avait osé exprimer un avis différent, l'empereur le fit condamner à la peine de mort. Mais le condamné, sur les conseils de sa femme, se fit circoncire d'abord, afin de mourir Juif».

D'autre part, selon Grætz (Geschichte der Juden, t. IV, p. 122), c'est ce même personnage à qui s'étaient adressés le Patriarche, R. Gamaliel, R. Elieser, R. Josué et Akiba, lors de leur voyage à Rome (Traité Erubin, cap. IV, 2; Traité Maaschar scheni, cap. IV, 9; Traité Souccah, p. 23*a*, Traité Souccah yerouschalmi, II, p. 52*b*; Tosifta socca, in fine; Midrasch Threni, in fine; Exodus rabba n⁰. 30; Traité Derekh eretz, cap. V), sous Domitien, en l'an 95 ou 96, et c'est justement ce Clemens qui, en intervenant chaudement en faveur des habitants de la Judée, avait encouru la colère meurtrière de Domitien.

3) Dio Cassius, Hist. romana, Ed. Melber. 67, 14; Grætz, Geschichte der Juden, t. IV, p. 120.

4) Cette opération, dit Boyer (Traité des maladies chirurgicales, Paris 1825, t. X, p. 336), devait être très douloureuse, quoiqu'en dise Celse. Cependant, les historiens nous affirment que, sous les Empereurs, il n'était pas rare de voir à Rome des Juifs qui s'y soumettaient, dans la vue d'effacer les vestiges de leur origine, et de s'exempter des tributs exorbitants imposés à cette nation, et qui étaient perçus plus rigoureusement que tous les autres.

pratiquaient souvent la décirconcision par réaction contre leur ancienne foi [1]), beaucoup d'individus avaient recours à cette double pratique et, à cause de cela, ils avaient reçu le nom de «*recutiti*». Sous Domitien, le nombre de ces «recutiti» paraît avoir été assez considérable [2]).

VIII. — Quoi qu'il en soit, c'est sûrement contre les individus qui, par une pratique étrange, cherchaient à effacer les vestiges de la circoncision rituelle, que R. Elieser de Modin [3]) avait dirigé ces paroles menaçantes: «Quicumque irritum facit foedus Abrahami, patris nostri, etiamsi, legem recipiat, ac bonis operibus abundet, non habet partem in saeculo oeterno» [4]). C'est aussi l'opinion de Grœtz [5]).

IX. — Tel fut l'état des esprits vers la fin du règne de Domitien. Cependant, il n'est nullement sûr que la terrible loi sur la pratique de la circoncision, en dehors du sein du judaïsme, fut promulguée, déjà à cette époque, dans l'Empire romain. En effet, d'après le texte de cette loi, tout citoyen Romain qui se soumettait à la péritomie rituelle, ou même qui autorisait son esclave à s'y soumettre, devait être condamné à la confiscation de tous les biens, et à l'exil perpétuel dans une île; tandis que le médecin, qui avait exécuté cette opération, devait être puni de la peine capitale. De plus, selon ce même texte, si un Juif était convaincu d'avoir fait circoncire un esclave acquis au dehors, il était passible de la déportation et même de la peine de mort [6]).

Mais, quoi qu'il en soit de l'existence même de cette loi à la fin du règne de Domitien, il est fort probable que, déjà vers cette même époque, les autorités compétentes du judaïsme avaient pris la décision de mettre très peu d'empressement à recevoir des

---

1) Corinthe, VII, 18.

2) Elie Reclus, La circoncision, in Revue intern. des sciences, t. XIII, p. 206; Renan op. cit., p. 235, 238.

3) Cet auteur florissait en Palestine.

4) Traité Aboth, cap. III, 15.

5) Græetz, Geschichte der Juden, t. IV, p. 124.

6) Voici en effet, le texte intégral de cette terrible loi: «Cives Remani qui se Judaïco ritu, vel servos suos circumcidi patiuntur, bonis ademptis in insulam perpetuo relegantur, medici capite damnantur, Judæi, si alienæ nationis comparatos servos circumciderent, aut deportantur aut capite puniuntur (V. Jud. Paul. recept Sentest. lib. V, tit 22, de Seditiosis)».

prosélytes [1]), afin de détourner des graves dangers des Hébreux eux-mêmes et aussi de leurs néophytes.

§ 2. *La dynastie des Antonins.*

I. — Cependant, avec l'avènement de Nerva en 96, qui fonda la dynastie des Antonins [2]), la pratique de la péritomie, dans l'Empire romain, s'emble de nouveau s'être débarrassée de toute entrave. En effet, sous le règne très court de Nerva lui-même, non seulement le «*fiscus judaïcus*» s'adoucit beaucoup, mais encore la circoncision des prosélytes fut pleinement permise [3]). Et, même sous Trajan, alors que l'attitude antiromaine des Juifs de Babylonie dans la guerre des Romains contre les Parthes, et alors surtout que la velléité de révolte de la part des Hébreux de la Judée, fit naître des sentiments hostiles à l'égard de tous les Juifs [4]), la liberté religieuse ne fut pas cependant restreinte bien sérieusement. De plus, avec l'avénement d'Adrien en 117, ces sentiments hostiles eux-mêmes semblent s'être complètement dissipés. Car ce monarque, au début de son règne, avait manifesté l'intention d'accorder une liberté entière aux Hébreux, afin de pacifier les esprits dans la Judée. Et non seulement il leur permit de reconstruire la ville de Jerusalem, mais encore il les autorisa à réédifier le Temple lui-même [5]).

II. — Mais, malheureusement, Adrien, après son voyage en Palestine, changea complètement son attitude à l'égard des Juifs [6]). Cette brusque hostilité impressionna vivement les esprits, et fut sûrement pour beaucoup dans l'explosion de la terrible révolte de Bar Kochba [7]). Or, à la suite de cette insurrection, des persécutions terribles furent dirigées contre tous les Juifs.

1) Traité Iebamoth, p. 47*a*.

2) On sait que la dynastie des Antonins avait duré de 81 à 193 de l'ère moderne.

3) Græetz, Geschichte der Juden, t. IV, p. 124.

4) Græetz, op. cit., t. IV, p. 126.

5) Il semble bien qne c'était le célèbre Akylas qui avait reçu l'ordre de surveiller tous ces travaux de construction, retardés tout d'abord par la malveillance des Samaritains (V. Græetz, Geschichte der Juden, t. IV, p. 138).

6) Ainsi, il décida de faire reconstruire Jerusalem sur le plan d'une ville payenne, sous le nom d'Aelia Capitolina, et d'y faire élever un temple à Jupiter.

7) Le chef de ce mouvement insurrectionnel s'appelait Bar Kosiba, c'est à dire fils de la ville de Kosiba ou Kesib, mais, grâce à R. Akiba, ce héros national reçut

III. — D'abord, Adrien, après avoir transformé les ruines de Jérusalem en champs de labours [1]), fit construire, sur l'emplacement de l'ancienne capitale, une ville païenne, sous le nom d'Aelia Capitolina, et y fit ériger un temple à Jupiter. Puis, pour écraser complètement les vaincus, il les accabla de toutes sortes d'impôts. Enfin, ce monarque cruel, reprenant pour son compte la politique sanguinaire d'Antiochus Epiphane, interdit à tous les Juifs, sous peine de mort, l'étude de la loi, l'observation du repos sabbatique, et la pratique de la *circoncision* rituelle [2]).

---

bientôt le surnom de Bar Kochba, c'est à dire le fils de l'Etoile (V. Traité Taanit IV, 7, p. 68*b*; Traité Sanhedrin, p. 97*b*; Midrasch Threni 2, 2). En effet, parmi toutes les grandes autorités théologiques de l'époque, c'était surtout R. Akiba qui s'était montré partisan convaincu de cette insurrection nationale. Et il est même bien probable que c'était dans un but purement politique qu'il fit tous ses voyages à Sephyrium en Cilicie, à Cesarée-Mazaka, capitale de la Cappadoce, en Phrygie et aussi en Galatie, où il y avait déjà des commonautés israélites fort importantes (V. Rosch-ha-Schana, p. 26*b*; Yebamoth, p. 121*a*, 122*a*; Baba Kama, p. 113*a*; Sifri ad Num. 5, 8).

Aussi, grâce à l'appui précieux de R. Akiba, Bar Kochba, le chef du mouvement insurrectionnel, réussit-il rapidement à rendre le soulèvement général, au point que les Samaritains eux-mêmes étaient venus se joindre à ses troupes. Bientôt, il put battre le Gouverneur de la Palestine, Tinnius Rufus, surnommé depuis Tyrannus Rufus, et, de 132 à 133, il parvint à s'emparer de toutes les places fortes du pays. Et c'est pourquoi, pendant deux ans environ, de 132 à 134, non seulement Bar Kochba put se considérer comme le maître de la Judée, mais encore ses compatriotes eux-mêmes furent également convaincus que l'indépendance nationale était déjà à jamais reconquise.

Malheureusement, tous ces succès ne furent que bien éphémères! Car Adrien, effrayé des suites de cette révolution, envoya en Palestina Jules Sevère qui, d'abord par des combats partiels, réussit à reprendre plusieur places fortes; puis, il mit le siège devant Batar, ville forte à proximité de la Méditerannée, où Bar Kochba s'était enfermée avec une partie de son armée. Et, grâce à la trahison des Samaritains, la ville fut prise le neuf du mois d'Ab de l'an 135, et un carnage épouvantable, qui a duré pluseurs jours de suite, anéantit jusqu'au dernier assiégé (V. Traité Taanit, p. 26*b*).

1) Traité Taanit, p. 29*a*; Hieronymus, in Zacch., cap. VIII.

2) Nous citons plus loin les divers documents qui confirment toutes ces persécutions.

D'ailleurs, en ce qui concerne l'interdiction de la pratique de la circoncision, le fait est de notoriété universelle, comme le dit excellemment Vitsius (Aegyptiaca etc. Amsterdam 1683, lib. III, cap. VI, p. 228): «Notum illud est, dit-il, Judæos olim contra Hadrianum movisse bellum, qui ne mutilarentur genitalia vetare voluerit».

Au surplus, Suéton (Vita Hadriani, XIV, 2) s'exprime ainsi à ce sujet: «... moverunt ea tempestate Judæi bellum, quod vetabantur mutilare genitalia».

IV. — Naturellement, cette triple interdiction ne visait à rien moins qu'à l'anéantissement total de la croyance hébraïque. Car le cruel et sanguinaire Tinnius Rufus, probablement pour se venger des échecs éprouvés dans ses rencontres avec Bar Kochba, lâcha sur le pays une foule d'espions ou «*quæsitores*». Ces espions, grâce à la trahison de certains apostas, avaient appris à reconnaître les moindres indices révélateurs de l'accomplissement d'un acte religieux. Ainsi, pour ne citer qu'un exemple, le bruit d'un petit moulin à main leur indiquait d'avance qu'on faisait préparer de la poudre pour un enfant circoncis ou à circoncire [1]). Or, le plus grand malheur attendait tous ceux qui étaient dénoncés par les «quæsitores», car de fortes amendes punissaient les uns, et une mort cruelle châtiait les autres [2]).

V. — Bientôt, la terreur devint tellement grande que deux disciples de R. Josua avaient même cru nécessaire de changer leur costume national contre celui que portaient alors les oppresseurs de leur peuple, afin d'échapper ainsi aux tribulations coutumières [3]).

VI. — Aussi, à la vue de tous les maux qui assaillaient alors, de toutes parts, leurs malheureux compatriotes, certaines autorités du judaïsme, allaient même jusqu'à souhaiter sincèrement l'extinction complète de leur propre race, comme en témoigne nettement ce passage: «Depuis qu'un gouvernement scélerat a répandu sa domination, il édicte contre nous, dit R. Ismaël, des mesures vraiment intolérables, car elles nous empêchent d'étudier la loi,

---

1) Traités Synhedrin, p. 33*b*; Meghilath Taanith, cap. VI; Kethouboth yerusalmi cap. I, 5.

2) Ganesis rabba, cap. VIII.

3) Ainsi un certain Artaban, surpris par un «quæsitor» comme il relisait le petit parchemin de la porte ou la «m e z o u z a h» fut condammé à la somme énorme de mille «d e n a r s», et un certain Elisa, surpris de même au moment où il mettait des «t e f i l l i n» où des phylactères, fut condanné à la peine de mort (Traité Ioma, p. 11*a*; Grætz, Geschichte der Juden, t. IV, p. 171).

Et ils étaient condamnés à la crucification, quand ils étaient surpris de pratiquer la péritomie (Traités Synhedrin, p. 33*b*; Meghilatt Taanith, cap. VI; Kethouboth yerusalmi, cap. I, 5; Graetz, op. cit. t. IV. p. 172).

D'ailleurs, l'époque qui s'étend de la chute de Betar jusqu'à la mort d'Adrien, est connue dans le nom sinistre de «ghezerah» ou «calamité», «sacanah» ou «péril» et de «schemad» ou «extermination» (Voir Grætz op. cit, t. IV, p. 169).

d'accomplir les préceptes, et même de circoncire nos enfants. Aussi, dans ces graves circonstances, serait-il parfaitement juste de décider qu'on ne se marie plus, ni surtout qu'on engendre, afin que la postérité d'Abraham s'éteigne d'elle-même. Mais, hélas! il est bien difficile de faire accepter des mesures semblables par tout un peuple, et, par conséquent, il vaut mieux qu'il n'ait pas à les transgresser sciemment» [1]).

Ce cri de détresse en dit assez long sur l'état de désespoir où les persécutions incessantes d'Adrien avaient plongé les habitants de la Judée. D'ailleurs, comme les meilleurs d'entre le peuple, à cause de leurs convictions religieuses, avaient rendu leur dernier souffle sous des supplices indescriptibles [2]), que pouvaient espérer encore les autres?

VII. — Aussi bien, quel grand contraste entre l'époque très-brève de Bar-Kochba et la sombre période d'Adrien! Alors, bien de gens qui, auparavant, avaient fait effacer les traces de leur origine hébraïque, étaient venus spontanément se soumettre à la récirconcision, afin d'attester par là leur attachement inébranlable à la croyance de leurs ancêtres [3]). Au contraire, durant cette période de persécutions meurtrières, non seulement beaucoup négligeaient complètement la coutume de la péritomie, mais encore des populations entières faisaient défection complète à leur foi hébraïque [4]).

VIII. — Telle fut la noire terreur sous laquelle les Hébreux avaient à se débattre pendant de très longues années. Aussi, dès l'avénement d'Antonin le Pieux, les Juifs, du moins ceux qui avaient pu survivre à tous les tourments du règne d'Adrien, se reprirent-ils à espérer dans un peu plus d'humanité. Beaucoup

---

1) Traité Baba Bathra, p. 60*b*.

2) Ainsi, on sait que la liturgie juive compte parmi les martyrs de cette époque des maîtres éminents comme: R. Ismaël ben Elisa, R. Chananja ben Teradion, R. Akiba, R. Iuda ben Baba, etc.

3) Traité Yebamoth, p. 72*a*; Yebamoth jerusalmi, cap. VIII, p. 9*a*; Traité Sabbat, p. 17*a*; Traité Sanhedrin, cap. XVI; Genesis rabba, cap. XLVI.

4) Ainsi, les habitants hébreux de treize villes entières, pour échapper à une extermination méthodique et implacable, s'étaient complètement fusionnés avec les païens, leurs concitoyens. (Voir Traité Yebamoth jerusalmi, cap. VIII, 9; Traité Kidduschin, p. 65*b*).

d'entre eux, bien que d'une façon un peu extraordinaire, avaient même osé faire entendre publiquement leurs doléances [1]). Car certains Hébreux, comme R. Iuda b. Schamua et ses compagnons, se répandaient, surtout la nuit, devant les cours romaines et y clamaient: „Du moment, disaient-ils, que nous ne sommes considérés ni comme des frères du même père, ni comme des frères de la même mère, pourquoi voulez-vous alors nous forcer, plus que tout autre peuple, à ne pas nous conformer à nos propres usages!» [2]).

IX. Aussi le nouveau monarque, ému peut-être par tant de souffrances atroces, fit-il abolir, en l'an 139 ou 140, les décrets d'Adrien [3]). Il stipula, pourtant, que la circoncision ne pouvait être pratiquée que sur des Juifs de naissance et non pas sur des prosélytes, comme cela ressort de ce document: «Circumcidere Judæis filios suos tantum rescripto Divi Pii permittitur, in non ejusdem religionis, qui hoc fecerit, castrantis pæna irrogatur» [4]).

X. — Cette restriction, comme nous le fait connaître un autre texte [5]), était commandée par la prévoyance politique, car Antonin le Pieux redoutait que les Hébreux, après avoir comblé leurs rangs par de nombreux prosélytes, ne fussent de nouveau incités à vouloir reconquérir leur indépendance.

---

1) D'après une source talmudique (Traité Taamih, p. 18*a*; Traité Rosch-ha-Schana, p. 19*a*), les Hébreux, pour obtenir l'abolition des décrets qui leur interdisaient l'étude de la Loi, l'observation du repos sabbatique, et la pratique de la circoncision, s'étaient adressés à une grande dame Romaine, dont ils connaissaient probablement d'avance les sentiments humanitaires, et, sur ses conseils, ils s'étaient décidés à avoir recours à des manifestations publiques.

2) Traité Taanith, p. 18*a*; Traité Rosch-ha-Schana, p. 19*a*.

3) Voici, en effet, ce qu'on lit à ce sujet:

«Pius igitur Judæis concessit, quod Adrianus denegaverat; nam moverant ea tempestate et Judæi bellum, quod vitabantur mutilare genitalia, ut inquit Aelius Spartianus in Adriano, nisi forte hunc Spartiani locum Isaacus Casaubanus rectius interpretatus est, qui legibus Domitiani, Nervæ et Adriani, quibus vetita erat marium eviratio, etiam circumcisioni fibulam imposita esse opinatur.» (V. aussi Traité Taanith, p. 18*a*.

4) Modestinus, De sicariis Digesta 48, 8, 11.

5) En effet, voici ce qu'on lit à ce sujet:

«Verum quid, si Judæis in animo erat dilapsam rempublicam ad pristinam felicititem et restituere et patrios renovere? idque se melius effecturos sperabant, si liceret extraneos allicere, quos, circumcisione adhibita, fidissimos suæ religionis propugnotres possiderent, atque hijus rei providus Imperator vetuit, extraneorum genitalia mutilare.»

XI. — Mais, indépendamment de l'interdiction de faire du prosélytisme, les Juifs d'alors étaient bien loin de pouvoir songer à une nouvelle insurrection. Ils avaient plutôt besoin de se recueillir, de se reprendre, et surtout de reconstituer la vie religieuse qui avait été si violemment interrompue. Heureusement, les principaux disciples de R. Akiba [1]), qui avaient échappé aux massacres du cruel Rufus, purent revenir dans leur patrie [2]), et, sous l'autorité de R. Simon b. Gamaliel, le Patriarche, et avec la collaboration des hommes illustres, comme R. Nathan, le Babylonien, ils purent renouer la chaine des traditions et restaurer complètement le judaïsme.

XII. — Naturellement, il va sans dire que la circoncision fut réïntroduite partout et redevint de nouveau le lien historique entre tous les exilés. Malheureusement, cette liberté religieuse ne fut pas de bien longue durée, car il semble bien que Marc-Aurèle, dès son avènement en l'an 161, avait de nouveau mis des entraves dans l'exercice du culte, surtout relativement à la pratique de la *péritomie*. C'est là aussi l'opinion de Vanier [3]).

Au surplus, c'est sûrement des persécutions de ce règne que parle ce texte talmudique: «Un jour, comme R. Ruben Strobolos avait appris que le gouvernement se proposait de rendre un *édit* pour défendre aux Juifs d'observer le repos sabbatique, de circoncire leurs enfants, et aussi pour les contraindre à des relations charnelles proscrites, il entreprit d'empêcher la réalisation de ce malheur. Pour cela, il s'habilla en Romain, se coiffa de même, et, s'étant mêlé à ceux qui discutaient les dispositions de l'édit à rendre, il tint le langage suivant: „Du moment que vous êtes tous d'accord qu'il vaut mieux qu'un ennemi s'appauvrisse, vous pouvez lui permettre dans ce même but de chômer les jours de sabbat; du moment aussi que vous tombez tous d'accord qu'il vaut mieux qu'un ennemi s'affaiblisse, vous pouvez, dans cette même intention, lui laisser la liberté de circoncire ses enfants; enfin, du

---

1) Parmi les disciples de R. Akiba, on peut compter les maîtres éminents, comme R. Méïr, R. Iuda ben Ilaï, R. Iosé ben Chalaphta, R. Iochanan d'Alexandrie, R. Simon ben Iochaï, R. Eleasar ben Schamua, R. Nehemia, etc.

2) Traité Sanhedrin, p. 20*a*; Traité Haguiga jerusalmi, cap. III, p. 78; Genesis rabba, cap. LXI.

3) Vanier, Cause morale de la circoncision des Israélites, etc. Paris 1847, p. 183.

moment que vous êtes également tous d'accord qu'il vaut mieux qu'un ennemi ne se multiplie point, vous pouvez lui permettre d'observer les prescriptions restrictives dans les relations conjugales.

D'abord, ces arguments parurent si convainquantes que les assistants allaient décider le retrait de *l'édit*, mais, malheureusement, on a tôt fait de reconnaître, dans ce défenseur ardent, un israélite de naissance, et l'édit a été bientôt adopté quand même» [1]).

XIII. — Aussi, les Juifs de la Judée, pour mettre un terme à ces nouvelles persécutions, avaient-ils décidé d'envoyer une ambassade à Rome, auprès, de Marc-Aurèle. Dans ce but, R. Simon b. Iochaï, accompagné de R. Elieser b. Iosé, se rendit à Rome. Là, selon une légende merveilleuse, R. Simon b. Iochaï aurait réussi à guérir Lucella, la propre fille de l'Empereur, en la débarrassant de son démon Bartholomaïan, et le monarque, pour recompenser le sauveur de sa fille, aurait consenti à faire rapporter *l'édit* en question [2]). Mais, quoi qu'il en soit de cette cure miraculeuse, il n'en est pas moins constant que c'était bien R. Simon b. Iochaï qui avait réussi à décider Marc-Aurèle d'abolir le décret contre la pratique de la circoncision [3]).

XIV. — Cette nouvelle liberté religieuse dura également sous le règne de Commode, et aussi sous celui de Septime Sévère, fondateur de la IVe dynastie. Cependant, ce dernier monarque ne manqua pas, en 202, de renouveler aux Juifs l'interdiction de pratiquer la circoncision sur des prosélytes [4]). Mais cette mesure de rigueur, très vraisemblement, ne fut pas maintenue sous le règne d'Heliogabale, car il se fit circoncire lui-même [5]). Quoi qu'il en soit, les Juifs avaient sûrement joué alors d'une grande liberté de conscience, car cette époque se caractérise par une extraordinaire activité religieuse [6]). Et cette même

---

1) Traité Méïla, p. 17*a*.

2) Traité Méïla, p. 17*b*.

3) Traité Méïla, p. 17*a*; Grætz, Geschichte der Juden t. IV, p. 208.

4) Dr. Meyerson, De la circoncision, etc. Thèse, Paris 1904—1905, p. 23.

5) Dion Cassius, Hist. romana, 79, 11; Lamperidius, in Heliogabalum, cap. VII; Vanier, Cause morale de la circoncision des Israelites, p. 183.

6) C'est justement à cette époque que R. Juda I, le Patriarche, dont la résidence était alors à Beith-Schéarim ou Turan, avait formé une brillante pleïade de disciples, comme Levi ben Susi, Raba bar Chana, Abba Areka, R. Chiya, R. Simon bar

heureuse liberté de conscience continua également à exister sous le règne d'Alexandre Sévère, entre 222 et 235, puisque la faveur de ce monarque envers les Juifs alla jusqu'à se traduire par une véritable amitié pour le patriarche R. Juda II, petit-fils de R. Juda I, rédacteur de la Mischnah. C'est aussi l'opinion de Depping [1]).

Kappara, Mar Samuel, etc. et qu'il put, vers l'an 189, achever la rédaction de la Mischna (V. Traité Sanhedrin, p. 66*a*).

1) Depping, Les Juifs au moyen-âge, Paris 1834, p. 11.

(à suivre).

BIBLIOGRAPHIE.

M. Laignel-Lavastine [et] Jean Vinchon, *Les malades de l'esprit et leurs médecins du XVIe au XIXe siècle; les étapes des connaissances psychiatriques de la Renaissance à Pinel.* Paris, Maloine, s. d. (1931), in-4⁰, 377 p., planches hors texte.

Ces études "réunies par une idée directrice" ne sont pas fragmentaires, ainsi que le dit Laignel-Lavastine dans une trop modeste préface, mais elles portent sur des points très divers de l'histoire de la psychiatrie au cours des quatre derniers siècles. Elles sont précédées d'une introduction où est caractérisée l'oeuvre de trois historiens français de la médecine mentale, Ulysse Trélat, Calmeil et Morel.

XVIe siècle. — La médecine mentale dans les *Observationes medicae rariores* de Jean Schenck; les connaissances neuro-psychiatriques du chirurgien Ambroise Paré; les idées de Jean Wier sur la démonomanie; une observation d'incube; les représentations symboliques des diverses formes de la folie dans l'*Hospital des fols incurables* de Thomas Garzoni; les livres d'emblèmes et de symboles de la Renaissance à la lumière des théories freudiennes.

XVIIe siècle. — L'oeuvre psychiatrique de Thomas Willis, d'Isbrand de Diemerbroeck et de Michel Ettmüller; les rapports de médecine légale du Romain Paul Zacchias.

XVIIIe siècle. — Le matérialisme de La Mettrie; l'influence de l'*Encyclopédie* et du sensualisme sur la théorie des maladies de l'esprit; les transformations de l'antique doctrine des tempéraments; le magnétisme animal; la machine rotatoire de Mason-Cox; les indications de l'opium d'après Philippe Hecquet; l'emploi du datura et de la jusquiame; la préhistoire de la paralysie générale.

XIXe siècle. — Quatre chapitres consacrés à Pinel: Pinel, éducateur moral des aliénés; Pinel, médecin légiste; les aliénés de la Révolution (ce que d'autres ont nommé *la névrose révolutionnaire*) et de l'Après-Révolution dans l'oeuvre de Pinel et de ses élèves et, pour finir, l'observation détaillée de deux cas, Berbiguier, mystique interprétant et Martin de Gallardon, prophète délirant.

L'illustration est en tous points digne du texte, qui est digne lui-même du nouveau professeur d'histoire de la médecine de Paris.

Dr. Ernest Wickersheimer.

UEBER DIE ERKRANKUNGEN DER LEBER IM KLASSISCHEN ALTERTUM

VON

Dr. E. D. BAUMANN
(Oosterbeek, Niederlande).

(*Schluss*).

Eine merkwürdige Mitteilung ist diejenige des Verfassers „Epidemiorum VI" (8, 28): „Denjenigen, bei dem der Leberlappen zurückgeschlagen war, schüttelte ich: der Schmerz hörte alsbald auf" [1]). Galen hat, der Mitteilung des Joannes Alexandrinus nach, hierbei an einen Unfall während eines Ringkampfes oder nach einem Sturz gedacht. Aber könnte es keine Wanderleber gewesen sein?

Bei einem Reconvaleszenten nach einem Nierenleiden, so lesen wir in „Epidemiorum VII" (c. 62), trat ein heftiger Schmerz am Magenmunde auf und der Patient hielt vor Schmerz den Atem an. Die Leibesentleerungen erfolgten nur schwer und die Kotmassen waren klein und dem Ziegenmiste ähnlich. Dann und wann suchten den Leidenden Starrfrost, Fieber, Schweissausbrüche und Erbrechen heim [2]). Die Angaben sind wiederum vage. Möglicherweise war es aber eine Gallensteinkolik nach einer Nierensteinkolik, was bisweilen wohl vorkommt, oder nur ein Gallensteinleiden, worin Schmerzen in der Nieren- und Herzgegend festgestellt worden sind, die Einatmung während des Anfalles erschwert ist und Starrfrost und Fieber den Leidenden heimsuchen [3]).

---

1) Littré, tome V, p. 354; Fuchs, Bd. II, S. 290.

2) Littré, tome V, p. 426; Fuchs, Bd. II, S. 323.

3) Vergl. Norbert Ortner, Klinische Symptomatologie, Bd. I, A, S. 200/1; P. K. Pel, Ziekten der Lever, blz. 305.

Drei Beispiele von „nousos hēpatitis" beschrieb der Verfasser „De morbis internis". Im 27 Kapitel wurde gesagt, dass das Leiden in Folgendem bestand: ein heftiger Schmerz in der Leber und ebenso unter den letzten Rippen, in der Schulter und im Schlüsselbeine und unterhalb der Brustwarze. Dazu gesellten sich Dyspnoe, Erbrechen blassgefärbter Galle und, während der ersten Tage, Starrfrost und Fieber. Der Leidende hatte, wenn man die Leber berührte, Schmerzen; seine Hautfarbe war etwas blass und beim Essen stellten sich Brennen und Leibschneiden ein. Nach dem akuten Stadium war der Patient schon bei wenigen Speisen satt. — Ich glaube nicht zu irren, wenn ich diese „hēpatitis" für ein Gallensteinleiden halte!

Die zweite, vom Verfasser beschriebene, „hēpatitis" unterschied sich von der Erstgenannten nur hierdurch, dass die Hautfarbe granatapfelähnlich wurde und die Augen gelblich verfärbten. Dies wäre also ein Gallensteinleiden mit Ikterus! Bei der dritten Form der hēpatitis, lesen wir weiter, waren die Krankheitserscheinungen im Wesentlichen die nämlichen wie die obenbeschriebenen, nur war die Hautfarbe schwarz. Der Patient verfiel alsbald in Raserei, war ungehalten, redete unverständiges Zeug und bellte wie ein Hund. Die Nägel sahen purperrot aus, die Haare auf dem Kopfe richteten sich auf und es suchte ihn ein akutes Fieber heim. — Es versteht sich, dass hier die Cholämie beschrieben wurde, vielleicht infolge eines Choledochusverschlusses oder einer cholangitis infectiosa.

In „De morbis internis" (c. 24) wurde eine „von der Leber ausgehende Wassersucht" beschrieben, worin die Leber hart wurde und anschwoll, Ödem der Unterschenkel und Füsse sich einstellte, wobei die Schlüsselbeingegend abmagerte: also Erscheinungen, welche denjenigen der Leberzirrhose nicht unähnlich waren [1]).

Dass Wassersucht eine Folge von Leiden der Leber, des Organs der Blutbereitung, wäre, war im Altertum eine communis opinio. Dieselbe Ansicht vertrat auch Dioklēs von Karystos [2]). Aber der Alexandriner Erasistratos hat bekanntlich die Theorie durch pathologisch-anatomische Untersuchungen besser begründet, indem

1) Vergl. P. K. Pel, De ziekten der Lever, blz. 165, 169; Strümpell, Bd. II, S. 305.

2) R. Fuchs, Rhein. Museum, Bd. 49, S. 556; vergl. auch M. Wellmann, Fragmente, S. 25.

er nachwies, dass in einigen Fällen von Hydrops bei der Sektion die Leber steinhart gefunden wurde [1]). Von demselben Arzte hat der Pseudo-Dioskuridēs in „Peri ioboloon" (c. 15) weiter mitgeteilt, dass er als Folge der Vergiftung durch Schlangenbiss „Verderbniss" der Leber und des Colon beobachtet hatte.

Eine, freilich noch sehr primitive, Systematik der Leberkrankheiten gab der Encyklopädist Celsus [2]). Die Erkrankung der Leber, so lesen wir, pflegt bald akut bald chronisch zu sein. Die Unterscheidung rührte sicherlich von den Methodikern her! Die akute Form des hēpathikon pathos, wie Celsus denselben beschrieb, war wiederum der Gallensteinkolik sehr ähnlich, aber das von ihm erwähnte Schlucken ist mehr eine Erscheinung der Hepatitis [3]). Der Schmerz könnte in der „akuten Leberkrankheit" selbst in die rechte Hand ausstrahlen [4]). Die chronische Leberkrankheit, von Celsus „suppuratio in iocinere" genannt, führte bisweilen zur Bildung eines Abzesses (vomica). Die Bemerkung aber, dass bei längerer Dauer Abmagerung der oberen Körperhälfte nebst Ascites und Hydrops der unteren Körperhälfte entstand, zeigt auch in der Richtung der Leberzirrhose! Der Ascites, worin Leber und Milz deutlich in Mitleidenschaft gezogen waren (III, 21), wurde von Celsus ebenfalls erwähnt. Die Anschwellung endlich von Leber und Milz infolge von Hitze (omnis calor iecur et lienem inflat, lib. II, 1) hing bestimmt allererst zusammen mit der Malaria [5]).

In einem Fragmente „Peri aposkēmmatoon", welches in der

---

1) Vergl. auch M. Wellmann, Celsus, S. 99/100. Die Mitteilung wird bekanntlich bei Caelius Aurelianus, De morbis chron. lib. III, c. 8, gefunden und weiter in dem pseudogalenischen Eisagoogē ē iatros (XIV, 746). Als in späteren Jahrhunderten die Aerzte nach düsteren Krankheiten Sektionen machten, wurden derartige Leberanomalien auch von ihnen beobachtet. So fand Van Beverwijck so harte und trockene Leber, dass sie wohl gebraten schienen, und er bemerkte ebenfalls, dass dieselben namentlich bei Säufern gefunden wurden. Vergl. „Schat der Ongesontheyt", Bd. II, c. 13, und mein Buch Johan van Beverwijck, blz. 259.

2) A. Corn. Celsi quae supersunt, rec. Frid. Marx, p. 169; Frieboes-Scheller, A. C., Celsus über die Arzneiwissenschaft, S. 187.

3) Frequens singultus et praeter consuetudinem continuus iecur inflammatum esse significat, lib. II, c. 7. Vergl. auch Hipp. Aph. VII, 17: Bei Leberentzündung (phlegmonē tou hēpatos) ist Schlucken gefährlich.

4) Im lib. II, c. 8 lesen wir: Oberarmschmerzen, die zu den Schulterblättern und den Händen ausstrahlen, werden durch das Ausbrechen schwarzer Galle geheilt.

5) Vergl. A. Hirsch, l. c., Bd. III, S. 268.

Encyklopädie des Oreibasios dem Rhuphos zugeschrieben wurde [1]), wurde gesagt, dass das schwarze Blut, welches mit den Faeces abging, von heftigen und scharfen Leberschmerzen befreite. Dass die schwarze Materie Blut war und von der Leber herrührte, wäre seines Erachtens ja selbstverständlich! Aber der moderne Arzt würde hierbei doch nicht an einer Leberkrankheit denken!

In der Encyklopädie des Aëtius finden wir weiter ein Fragment von Archigenēs „Über die vereiterte Leber". Dieser krankhafte Zustand könnte primär durch scharfe und beissende Säfte entstehen, aber auch sekundär nach einer hepatitis suppurativa [2]). Pathognomisch wäre der Abgang blutiger, eitriger und verfaulter Materie, welche derjeniger Feuchtigkeit ähnlich war, welche aus Leberulzerationen oder auch aus Kadavern floss. Unerfahrene hielten deshalb die Krankheit wohl für Dysenterie. Weitere Symptome waren: foetider ructus, Schwere in der Präkordialgegend nach dem Essen, pulsus depressus et densus, Reizbarkeit und Zorn, Wundschmerz in der Lebergegend, ausstrahlend bis zur clavicula, bisweilen auch abnormaler Harn und Wassersucht. Die Krankheit war sehr gefährlich und meistens tötlich. [3])

Die akute Leberkrankheit, so lesen wir im Buche „Peri aitioon kai sēmeioon oxeoon pathoon" (II, 7) des Aretaios von Kappadozien, war nicht so gefährlich wie die Krankheit der Kardia [4]), aber schmerzhafter. Nur wenn die porta hepatis ergriffen worden war, pflegten die Leidenden schnell zu sterben, weil dieselbe mit lebenswichtigen Nerven (tonoi) und Blutgefässen durchwoben wäre. Deshalb würde auch diese Stelle, der Meinung gewisser Philosophen nach, der Sitz der begehrenden Seele sein und wurden grosse Phlegmonen dort niemals beobachtet, weil die Leidenden gestorben waren, ehe dieselben Zeit zur Entwickelung gehabt hatten. Leichtere Entzündungen kamen aber auch dort vor und führten zu chronischem Leiden.

---

1) Oeuvres d'Oribase, tom. IV, p. 97.

2) Vergl. noch Boerhaave, Aphorismen § 937.

3) Jan. Cornarius, Aetii tetrabiblos, p. 558.

4) Vergl. meine Studie „Über den rätselhaften morbus cardiacus der Antiken" in Janus, 1929.

Aetiologische Momente waren: trauma [1]), chronische Indigestion, Schlemmerei, und starke Erkältung. Die vom Verfasser genannten Symptome waren denjenigen unserer Hepatitis simplex sehr ähnlich, und jene einfache Leberentzündung mag öfters eine Folge der Malaria gewesen sein [2]). Wenn aber heftige Schmerzanfälle auftraten, wird „die akute Leberkrankheit" oft wiederum die Gallensteinkolik gewesen sein! Weiter wurden auch erwähnt tiefersitzende Schmerzen; und in diesem Fall mag die Krankheit bisweilen das erste, noch vage, Stadium der hepatitis suppurativa oder selbst ein Leberabzess mit unbestimmteren Erscheinungen gewesen sein. Damit stimmt dann die Bemerkung des Aretaios über die Trägheit und grosse Mattigkeit, welche charakteristisch für diese Leidenden wären. Auch das Vorstadium der Leberzirrhose, wobei freilich Entzündungserscheinungen nicht selten sind, hat den Mitteilungen des Verfassers nach hierher gehört.

Die beiden langwierigen Leberkrankheiten, der Abzess der Leber und der „skirrhus hepatis", werden dann im 13 Kapitel des I Buches der „chronioon pathoon" besprochen. Als Symptome des „skirrhus hepatis" nannte Aretaios: keine oder nur dumpfe Schmerzen, geringe Körperhitze, Uebelkeit, Appetitlosigkeit, Verlangen nach bitteren und Widerwillen gegen süsse Speisen, Frösteln, bleich-grünliche Hautfarbe, Oedem von Füssen und Unterleib. Das Gesicht war runzlig, der Stuhlgang, obwohl öfters ein Weniges abging, war hart. Endlich fand sich, um das Mass des Unglücks voll zu machen, die Wassersucht ein. Die Wassersucht könnte heilen, wenn der Harn reichlich und dick wäre mit vielem Sediment, aber schlimm wäre es, wenn derselbe dünn, ohne Sediment und sparsam sei. Durchfall könnte salutär sein, aber war auch wohl tötlich. Reichliches Schwitzen erlöste den Leidenden mit weniger Gefahr von dieser Krankheit. — Der Skirrhus hepatis des Aretaios war also eine „Krankheit", worin Lebervergrösserung bestand und welche mehrere unserer Leberkrankheiten: Zirrhose, Leberkrebs, Amyloidleber u.s.w. umfasste.

---

1) Die „plēgē" war wohl ein Lebertrauma. Der Leberabszess nach Kopfwunden wurde zuerst von Paré beschrieben, Oeuvres complètes (Malgaigne), tom. II p. 31/2. Später wurde dieser metastatische Abzess von Job van Meekren (Heel- en geneeskonstige Aanmerkingen, 1668) ausführlich besprochen. Vergl. auch meine Studie über Job van Meekren in Bijdragen, 1923.

2) P. K. Pel, De ziekten der lever, blz. 116.

Caelius Aurelianus (Soranos) hat die Krankheiten der Leber und diejenigen der Milz in einem Kapitel behandelt (chron. morb. II, 4) [1]. Das öfters gleichzeitig Ergriffensein beider Organe, die ähnliche Natur und ähnliche Funktion, welche dieselben, den antiken Aerzten nach, hätten [2], mag den Verfasser zu dieser Zusammenfassung geführt haben [3]. Die Krankheiten der Leber und der Milz wurden unterschieden als tumor (inflammatio) collectio (abscessus) und duritia atque saxitas (scirrhosis). Mit tumor oder inflammatio meinte der Arzt die Anschwellung der Leber in akuten Fiebern. Die Bemerkungen über den Leberabszess haben wir schon besprochen. Und mit der „scirrhosis" wurde wiederum jede chronische Lebervergrösserung gemeint. Als Symptome derselben finden wir: festen oder harten Tumor, Icterus, trüben Harn von der Farbe der sandarachē [4], ausstrahlende Schmerzen, wenn der Tumor wuchs, gelegentliche Fieberbewegungen, Beschwerden bei Lage auf der linken Seite, Dyspepsie, galliger Stuhlgang, und schliesslich Hydrops. Aus den allgemeinen Erscheinungen, welche der Verfasser nannte, so aus der Dyspnoe „in itinere et ambulationibus clivosis" geht hervor, dass unter den Leidenden an scirrhus hepatis auch Herzkranke gewesen sein werden [5].

Galen hat Leberkrankheiten mit und ohne Lebervergrösserung unterschieden. Im ersten Falle bestand eine Dyskrasie oder eine Schwäche dieses Organs. Der Lebertumor konnte von Entzündung, Obstruktion oder durch eine skirrhöse Aenderung entstehen [6].

---

1) Dewez, l. c. S. 213/4, Adams, l. c. p. 321; Z. Ermerins, Aretaei Cappadocis quae supersunt, p. 95/6, 335.

2) Vergl. Aristoteles, De partibus anim., lib. III c. 7.

3) Vergl. meine Studie Über die Erkrankungen des Blutes und der Milz im klassischen Altertum, Janus 1928, S. 329.

4) Wahrscheinlich ist gemeint Realgar. Vergl. Berendes, Dioskurides, S. 531; Scheller–Frieboes, Celsus, S. 669.

5) Caelius hat auch die erweiterten Bauchhautadern bei der Zirrhose (von Laennec) beobachtet.

6) Dieselbe Einteilung der Leberkrankheiten noch bei Jod. Lommius, Observ. med., 1560, p. 71/5. Diese Schrift blieb fast 3 Jahrhunderte lang ein beliebtes Kompendium. Vergl. meine Studie in Sudhoff's Archiv, 1929. Überhaupt ist die Klinik der Leberkrankheiten erst in neueren Zeiten (Laennec, Hanot, Virchow, Frerichs!) über die antike Leberpathologie hinausgekommen. So ist z. B. die Beschreibung der „hepatitis" bei Hufeland, Encheiridion (holl. Übersetz. von 1837, blz. 196) derjenigen der Alten noch ganz ähnlich!

Die Dyskrasie wurde unterschieden in eine heisse, kalte, trockene, und feuchte Dyskrasie. Je nach der Art der Dyskrasie gab es Trockenheit oder Feuchtigkeit des Körpers, Durst und Obstipation oder Durchfall. In mehreren Fällen kam sanguinolenter Stuhlgang und später melaena, weiter: Furcht vor dem Essen, obwohl Hunger zum Essen trieb. Die Krankheitsgeschichte des Glaukoon zeigt uns, dass diese Leberkrankheit oft ein ulcus duodeni s. ventriculi gewesen sein mag. Pathognomisch für Leberschwäche wäre Fleischwasser-ähnlicher Stuhlgang (fluxus hepaticus), welcher eine Schwäche der blutbildenden Kraft der Leber anzeigte.

In der Leberentzündung konnte die convexe oder die concave Partie des Organs ergriffen sein. Die Symptome waren: Lebervergrösserung, ausstrahlende Schmerzen, febris continua, leichtes Husten, frequente Atemholung, Appetitlosigkeit, Erbrechen gelber Galle, heftiger Durst, eingezogener Bauch. Schlimme Zeichen wären Schlucken (XVIII A 117) und Durchfall (XVI, 692). Die Leberentzündung gab ähnliche Schmerzen wie die Pleuritis [1]). Aber hierbei gab es keinen Auswurf, die Excremente und der Puls waren ganz verschieden, und in der Pleuritis war kein schmerzlicher Lebertumor zu fühlen. Wenn aber die convexe Partie ergriffen war, konnte auch diese pathognomische Erscheinung fehlen, und in diesem Fall riet Galen, den Patienten tief Atemholen zu lassen, und ihn zu fragen, ob er nun keine Schwere in der Lebergegend spürte. Zum Schluss sagte Galen, dass, wenn die umgebenden Häute und Gefässe mitentzündet wären (perihepatitis), die Schmerzen wüchsen. (XVIII A 14).

Wie die Entzündung sollte auch der Skirrhus entstehen durch Zuströmen von Feuchtigkeiten, aber beim Letztgenannten überwog nicht das Blut, sondern das dicke und zähe Phlegma, oder der Schlamm des Blutes brachte denselben hervor [2]). Der Skirrhus wurde oft an der Leber beobachtet (X, 916) und könnte u.A. durch totale Genesung von blutenden Hämorrhoiden entstehen (XVI, 454) [3]). Hierbei gab es einen leicht fühlbaren, harten Tumor, Abmagerung, und später Ascites, wodurch dann aber der Leber-

1) Vergl. M. Matthes, Differentialdiagnose innerer Krankheiten, S. 366.

2) Paul, Richter, Galenus über die krankhaften Geschwülste, S. 19.

3) Zusammenfassung der antiken Heilmethoden bei Th. Beck, Hippokrates Erkenntnisse, S. 218/22.

tumor weniger gut palpierbar wurde. Die Krankheit währte längere Zeit und wäre nur dann, wenn Patient in einem sehr frühen Stadium in Behandlung käme, noch heilbar [1]). Der Leberskirrhus war also allererst die Leberzirrhose.

Als die typische Krankheit der Leber nannte Galen aber die Obstruktion durch flatus nebulosos oder durch humores crassos et viscosos. Dass eine Verstopfung in der Leber leichter als anderswo eintrat, war eine Folge der eigentümlichen Struktur und Funktion dieses Organs, namentlich des Gefässnetzes in der Leber und der Blutbereitung (I, 285, VI 685). Die Obstruktion wurde verursacht durch den Genuss von schwer verdaulichen Speisen, so von käsiger Milch (VI, 344, 687) [2]) und von Weizenbroten [3]). Weitere Ursachen waren: Kälte, Bäder und körperliche Bewegung nach dem Essen (XV, 194). Bei der Obstruktion gab es weder Fieber noch Hitze an den betreffenden Stellen, wohl aber Dyspepsie, ein Gefühl von Schwere in der Tiefe des Hypochondrium, Ikterus (VII, 78; XVIII A, 66), Trägheit des Körpers (VI, 41), dünner Harn. Stockung des Chylus in den mesenterialen Gefässen könnte dort Entzündung oder Fäulnis mit Fieber verursachen (VI, 759). Leute mit engen Adern, die demzufolge auch enge Lebergänge haben sollten, wären für dieses Leiden prädisponiert. (I, 354). Wie andere antike „Krankheiten" war auch die Obstruktion der Leber offenbar ein Potpourri von Krankheiten. Die Obstruktion durch flatus nebulosos war oft sonst nichts als eine Flatulenz im rechten Hypochondrium infolge des Gebrauchs von blähenden Speisen oder infolge von Erkältung [4]). Die Obstruktion durch

---

1) Vergl. Oeuvres d'Oribase, Tom. V p. 498. In den pseudogalenischen Oroi iatrikoi lesen wir: Scirrho affectum jecur est quum ipsi tumor adest vehementer durus et tactui renitens nec dolorificus. (XIX, 423).

2) Schlechte Beschaffenheit der Milch wurde von den Hippokratikern und von den späteren Ärzten des Altertums als Ursache der Blasensteinbildung genannt (M. Wellmann, Fragm. S. 39), und Käse würde verstopfend wirken, (Carl Fredrich, Hippokr. Unters. S. 184). Vergl. auch Opera omnia, Vol. VI p. 685. Grobe und dicke Milch verstopft nach der süddeutschen Volksmeinung die Wege der Leber und Galle bei Säuglingen. Von Hovorka und Kronfeld, Vergleich. Volksmedizin, Bd. II S. 669.

3) M. Wellmann, Die pneumatische Schule, S. 203; Athenaios, Deipnosophistai, Lib. III C. 83.

4) Vergl. Petri Foresti, Observationes medicinales, lib. XIX Obs. 4.; Opera omnia, 1653 tom. II p. 340.

humores crassos et viscosos war nicht selten Gallensteinkrankheit [1]), aber auch wohl eine Stauungsleber [2]).

Von den nicht sehr originellen Aerzten nach Galen erwähnen wir den Theodorus Priscianus. Als rechter Methodiker hat dieser Verfasser die Leberkrankheiten in eine „solutio" (atonia) und in eine „constrictio" unterschieden. Bei der Erstgenannten bestand eine Erschlaffung des Leibes, Erbrechen und häufige Uebelkeit; bei der Letztgenannten dagegen Spannung und Härte der Lebergegend, heftiger, ausstrahlender Schmerz und bisweilen auch akutes Fieber. Durch ungeeignete Behandlung könnte alsdann duritia s. skirrhos der Leber entstehen [3]).

Zum Schluss noch diese erwähnenswerte Bemerkung des Alexandros von Tralleis: bei Verstopfung der Leber könnten die Säfte so sehr eintrocknen und ausdorren, dass sie wie Steine in der geschwollenen Leber lagen [4]).

Neben den Krankheiten der Leber kannten die Verfasser des Altertums noch als eine eigene Krankheit, was für uns nichts mehr ist als ein Zeichen von Stauung der Galle oder von einer Schädigung der Leberzellen, d.h. die Gelbsucht. Von den Griechen wurde dieselbe Ikteros genannt. Caelius (de morb. chron. III, 5) behauptete, dass die Krankheit diesen Namen bekommen hätte vom Vogel Ikteros, welcher bei den Römern galbulus oder galbula hiess und ein kleiner, grünlicher Vogel war. Aretaios und Rhuphos (oder Galēnos) leiteten dagegen den Namen her von Iktis, das Frettchen, weil dasselbe goldgelbe Augen hatte: „Ikterus a similitudine ad animalculum, quod ictis, id est viverra, appellatur, nominatus est. Est autem mustela sylvestris, quae auricolores oculos habet". (Aëtius, X, 17). Adams meinte, dass dieses Tierchen die mustela erminea oder mustela furo gewesen wäre. (p. 326). Plinius und andere römische Verfasser nannten die Gelbsucht „fellis suffusio" (XXII, 23, 49), welcher Namen keine Erläuterung bedarf. Bei Celsus lesen wir, dass die Römer die Gelbsucht

---

1) „Bilis flava interdum in cyste lapidescit", Foresti opera omnia, tom. II p. 341.

2) Foresti opera omnia, tom. II p. 342.

3) Theodorus Priscianus Euporista, edidit V. Rose, p. 174; Th. Meyer-Steineg, Theodorus Priscianus und die römische Medizin, S. 233.

4) Th. Puschmann, Alexander von Tralles, orig. Text und Übers., Bd. II S. 384.

morbus arquatus und morbus regius genannt haben. Den erstgenannten Namen könnte die Krankheit bekommen haben, weil die Farbe der Leidenden einige Aehnlichkeit mit derjenigen des Regenbogens hatte. Scribonius [1]), Caelius Aurelianus, der Pseudo-Theodorus [2]) und Cassius Felix [3]) sprachen von „aurugo" oder „aurigo", a colore bilis auro concolore [4]). Der, dem Caelius nach, mehr volkstümliche Namen „morbus regius", welcher auch in der frühmittelalterlichen Rezeptliteratur wiederkehrt [5]), sollte hiervon herrühren, quod in Aulis regium molliter curetur ludis, lasciviaque, per quae mens exhilaretur. Oder wie Quintus Serenus Samonicus gedichtet hat:

Regius est vero signatus nomine morbus.
Molliter hic quoniam celsa curatur in aula [6]).

Im „Corpus Hippocraticum" wurde gesagt, dass der Icterus entweder von einem Leiden der Leber oder von einem Leiden der Milz herrührte. Im letztgenannten Falle kam die Krankheit in Tagen wechselnder Temperatur (De humor. 13), also im Herbste, und war die Hautfarbe schwärzlich [7]). Der Gelbsucht vorhergehende Erscheinungen waren: häufiger Stuhlgang, wobei ein wenig gelbe, klebrige und kaum zu Kot verarbeitete Materie in kleinen Mengen abgegeben wurde, Schmerzen im Hypochondrium und in der Seite. (Praedicta I, 146, Coac. praenot. 287, 610). Die Gelbsucht kam auch in heftigen Fieberkrankheiten. Wenn alsdann die Gelbsucht vor dem 7 Tage hinzukäme, war es etwas Schlimmes, es müssten denn unten im Leibe feuchte Ergüsse stattfinden.

---

1) Compositiones (ed. G. Helmreich), c. 127; W. Schonack, Die Rezepte des Scribonius, S. 64.

2) Antidotarium Brux. sec. 159, ausgabe V. Rose in Prisc. Eup. p. 391; De simplici medicina, ibid. p. 419.

3) De medicina, ed. a V. Rose, p. 128.

4) Prosperi Alpini, De praesagienda vita et morte aegrotantium, 1751, p. 167; Celsus, De medicina, lib. III C. 24.

5) H. E. Sigerist, Studien und Texte zur frühmittelalterlichen Rezeptliteratur, S. 23; der Namen „aurigo" onder „aurugo" war damals auch gebräuchlich, vergl. Jul. Jörimann, Frühmitteralt. Rezeptarien, S. 55, 70.

6) Quinti Serini Samonici de medicina praecepta saluberrima, Rob. Keuchenius rest., emend., illustr., 1662, p. 34. Vergl. Celsi. De medicina, lib. III, c. 24, ed. Marx p. 141; Prospero Alpinus, l. c. p. 167.

7) Epidemiorum II, 1, 10, Littré, tom. V, p. 83; Fuchs, Bd. II S. 164.

Aber am 7, 9, 11 und 14 Tage war dieselbe ein kritisches und salutäres Zeichen, wenn wenigstens das Hypochondrium nicht hart wurde. (De crisibus, 13, Aphor. IV, 62, 64; VI, 42; Coac. 118). Etwas ähnliches lesen wir im Appendix zum „De victu in acutis" (§ 13): Bei einem von der Galle herrührenden Fieber hebt vor dem 7 Tage in Verbindung mit Frost auftretende Gelbsucht das Fieber; wenn diese hingegen ohne Frost und ausserhalb des günstigen Zeitpunktes auftritt, so ist es lebensgefährlich.

In „De morbis II" (c. 38) wurden als Zeichen der Gelbsucht die Verfärbung der Haut und der Conjunktivae und der dicken, gallehaltiger Harn genannt [1]). Ausführlicher besprach aber der knidische Verfasser „De morbis internis" unsren Gegenstand, wobei er nicht weniger als vier Arten der Gelbsucht unterschied. Die erste Form war eine ernste, von Starrfrost, Fieber und Delirium begleitete, gallige Krankheit. Die Haut war gelb wie eine Granatapfelschale, der Harn war gelb und mit gelblichem Niederschlage, der Stuhl war gelblichweiss und übelriechend. Der Tod kam in der Regel innerhalb von vierzehn Tagen. Wenn der Leidende aber diese überstanden hatte, so wurde er wieder gesund. — Die zweite Art von Ikterus suchte den Menschen zur Winterzeit infolge von Trunksucht und Starrfrost heim. Es gab Fieber, Anasarka, Schmerzen, quälendes Jucken, Durst, Körperschwäche, die Adern waren geschwollen. Wenn Patient nicht innerhalb von 7 Tagen wieder gesund wurde, zog die Krankheit sich längere Zeit hin oder führte rasch zum Ende. — Eine dritte Gelbsucht wurde „die epidemische" genannt, weil sie die Menschen zu jeder Jahreszeit heimsuchte [2]). Dieselbe entstand in der Regel infolge von Völlerei und Trunkenheit. Der Leidende hatte ein gelindes Fieber, litt an Körperschwäche und Kopfschmerzen, der Harn war blass gefärbt und dick. Diese Krankheit war wenig gefährlich und bei sorgfältiger Behandlung kam die Genesung in kurzer Zeit. — Die vierte Form, zum Schluss, war eine schleimige Winterkrankheit. Es gab Husten mit reichlichem Auswurf und zuweilen ein leichtes Fieber. Der Urin war weiss und dick und mit

1) Das Nasenbluten wurde in Epidemiorum I, 8 erwähnt: G. Sticker, Hippokrates, Der Volkskrankheiten 1 und 3 Buch., S. 45.

2) Eine Epidemie von benigner Gelbsucht wurde in Epidemiorum IV, 7 erwähnt.

mehlartigem Niederschlage. Diese Art von Gelbsucht war nicht lebensgefährlich und genas rasch [1]).

Es ist schwer zu sagen, was dies alles gewesen sein mag. Die vierte Form würden wir sicherlich nicht Gelbsucht nennen! Die erste Art hingegen war einer cholangitis infectiosa nicht unähnlich.

Im dritten Buche „Epidemiorum" [2]) wurde erzählt von der Krankheit des Hermokratēs. Sein Leiden fing an mit Kopf- und Kreuzschmerzen und einer Spannung des Hypochondrium, jedoch ohne Hartheit. Die Zunge war gleich zu Beginn brandig und sofort war Taubheit da. Es gab Schlaflosigkeit, mässigen Durst, dicken rötlichen Harn ohne Sediment, und ziemlich bedeutende Mengen einer verbrannten Materie gingen ab. Am 5 Tage kam Delirium und am 6 Tage wurde Hermokratēs gelbsüchtig. Um 11 Tag wurde er schlafsüchtig, aber kam darauf allmählich wieder zu sich. Am 14 Tage war er fieberfrei und völlig bei Verstande. Aber um den 17 Tag kam ein Rückfall: aufs neue heftiges Fieber und Delirium, am 20. Tage gefolgt von der Krisis. Um den 24 Tag wurde Hermokratēs aber aufs neue heiss und bekam er Durchfall. Am 27 Tage kam der Tod. — Es scheint mir nicht unwahrscheinlich, dass der Hermokratēs cholangitis infectiosa gehabt hat.

In demselben Buche „Epidemiorum III" finden wir die Krankheitsgeschichte des Apolloonios von Abdēra [3]). Dieser Mensch, so lesen wir, war gelbsüchtig und megalosplagchnos, er hatte also einen geschwollenen Leib; und schon lange Zeit wurde er von ständigen Schmerzen in der Leber verfolgt. Infolge einer Diätfehlers befiel dann den Apolloonios Fieber. Er war obstipiert und der Harn floss dünn und spärlich. Es entstand eine schlimme Windsucht, grosser Durst, Schlafsucht, schmerzhafte Auftreibung der rechten Rippenbogengegend, allseits Abkühlung der äusseren Teile und Delirium. Nach vierzehn Tagen folgte eine gallige Diarrhöe und am vier und dreissigsten Krankheitstage kam der Tod. — Vielleicht wurde hier ein Fall von Hanotscher Leberzirrhose

1) Littré, tom. II p. 524; Fuchs, Bd. II 524.

2) Hippocrates, Opera omnia, edidit H. Kuehlewein, vol. I p. 215; W. H. S. Jones, Hippocrates with an Engl. translat., vol. I p. 218/21; Georg Sticker, l. c. S. 69.

3) Hippocrates, Opera omnia, ed. H. Kuehlewein, vol. I p. 242; W. H. S. Jones, Hippocrates, vol. I p. 279; Sticker l. c. S. 83.

beschrieben, welche unter dem Bilde eines icterus gravis endete.

Von den Aerzten nach den Hippokratikern hat Dioklēs erklärt, dass der Ikterus aus der Entzündung und Schwellung der „poroi” entstände, welche von der Leber nach der Gallenblase führten (ductus hepaticus), sodass Stockung der Galle auftrat. — Dagegen hat Erasistratos gesagt, dass der Gang, welcher von der Gallenblase nach dem Darm führte (duct. choledochus), hierbei verstopft wäre [1]). Es ist aber möglich, dass Dioklēs auch die zweite Entstehungsmöglichkeit angenommen hat. Der Encyklopädist Celsus hat weiter die antike, und auch noch moderne [2]), Volksanschauung erwähnt, dass durch aufregende oder deprimierende Leidenschaften Gelbsucht entstehen könnte. Namentlich wäre die Galle das materielle Substrat für Zorn und Neid und wurde von diesen Affekten in Bewegung gebracht [3]). Ob es aber wirklich eine polycholia nervosa gibt, ist bekanntlich noch eine offene Frage [4]).

Hatten die Hippokratiker nebst der Lebergelbsucht nur noch eine „Milzgelbsucht” unterschieden, Aretaios von Kappadozien [5]) behauptete hingegen, dass auch durch eine Affektion des Magens, der Nieren, des Colon Ikterus entstehen könnte. Die Lebergelbsucht würde von einer Obstruktion der Gänge herrühren, welche die Galle nach dem Gedärm führten, und diese Obstruktion wäre entweder eine Entzündung oder ein Skirrhus. Infolge dieses Hindernisses würde die Galle in der Gallenblase angehäuft, welche alsdann sich dehnte, und schliesslich strömte die Galle nach der Leber zurück, wo sie sich mit dem Blut vermischte. Weil die Galle dann nicht im Gedärm gelangte, waren die Faeces nicht gefärbt; aber dieselben waren hart, weiss und lehmig. Die Hautfarbe war weissgrünlich. Dagegen wäre bei der Milzgelbsucht die Hautfarbe dunkelgrün, und die Faeces wären ebenfalls von dunkeler Farbe. Bei der Colongelbsucht sonderte die Leber in gewöhnlicher Weise Galle ab und waren also die Faeces gefärbt. Die

---

1) R. Fuchs, Rhein. Museum, Bd. 49, S. 554.

2) Von Hovorka und Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin, Bd. II S. 106, 108, 114.

3) Vergl. Philostratus, Vita Apollonii, ed. F. C. Conybeare, vol. II p. 347. Die Volksmeinung wurde in späteren Jahrhunderten u. A. von Morgagni verteidigt: De sedibus et causis morborum (1821), vol. IV p. 413.

4) Vergl. Marcel Labé, Précis de Pathologie médicale, tom. V, p. 534.

5) Chron. morb. I, 15 C. Hude, Aretaeus, p. 57, Adams, p. 324.

Galligheit des Blutes wäre in diesem Falle ein Folge der ungenügenden Verdauung der Nahrung, sodass die Leber kein gutes Blut aus dem rauhen Chylus bilden konnte. Zum Schluss könnte die Gelbsucht auch aus einer galligen Aenderung des Körperblutes entstehen. Hinsichtlich der Symptome des Ikterus ist noch erwähnenswert, dass Aretaios gesagt hat, sowohl bei der schwarzen als bei der weissen Gelbsucht würden die Leidenden von Jucken heimgesucht.

Caelius Aurelianus (Chron. morb. III, 5) hat als aetiologische Momente längerwährende Indigestion und abusus laxantium genannt. Nebst den schon erwähnten Erscheinungen lesen wir auch von Trägheit, Müdigkeit, grosser Lustlosigkeit und „animi difficultas".

In der Encyklopädie des Aëtius (X, 17) finden wir auch ein grösseres Fragment, welches „dem Rhuphos und dem Galenos" zugeschrieben wird: „de ictero seu morbo arquato ex libris Rufi et Galeni". Daremberg und Ruelle haben dieses Fragment in den „Oeuvres de Rufus d'Ephèse" (p. 377) aufgenommen, aber es ist schwer zu sagen, was hierin vom Rhuphos herrührt und was dem Galen gehört. Man kann natürlich mit Ilberg [1]) alles, was wir auch in den Schriften des Galen finden, als von ihm herrührend und das Wenige was dann restiert, als Sätze aus Rhuphos betrachten. Da aber Galen nicht alles, was er sagte, selbst erfunden, im Gegenteil sehr vieles Anderen entnommen hat, wird also wahrscheinlich dem Pergamenier zu viel Ehre erwiesen.

In dem genannten Fragmente wurde dann gesagt, dass die Gelbsucht auf dreierlei Weise entstehen könnte: bei einer Crisis, bei einer heissen Dyskrasie der Leber und von einer Obstruktion der Leber [2]). Im ersten Falle waren Harn und Faeces normal, im zweiten Falle aber waren Urin und die Excremente gallig, während bei der Obstruktion das Fieber fehlte, Harn und Stuhlgang weiss waren und eine Sensation von Schwere in der Lebergegend da war. Auch durch den Biss eines giftigen Tieres [3]),

1) Johannes Ilberg, Rufus von Ephesos, S. 36.

2) Opera omnia Galeni (Kühn), XVII B 742, VII 78, XVIII A 66.

3) Daremberg, Oeuvres de Galien, tom. II p. 654; Paulos (III, 50) nannte auch verderbliche Gifte.

also ohne dass die Leber krank war, durch Verlust der Anziehungskraft oder durch Überfüllung der Gallenblase [1]) und durch Obstruktion oder Atonie des ductus hepaticus konnte Gelbsucht entstehen. (VIII, 372).

Diesen dann nur „galenischen" Bemerkungen können wir noch aus den Opera omnia Galeni hinzufügen: dass „ictero laborantes omnia pallida vident" (VII, 99), dass „sudor amarus in eo est" (VI, 250), dass die Krankheit meistens im Sommer kam, aber auch bei sommerlichem Wetter im Frühling oder im Herbste (XVI, 376). Zum Schluss, wurde auch Obstruktion des ductus choledochus als Ursache von Gelbsucht genannt. (XVI, 542).

Es ist schwer um über den Vernunftsgehalt der antiken Lebertherapie sich ein Urteil zu bilden! In den späteren medizinischen Schriften des Altertums wurde — ganz wie in einem modernen „Vademecum" oder „Taschenbuch"! — ein Potpourri von Heilmitteln aufgezählt, welche der Arzt dann versuchen könnte. Und es wird von seiner Einsicht und Erfahrung abgehängt haben, ob wirklich etwas Gescheites zustande kam! Erkannt soll werden, dass in verschiedenen Leberkrankheiten auch der heutige Arzt nicht viel mehr vermag als das Leiden ein wenig zu lindern. Und der antike Arzt, noch weniger mit der wirklichen Natur der Erkrankung bekannt, stand denselben demzufolge noch machtloser gegenüber als wir. So wird er in dem „scirrhus hepatis" von den „erweichenden und auflösenden" Medikamenten, welche er in seinen Lehrbüchern in grösserer Anzahl gelobt fand, sicherlich wenig Erfolg gesehen haben! Und die machtlose Ausrede, es wäre die Hilfe der Kunst zu spät eingerufen, wird nicht nur dem Galen [2]) öfters gedient haben, um wenigstens sein Ansehen zu retten! Aber in anderen Fällen mögen doch die angegebenen Mittel wirklich nicht ohne Resultat ge-

---

1) Icterus infolge von Gallenblasenerkrankungen, sagte Galen, wären „den Alten" unbekannt. De locis affectis, lib. V 5, 9.

2) Hepatis autem scirrhum, incipientem quidem, saepe curavimus, inveteratum vero neque ipse sanare potui, neque alium novi, qui posset. Galenus, De method med. ad Glauc. lib. II c. 7. Und die Zeit, worin der Scirrhus, dem Galen nach, noch heilbar sei, war, wie Van Swieten (Commentaria, vol. III p. 119/20) bemerkt hat, nur äusserst kurz!

wesen sein. So mögen die beliebte Venesektion und die diuretica bei Stauungsleber, so mögen die Laxantia bei Gallensteinleiden dem Patienten genützt haben. Im hippokratischen Buche „De morbis int." (c. 27) wurde bei der „hepatitis", welche, wie wir wissen, oftmals ein Gallensteinleiden gewesen ist, das Auflegen von warmen Umschlägen, Nachtschattensaft gegen die Schmerzen und später nur wenige reine Speisen und viel Trinken empfohlen, wobei der Arzt den Leib mittelst Klysmata zu reinigen hatte. Rationell war auch die Therapie des Caelius: ein warmes Lager, warme Kataplasmata und Kompressen, flüssige, laxierende Nahrung und ausserdem: Schröpfköpfe, Skarification, Blutegel, vaporatio [1]) und klysmata.

Die Therapie des katarrhalen Ikterus konnte auch im Altertum ziemlich einfach sein. Celsus empfahl dem Kranken: am ersten Tage Fasten, am zweiten ein Klysma und weiter eine passende Diät. Als Arznei nannte er bei Obstipation das, wesentlich aus Jalapin bestehende, Skammoniumharz [2]), und bei gastro-enteritis die beta alba oder weissen Mangold, bittere Mandeln, Wermut und ein wenig Anis. Asklepiadēs, teilte Celsus mit, liess Salzwasser (aqua salsa) trinken um Abführen zu bewirken. Rhuphos verordnete: warme Bäder, Einreibung mit schwitzenerregendem Oel und eine flüssige, säfteverdünnende Diät.

Schwierig wurde aber die ärztliche Aufgabe, wenn der Icterus auch bei richtigem Verhalten doch nicht sich verlor. Dann blieb kein Mittel des reichen antiken Heilarsenals unversucht: Aderlass, Purgation, Niesmittel, Schröpfköpfe und Skarifikation in der Lebergegend, u. s. w.. Selbst der coïtus würde, dem Themison und dem Titus nach, hierbei nützlich sein! [3]) Weil die Krankheit von Niedergeschlagenheit herrühren könnte, sollte man den Leidenden aufmuntern und ihm Zerstreuungen bieten: So lesen

---

1) Vergl. Th. Meyer-Steineg, Das medizinische System der Methodiker, S. 113/6, 105.

2) Pedanii Dioscuridis de materia medica, lib. IV c. 170, ed. Wellmann, vol. II p. 318; Übers. Berendes, S. 463/4.

3) Caelius Aurelianus, De morbis chronicis, lib. III c. 5. Im Altertum und auch im Mittelalter erwartete man vom coïtus Erfolg bei mancherlei Krankheit. So würden nach dem Magister Salernus junge Frauen, die infolge von retentio menstruorum an Leberinduration litten, phthisisch, wenn sie nicht durch den coïtus geheilt wurden. Vergl. Paul Diepgen, Gualt. Agilonis summa med., p. 51.

wir im Kapitel des Celsus „Von der Gelbsucht" (III, 24): „Man richte sich ein gutes Bett und ein geschmackvolles Zimmer ein, suche Zerstreuung und Scherz, besuche die Schauspiele und erfreue sich an ausgelassenen Vergnügungen, wodurch der Geist angenehm zerstreut wird". Auch Caelius (III, 4) empfahl als „maximum adjutorium et magis utilem aegrotantibus animi purissimam laxationem sive serenitatem". Bei längerer Dauer der Krankheit könnte ebenfalls die Gestatio, Klimawechsel oder eine lange Seereise nützlich sein, wie auch Bäder und das Trinken von Mineralwasser, welche, den griechischen Ärzten noch unbekannt, den römischen dagegen ganz geläufig gewesen sind [1]).

Der, trotz seines ernsten Bestrebens doch geringe, Erfolg seiner wissenschaftlichen Heilmittel mag den antiken Arzt und mag noch eher den antiken Leberleidenden selbst der Volksmedizin zugeführt haben, in der Hoffnung, dass die magischen Mittel ihm das begehrte Wohlbefinden wiedergeben könnten.

Wir finden die Volksheilmittel natürlich allererst in der „Naturalis Historia" des Plinius. So wurden gegen Schmerzen in der Leber für nützlich gehalten: trockne Wolfsleber mit Met, Eselsleber mit Petersilie, Nüssen und Honig; Bocksblut; die Leber eines wilden Wiesels; ein Frettchen wie ein Ferkel gebraten. (XXVIII, 13, 55; XXX, 6, 16) Wider die Gelbsucht, so lesen wir weiter, war Ohrenschmalz ein Mittel oder man gab Schmutz von den Schafeutern, Asche von einem Hundekopf mit Met, multipeda in vino, Regenwürmer (vermes terreni) in Essigmet, Hirn eines Rebhuhnes oder Adlers, Asche von den Federn oder Eingeweiden einer Holztaube, Asche von Sperlingen. (XXX, 11, 28).

-Aber auch die Wissenschaftler haben die magischen Heilmittel nicht verschmäht! Scribonius Largus, ein Zeitgenosse des Plinius und Verfasser eines medizinischen Vademecums, der, trotz seiner gelegentlichen Empfehlung von magischen Arzneien, doch kein abergläubischer Arzt gewesen ist [2]), hat behauptet, dass bei Anschwellung, Verhärtung und Schmerzen der Leber eine Wolfsleber gut wirken sollte und dass bei der Gelbsucht gedörrter und

1) Meyer-Steineg, Das medizinische System der Methodiker, S. 85/7, 102. Vergl Johann Jakob Bachofen, Urreligion und antike Symbole, Bd. III S. 136.

2) Wilh. Schonack, Die Rezeptsammlung des Scribonius Largus, eine krit. Studie, S. 65.

verriebener Bergziegenkot nützlich wäre [1]). In der Arzneimittellehre des Dioskuridēs lesen wir: die „onoi", i.e. vielfüssige Tiere, welche unter den Wasserbehältern sich aufhalten, mit Wein getrunken, helfen gegen Gelbsucht [2]). Der grosse Arzt Archigenēs hat, der Mitteilung des Galen nach (XIII, 256), „amuleta ad hepar et splenem credita" genannt. Und Galen selbst glaubte „stercora caprina ex vino pota" ein nützliches Mittel für Gelbsüchtige. (XII, 299). Alexandros von Tralleis, zum Schluss, erwähnte als „bewährtes Mittel" in hēpatos phlegmonē „die sogenannte Hasenmedizin", welche aus Kostwurz, Bockshornklee, Pfeffer und Hasenmist bestanden hat [3]).

Beliebt war auch im Altertum die Behandlung der Gelbsucht mittelst sympathischer Farben, d.h. man liess den Kranken gelbfarbige Arzneien gebrauchen oder versuchte die Krankheit in gelben Tieren zu „transplantieren". „Ich habe vielmals gehört, sagte Ploutarchos in den „Symposiaka" (V, 6), dass es ein vortreffliches Mittel wider die Gelbsucht sei, wenn man den Vogel Charadrios ansieht. Die Natur und Konstitution dieses Tieres scheint von der Beschaffenheit zu sein, dass es jene Krankheit, welche wie ein Strom aus den Augen des Patienten hervordringt, an sich zieht und aufnimmt. Deswegen blickt der Charadrios niemals einen mit Gelbsucht Behafteten an; in solchem Falle zeigt er eine grosse Aengstlichkeit, dreht den Kopf weg und hält die Augen fest verschlossen, doch nicht wie manche glauben, aus Neid wegen der von ihm erwarteten Heilung, sondern weil er dabei wie von einem Schlage verwundet wird". Auch Plinius (XXX, 11, 28) und Aelianus, in „De natura animalium" (XVII, 13), sprachen von einem Vogel, welcher die Gelbsucht kurieren könnte, wenn der Kranke ihn nur ansah. Aelianus nannte denselben, wie Ploutarchos, charadrion, aber Plinius sprach von der „avis

---

1) Compositiones (Helmreich) c. 123, 127; Übers. Schonack, S. 62, 64.

2) Ausgabe Wellmann, vol. I p. 133. Dem Berendes nach wäre der „onos" Porcellio scaber oder Armadillidium vulgare (S. 165). Das Mittel blieb bis in unsren Tagen eine Volksarznei gegen Gelbsucht.

3) Th. Puschmann, Alexander von Tralles, Bd. II S. 394. Mehrere derartige Rezepten in Budge, The Syriac Book of medicines, vol. II p. 407, 419, 426, 437, 456. Kuhmist war ein altes magisches Mittel gegen Hydrops: Diogenes Laertius, De vita et moribus philosophorum, lib. IX c. 3.

icterus", welche „Latine galgulum vocari puto" [1]). Und er behauptete, dass der Vogel nach der Transplantation sterben müsste. Ob auch in „De morbis internis" das Fleisch des Charadrios in Weisswein dem Gelbsüchtigen als nützlich bezeichnet worden ist, ist bei der Korruption des Textes unsicher [2]). Welcher Vogel der Charadrios gewesen ist, ist schwer zu sagen. Einige meinen die Goldammer, andere aber die Goldamsel [3]).

Weitere farbige Heilmittel gegen die Gelbsucht wären, dem Plinius nach, der Erythrodanus (Krapp), welchen die Römer Rubia nannten (XXIV, 11, 56) und dessen rote Farbe die Eigenschaft hat, nicht nur den Harn, die Milch, den Schweiss der damit gefütterten Tiere zu färben, sondern selbst die Knochen zu durchdringen [4]); die Samenkerne der colocynthis (Kürbis) und die gelben Füsse eines Huhnes. (XX, 3, 8; XXX, 11, 28) [5]). Und, zum Schluss, lesen wir noch von einem Stein „Icterias", welcher dem gelblichen Vogel ähnlich wäre und deshalb gegen die Gelbsucht nützlich sein sollte. (XXXVII 10, 61) [6]).

Mittel, welche durch ihre Farbe die Gelbsucht heilen könnten, fehlen auch nicht in den wissenschaftlichen Schriften. So behauptete der hippokratische Verfasser „De locis in homine" (c. 28), dass edler Wein und derartige Dinge dem Menschen eine rötere Gesichtsfarbe verleihen könnten". Dioskuridēs nannte als Heilmittel gegen die Gelbsucht die Wurzel des „chelidonion mega", d.h. des einen gelben Bitterstof enthaltenden Schöllkrautes, und den Chrysanthemum coronarium, die Goldblume, welche nach dem Verlassen des Bades getrunken werden sollte [7]). Und Caelius teilte mit, dass einige Aerzte dem Leidenden verordnet hätten, nach Gold oder nach Sachen von goldener Farbe zu sehen und Bettdecken von goldener Farbe zu gebrauchen.

Bekanntlich waren die Alten in dieser Vorstellung von der Heilkraft von Gegenständen gelber oder roter Farbe für Gelb-

---

1) Ausgabe Mayhoff, vol. IV p. 454; Aeliani, De natura animalium, rec. Rud Hercher, 1858, p. 285. 2) Fuchs, Bd. II S. 527.

3) Littré übersetzte mit „pluvier": Regenpfeifer. Sehe: Th. Beck, Hippokrates Erkenntnisse, S. 264. 4) Berendes, Dioskurides, S. 357.

5) Vgl. c. 29 des Cod. Bambergensis, Jörimann, l. c. S. 70.

6) Auch der Bernstein, der Beryll, der Topas wurden als gelber Stein gegen Gelbsucht diensam geachtet. Vergl. H. Fühner, Lithotherapie, S. 66, 69, 138.

7) Dioskurides ed. Wellmann, vol. II p. 148; Übers. Berendes, S. 354.

süchtige nicht originell. Wir finden dieselben doch bei Völkern aller Gegenden und aller Zeiten. Bei den alten Indiern der Vedischen Periode wurde die Gelbsucht in gelbe Vögel gebannt [1]). Die Tscheroki Nordamerikas, die alten Irländer, die Javanen [2]) sahen und sehen in der gelben Farbe gewisser Pflanzen und Wurzeln ein Zeichen ihrer Heilkraft gegen die Gelbsucht. Und in der Volksmedizin aller Völker finden wir den Glauben, dass der Anblick oder das Tragen von gelben oder goldenen Gegenständen die Gelbsucht heilen könnte: im modernen Griechenland nennt man den Icterus selbst die „Goldkrankheit" (Frazer). Dass der Gimpel, Goldammer, Kreuzschnabel und Kanarienvogel die Gelbsucht anziehen, ist für den steierischen Menschen eine ausgemachte Sache [3]). In Waterland meinen, nach der Mitteilung von C. Bakker, die Leute, dass man „de geling", d. h. die Gelbsucht, bekommen könnte durch das Anschauen eines Gelbsüchtigen [4]). Sloet erwähnte den holländischen Gebrauch, die Gelbsucht in der gelbbäuchigen Schleie, welche man dem Leidenden auf die Magengrube legte, zu transplantieren [5]). In den schweizerischen Volkskalendern wurden Eisenkrautwasser, Birkensaft, Kamillensirup, Schöllkraut und gelbe Rübe bei Gelbsucht empfohlen [6]). Und in Flandern reicht man dem Kranken gelbe Rübe, Saffran, und Eigelb in Branntwein, das Schöllkraut [7]) oder andere Pflanzen mit goldfarbigen Blumen [8]).

Nach Caelius hat man im Altertum die Wirkung der goldfarbigen und gelben Gegenstände hierdurch zu erklären versucht, dass das Gleiche vom Gleichen angezogen würde und deshalb die gelben Krankheitsstoffe in Gegenstände derselben Farbe übergingen. Johan van Beverwijck behauptete, dass Kräuter die-

1) H. Haeser, Geschichte der Medicin, Bd. I, S. 11; Paul Hermant et Denis Boomans, La médecine populaire, p. 9.

2) J. P. Kleiweg de Zwaan, Denkbeelden der inlanders van onzen Indischen Archipel omtrent het ontstaan van ziekten, blz. 37.

3) Victor Fossel, Volksmedizin und medizinischer Aberglauble in Steiermark.

4) Volksgeneeskunde in Waterland, blz. 299; vergl. auch über die Übertragbarkeit der Gelbsucht, Franz Hempler, Psychologie des Volksglauben, S. 43, 68.

5) L. A. J. W. Sloet, De dieren in het volksgeloof, blz. 366.

6) Ed. Lombard, Der medizinische Inhalt der schweizer. Volkskalender, S. 83, 115.

7) Nach dem germanischen Volksglauben war das Schöllkraut von diabolischem Ursprung: Is. Teirlinck, Flora diabolica, blz. 38, 99.

8) A. de Cock, Volksgeneeskunde in Vlaanderen, blz. 198.

jenigen Körpersäfte reinigen, umändern und abführen könnten, mit denen sie in innerer Farbe übereinstimmten [1]). Und auch die meisten modernen Folkloristen pflegen den Gebrauch gelber Heilmittel gegen Gelbsucht [2]) aus der primitiven Vorstellung zu erklären, dass die äussere Ähnlichkeit ähnliche, innere, verborgene Kräfte anzeigen könne. Und sicherlich können derartige Vorstellungen hierfür von Bedeutung gewesen sein. Aber man soll doch auch bedenken, erstens, dass nicht alle, vielmehr nur wenige magische Mittel gegen die Gelbsucht von gelber Farbe waren. Und zweitens, dass gelbe Gegenstände nicht allein gegen die Gelbsucht, sondern auch gegen andere Krankheiten angewandt wurden!

Die Farben, „die Kinder des Lichtes" [3]), hatten für den magischen Menschen Zauberkraft! Und jede Farbe hätte ihre eigentümliche Bedeutung und „Kraft". Schwarz war die Farbe der Nacht und des Totenreiches, und, weil dasselbe den chthonioi geweiht war, war es auch von kathartischer Kraft. Dasselbe galt im Hellas von der Purpurfarbe [4]). Rot war die Farbe des Feuers und der Morgenröte [5]) und des Blutes, des Lebenträgers kat' exochēn, und deshalb „the giver of life" [6]). Grün war die Farbe der grünenden, das Auge erfreuenden Natur [7]), aber auch der giftigen Reptile; und Blau die Farbe des Himmels, die königliche Farbe und diejenige der königlichen Götter, wie Indra, Jupiter, Wodan [8]). Also war auch, zum Schluss, das Gelb die Farbe des lebenschenkenden Goldes [9]), des Attributes der Lichtgötter [10]), in Ägypten die Farbe des Horus, und war damit seit uralten Zeiten eine magische, kathartische Farbe, welche vor

---

1) Vergl. mein Buch Johan van Beverwijck, blz. 84.

2) Auch von der roten Farbe glaubte man, dass dieselbe in „roten Krankheiten", wie Rotlauf, Scharlach, Masern, heilend wirkte. Vergl. u. A. Dan. MacKenzie, The infancy of medicine, p. 248, Ed. Stemplinger, Antike und moderne Volksmedizin, S. 83.

3) Hugo, Magnus, Die Volksmedizin, S. 65.

4) Erwin Rohde, Psyche, Bd. I S. 226.

5) Oskar von Hovorka, Geist der Medizin, S. 249.

6) J. W. Perry, The origin of magic and religion, p. 5/6.

7) Eine rationalistische Erklärung in Aristoteles, Problemata, XXXI, 19.

8) Hermann Fühner, Lithotherapie, S. 142.

9) J. W. Perry, The Children of the Sun, p. 457.

10) S. Seligmann, Die magischen Heil- und Schutzmittel, S. 156.

Krankheiten schützen und von Krankheitsstoffen reinigen könnte [1]).

„Porta hepatis, porta malorum!" Die Leber war den Hellenen seit homerischen Zeiten das wichtigste Organ des vegitativen Lebens und demzufolge wurde dieselbe in mancher Krankheit für die Quelle des Leidens gehalten, öfters mit Recht, aber auch öfters mit Unrecht. So wurde in den „Coacae Praenotiones" (402, 441, 437) eine Hämoptoe genannt, wobei das Blut aus der Leber ausgeworfen würde, und in „De natura muliebri" (c. 52) wurde behauptet, dass in einem Bluterbrechen infolge einer Entbindung das Blut von einer Wunde des unteren Leberteiles herrührte. Manchmal mag auch der Eiter im Harne, welcher von einem durchgebrochenen Leberabszesse herrührte, in der Tat aus dem Nierbecken gekommen sein. Der famose „fluxus hepaticus" war faktisch kein Leber- sondern eine Magen- oder Darmblutung. Und die Abgänge, welche „dem Ablaufwasser von frisch geschlachtetem Fleisch ähnlich" waren [2]), kennen wir wohl als ein Zeichen von Dysenterie („meat-washings" [3])), aber nicht als ein Symptom von Leberleiden!

Die Alten haben sich also in der Diagnose „Leberleiden" oft geirrt. Aber andrerseits haben sie doch, wie aus Obenstehendem hervorgeht, oft richtig geurteilt und richtig gehandelt! Die Verfasser von den Lehrbüchern der Geschichte der Medizin schreiben sicher, dass, was in den antiken Schriften über die Leberkrankheiten bemerkt worden ist, nicht erwähnenswert wäre. Aber sie haben offenbar einander nur abgeschrieben und die Quellen nicht selbst studiert. Selbstverständlich wird niemand ihnen dies schwer anrechnen, weil doch kein einziger Mensch die medizinischen Schriften aller Völker und aller Zeiten durchforschen kann! Hoffentlich wird aber der nächste Verfasser einer Geschichte der Medizin solch einen Fehler sich nicht mehr zuschulden kommen lassen.

---

1) Vergl. über l'action curative des couleurs: Cabanès, Remèdes d'autrefois, IIième série, p. 231/48.

2) Paulos von Aigina, lib. III c. 46; ed. I. L. Heiberg, pars prior, p. 250; Übers. Berendes, S. 284. 3) R. W. Leftwich, An index of symptoms, p. 323.

LA PÉRITOMIE

ÉTUDE GÉNÉRALE ET PARTICULIÈRE

PAR

le Dr. D. SCHAPIRO
de Paris.

(suite)

---

§ 3. *Hégémonie religieuse en Babylonie.*

I. — Malgré ces dernières circonstances favorables, les terribles persécutions et les repressions implacables tout de fois renouvelées, avaient fini par rendre la population hébraïque de la Judée très clairsemée, comme les impôts écrasants sous cesse alourdis, avaient fini par épuiser toutes les resources du pays. Aussi, dès le commencement du IIIe siècle, le centre du judaïsme, se déplaca-t-il rapidement en Babylonie. Certes, les Juifs, vers cette époque, habitaient bien des contrées 2) an-delà de l'Euphrate, mais c'est au sud de la Mesopotamie, c'est dans l'ancien royaume de la Babylonie et dans l'antique Chaldée, qu'ils formaient la presque totalité de la population. Même ils s'y sentaient tellement chez eux qu'ils avaient surnommé toute cette vaste contrée: «*le pays d'Israël*» 3). Au surplus, ils y jouissaient d'une réelle indépendance politique 4).

Or, grâce à ces circonstances particulièrement heureuses, la ville de Nahardea, à pronimeté de Pumbadita, qui élait le siege

---

2) En effet depuis la première déportation, les juifs avaient fini par se multiplier en Chaldée, en Assyrie en Elymais au Chusistan, en Susiane et jusqu'en Arménie.

3) Genesis rabba, cap. XVII.

4) En effet, à part l'impôt de capitation au «charag», et hormis l'impôt fancier au «taska», les Juifs étaient libres de se gouverner à leur guide. Ils avaient le droit d'élire eux-mêmes leur chef politique au «Resch-Galutha», qui était aussitôt confirmé dans cette dignité par les rois des Parthes. Et ce Prince d'exil, qui était toujours de la descendance du roi David, avait, chez les Perses eux-mêmes, le quatrième rang après le roi. Enfin, c'était justement ce prince que nommait des magistrats et des fonctionnaires pour tout le pays de la Babylonie juive (V. Traité Schebuoth, p. 6*a*; Traité Schebuoth jerusalmi, cap. I, in initio).

du *Prince d'exil*, devint bientôt comme la Jerusalem de la Babylonie. Car c'est là que Mar Samuel, après son retour de la Palestine, fonda sa fameuse école pour le développement de la *Mischna*, et c'est là russique, dans ce même but, Abba Areka en fonda une autre â Mata Mechassia, an Sura, au sud de la Babylonie.

II. — Naturellement, dans des conditions aussi heureuses, la vie religieuse put s'y développer très librement, et le judaïsme put y exerces toute son influence sur le paganisme. Et, defait, le proselytisme y était si intense que, dans certains endroits, les néophytes formaient l'élément essentiel de la population. C'est ainsi que, par exemple, à Mechanza-Malka sur le Tigre, ville proche de Etésiphion, capitale des Parthes, les familles les plus importantes étaient formées par des proselytes, an étaient issues des proselytes [1]).

Et, même après la destruction de Nahardea, en 259, par Odenatti, le grand aventurier de Palmyr, appelé par les Juifs Papa bar Nazar, les exilés avaient encore continué à jouir pleinement d'indépendance religieuse [2]).

D'ailleurs, même dans l'Empire romain, la liberté religieuse, pendant tout le cours du III[e] siècle, fut assez grande, au point que les Patriarches, en Palestine, devaient jouir alors de titres officiels très honorables [3]). C'est que la grande anarchie qui régnait alors dans l'intérieur même du pays romain, empêchait les maîtres du moment de s'occuper trop des anciens vaincut. Au surplus, même après l'avenement de Diocletien, en 284, le culte juif ne fut point apprimé, puisque ce monarque, qui avait voulu obliger les Chretiens, et même les Samaritains, de pratiquer le culte païen, n'entreprit rien contre la relion hêbraïque [4]). De même, sous le règne de Sevère, en 306, le culte hébreu ne fut pas troublé, puisque ce monarque ne renouvela que l'interdiction contre la conversion au judaïsme, c'est-à-dire l'*édit* contre la circoncision des non non-Juifs [5]).

1) Traités Kiddouschin, p. 73*a*; Rosch-ba-Schana, p. 17*a*; Sabbat, p. 109*a*; Taanit, p. 26*a*. 2) Traités Baba Kama, p. 60*a*; Ghitin, p. 6*a*; Græetz, Geschichte der Juden, t. IV, p. 318. 3) Codex Theodosianus, lib. XVI, t. VIII, § 11.

4) Traité Jerus. Aboda Zaroh, cap. V, p. 44; Traité Nazir, p. 56*a*; Traité Berachoth, cap. III, 6. Eusebius, De martyribus Palestinæ, cap. III; Græetz, Geschichte der Juden, t. IV, p. 301—2. 5) Voici, en effet, ce que Spartien (Severus, cap. XVII, 1) dit à ce sujet: «Judæos fieri sub gravi pæna vetuit».

§ 4. *Les Prodromes du moyen âge.*

I. — Dès le début du IVe siècle, les Juifs, un peu partout, commencèrent à faire l'apprentissage de leur long martyrologe. En effet, quoique Constantin, à son avènement en 312, eut accordé au judaïme des droits analogues à ceux dont le christianisme fut doté lui-même [1]), il ne tarda pas à changer d'attitude, car, sous l'influence du haut clergé [2]), il rendit bientôt un *édit* pour défendre aux Juifs, sous peine de mort pour le propriétaire, agravée par l'affranchissement du serviteur, de circoncire aucun esclave [3]). En outre, aussitôt après sa conversion en 335 et l'adoption du christianisme comme culte officiel pour tout l'Empire romain, Constantin, par un nouvel *édit*, défendit aux Juifs, sous peine de confiscation des biens et de bannissement perpétuel, de circoncire aucun adepte de la religion officielle: «Judæi et bonarum proscriptione et perpetuo exilio damnabuntur si nostræe fidei hominem circumcidisse eos, vel circumcidentum constiterit» [4]). De plus, dès que le christianisme devint la religion de l'Etat romain, il ne fut rien épargné pour amener les Juifs à abjurer leur propre foi, au point que beaucoup d'entre eux, sous la menace des persécutions, ou même sous l'influence des appâts matériels, renoncèrent réellement à la pratique de leur propre culte [5]).

II. — Et les difficultés pour l'exercice du culte juif augmentèrent encore sous le règne de Constance. Alors, en Judée même, bien des chefs d'Ecoles furent bannis de leur pays, et bien d'autres

---

-1) Codex Justiani, Lib. I, t. IX: De Judæis.

2) En effet, dans l'édit de Milan, de 312, il est dit: «Omnibus libera potestas sequendi religionem (V. Lactant. De morte Persicutorium, cap. 48; Eusebius, Hist. eecles, X, 5, 7; Grætz, Geschichte der Juden, t. IV, p. 332)».

3) Cet édit fut rendu sous l'instigation de Sylvestre, évêque de Rome, Paulus, évêque de Constantinople, et d'Eusebius, évêque de Césarée (V. Grætz, Geschichte der Juden, t. IV, p. 333).

4) Voici, en effet, comment il s'exprime à ce sujet: «Quod si aliquis Judæorum mancipium vel christianum habuerit, vel sectæ alterius seu nationis crediderit: ex quacumque causa possidentum et circumciderit: non solum mancipii damno multetur, verum etiam capitalis sententia puniatur, ipso servo pro præmio libertate danando». (V. Codex Justiniani, Lib. I, t. X, 1; Codex Theodosiani, Lib. XVI, t. IX, § 1).

5) Traité Kiddouchin, p. 72*a*; Pesikta rabbati, cap. XV et XXI; Grætz, op. cit., t. IV, p. 333.

ne durent leur salut qu'à une fuite opportune [1]). Et, bientôt, ce monarque édicta la peine de mort contre tout Juif qui aurait épousé une chretienne, ou qui aurait circoncis un esclave chrétien [2]). Enfin, il ne tarda pas à interdire, sous peine d'emprisonnement, agravée par l'affranchissement du serviteur, de circoncire même un esclave païen: «Si quis Judæorum christianum mancipium vel cujuslibet alterius sectæ mercantus circumciderit, minime in servitute retineat circumcisum: sed libertatis privilegiis, qui hoc sustinuerit patiatur [3]).

III. — Naturellement, ces interdictions réïtérées de circoncire même les esclaves poursuivaient surtout un but politique, car on voulait empêcher par là les Juifs de devenir plus nombreux [4]); mais elles n'en constituaient pas moins de terribles persécutions. D'ailleurs, sous ce règne, on ne se gênait plus, à la moindre occasion, d'aller bien loin dans la voie d'interdictions. Ainsi, pour punir les Juifs de Palestine de leur révolte contre Gallus, Constance n'hésita pas à renouveler les *édits* d'Adrien [5]). Enfin, il édicta la peine de mort contre tout chrétien qui oserait embrasser le judaïsme [6]).

IV. — Telle était la terrible situation des Juifs au commencement de la deuxième moitié du IVe siècle. Mais, avec l'avènement de Julien, en 361, qui aimait autant les Juifs qu'il haïssait les Chrétiens, cet état changea complètement. Non seulement il ne tarda pas à accorder aux Juifs une entiére liberté de conscience, mais encore il n'hésita pas à aller jusqu'à leur permettre la reconstruction du Temple [7]). Malheureusement, ce règne fut de trop courte durée pour que les bonnes dispositions du monarque eussent pu porter tous leurs fruits. Toutefois, même avec l'avènement de Valentinien 1er, en 364, la situation des Juifs, dans l'Empire romain, resta encore assez bonne, puisque ce monarque

1) C'est ainsi par exemple, que R. Dimé, R. Isaac b. Joseph, R. Abin, R. Samuel bar Juda durent fuire en Babylonie (V. Grætz, Geschichte der Juden, t. IV, p. 338).
2) Codex Theodosiani, Lib. XVI, t. IX, § 2; Sozomeni, Hist. eecles, lib. III, cap. XVI.
3) Codex Theodosiani, lib. XVI, t. VIII.
4) St. Hilaire, in Ps. LVIII, 131, 146; Grætz, Geschichte der Juden, t. IV, p. 339.
5) Grætz, Geschichte der Juden, t. IV, p. 342.
6) Codex Theodosiani, Lib. XVI, t. VIII, § 7; Depping, Les Juifs au moyen-age, p. 14.
7) Grætz, Geschichte der Juden, t. IV, p. 369; Depping, op. cit., p. 14.

accorda également une entière liberté de conscience à tous ses sujets [1]). Enfin, sous le règne de Theodose le Grand, cette liberté religieuse n'eut rien à souffrir non plus, puisque ce monarque alla même jusqu'à accorder aux patriarches le droit absolu d'excommunication contre les apostats [2]). Pourtant, il renouvela l'*édit* [3]) contre la circoncision des esclaves [4]).

III. — Naturellement, dans tout le cours du IVe siècle, les conversions au judaïsme, dans les divers états de l'Empire romain, constituaient plutôt une rare exception. Et, même en Babylonie, où le prosélytisme était d'abord si intense [5]), les conversions, vers la fin de ce même siècle, semblent également s'être très relenties [6]), à cause de l'hostilité du roi Chabur II à l'égard de ses sujets juifs [7]).

D'ailleurs, dans cette même période, le dernier prestige du judaïsme officiel disparut pour toujours de la Palestine [8]). En effet, le Patriarche Hillel II, par sa publication du calendrier [9]), éteignit, pour aussi dire, le dernier éclat des descendants de David dans leur pays d'origine, en mettant fin à leur hégémonie religieuse.

§ 5. *Le Partage de la monarchie romaine.*

I. — Mais, si le prestige officiel du judaïsme et la situation

1) Codex Theodosiani, Lib. VI, t. VIII, § 13; Lib. XI, t. XVI, § 9; Grætz, der Juden, t. IV, p. 376.

2) Codex Theodosiani, Lib. XVI, t. VIII, § 8 et 9; Grætz, Geschichte der Juden, t. IV, p. 384.

3) Voici, en effet, en quels termes il est conçu: «Judæi si olienæ nationis comparatos servos circumciderent, aut deportantur, aut capite punitiantur» (Voir C. Theod. lib. XVI, IX, 1).

4) Codex Theodosiani, Lib. III, t. I, § 5; Grætz, Geschichte der Juden, t. IV, p. 387.

5) En effet, d'après les Traités Kiddouchin, p. 73*a* et Baba bathra, p. 149*a*, il semble bien que la masse des prosélytes, en Babylonie, était alors vraiment considérable.

6) Traité Berachoth, p. 17*b*; Grætz, Geschichte der Juden, t. IV, p. 378.

7) Grætz, Geschichte der Juden, t. IV, p. 352.

8) Grætz, Geschichte der Juden, t. IV, p. 331.

9) Il est curieux de noter que, même à cette époque, le judaïsme était encore capable d'attirer les esprits réfléchis et de provoquer des conversions sincères, comme celle du moine du mont Sinaï, relatée par Anthiochus (Maxima bibliotheca veterum patrum, t. XII, homilia LXXXIV, p. 265): «Fuit in monte Sina monachum quedam qui celebre adeo edidit suæ continentiæ specimen, ut in cellula multos vixerit annos inclusus. Postremo multi variis revelationibus Diaboli et insomniis illusus, ad Judaïsmum delapsus est et carnis circumcisionem ....»

matérielle des Juifs avaient baissé un peu partout, un événement considérable n'en vint pas moins apporter de sérieuses entraves à l'abaissement systématique, moral et matériel, des Juifs. En effet, vers la fin du IV[e] siècle, la monarchie romaine, fondée un bon siècle auparavant par Dioclétien, fut partagée, à la mort de Théodose le Grand, en Empire d'Orient et en Empire d'Occident. Et, désormais, un décret, parti de Rome, ne pouvait plus aller persécuter les Juifs jusqu'aux confins de la terre habitée! De plus, ces malheureux, trop violement opprimés dans un empire, pouvaient songer à la possibilité de changer de résidence, et espérer ainsi échapper à de trop cruelles exactions.

II. — Et, déjà au début même de ce *schisme*, les Juifs en retirèrent pas mal d'avantages. En effet, Arcadius, le chef de l'Empire d'Orient, accorda à ses sujets juifs beaucoup de privilèges [1]), et Honorius lui-même, le chef de l'Empire d'Occident, fit également respecter, dans ses Etats, la liberté religieuse des Juifs, au point qu'il interdit de les citer en justice les sabbats et les jours de fêtes [2]). De plus, il fit rapporter la loi de Constance qui avait défendu aux Juifs d'avoir des esclaves chrétiens [3]).

III. — Cependant, dès le début du V[e] siècle, le judaïsme, hélas! alla commencer l'ère terrible du *moyen âge*.

Déja, sous Theodose II, la dernière lueur de l'indépendance religieuse s'éteignit avec le *patriarchat* de R. Gamaliel [4]). Car non seulement ce monarque défendit aux Juifs d'avoir des esclaves chrétiens [5]), mais encore il alla jusqu'a restreindre la liberté religieuse elle-même [6]).

IV. — D'autre part, même en Babylonie, les Juifs, vers cette même époque, eurent beaucoup à souffrir des persécutions reli-

---

1) Grætz, Geschichte der Juden, t. IV, p. 388.

2) Codex Theodosiani, Lib. II, t. VIII, § 3; Lib. VIII, t. VIII, § 20; Grætz, op. cit., t. IV, p. 389.

3) Codex Theodosiani, Lib. II, t. VIII et IX; Depping, Les Juifs au moyen âge, p. 16.

4) D'après Grætz (Geschichte der Juden, t. IV, p. 384—90) le dernier patriarche était R. Gamaliel VI, fils de R. Juda IV, et arrière petit-fils de Hilel II.

5) Grætz, Geschichte der Juden, t. IV, p. 389.

6) Ainsi, il alla même jusqu'à interdire aux Juifs l'observation d'un usage fort innocent, comme celui de faire figurer Haman le jour de Pourim (V. Codex Theodosiani, Lib. XVI, t. VIII, § 18 et 21).

gieuses de Iesdigerd III [1]), et surtout de celles de Firuz [2]), roi de Perse [3]), au point que beaucoup de malheureux durent aller s'établir en Arabie, et d'autres encore durent même s'enfuire jusques dans les Indes [4]).

Article V.

Le Moyen-Age.

Vers la fin du Ve siècle, il se réalisa un événement considérable qui, par la suite, eut beaucoup de conséquences funestes pour les Juifs. En effet, dès l'année 476, l'Empire romain disparut définitivement, et, à sa place, se fondèrent un certain nombre d'Etats indépendants [5]). Or, sous l'instigation du catholicisme tout puissant, chaque nouveau royaume, déjà héritier de la haine antique des Romains à l'égard des Juifs, alla rivaliser avec ses voisins dans les persécutions antijuives.

§ 1. *Empire des Ostrogoths.*

I. — Si Theodoric le Grand, le fondateur du royaume des

1) En effet, ce monarque, qui régna de 440 à 457 de l'ère moderne, interdit aux Juifs de son royaume l'observation du repos sabbatique etc. (V. Traité Sanhedrin, p. 39*a*; Græetz, t. IV, p. 402).

2) On sait que ce cruel monarque fit mettre à mort la moitié des Juifs d'Ispahan, et qu'il arracha violemment des enfants à leurs parents pour le culte de feu dans le Temple de Horvan. C'est lui qui, après avoir fait mettre à mort les meilleurs d'entre les Juifs de Babylonie, comme Huna-Mori, le prince d'exil d'alors, Amemar bar Mar-Ianka, Mescharschaïa bar Pacod, etc., força la jeunesse juive de pratiquer le culte des mages.

Aussi fut-il surnommé par la postérité juive: «Pirus Reschia», c'est-à-dire «Firuz le Méchant». (V. Traité Hullin, p. 62*a*; Hamza al Isfahni, Annales; Ed. Gottwald, p. 56; Grætz, Geschichte der Juden, t. IV, p. 404).

3) En effet, dès la plus haute antiquité, les Juifs furent très nombreux en Perse. Et leur nombre, selon Faust de Byzance, s'accrut encore au cours du IVe siècle; car, lors des massacres des chrétiens, plus de soixante quinze mille Juifs furent réunis à Nakhitschevan et, de là, transportés en Perse, surtout à Ispahan. qui aurait même reçu alors, de ce fait, le nom de «Yehudia». (V. Carl Ritter, Die Erdkunde, t. X, p. 558).

4) Grætz, Geschichte der Juden, t. IV, p. 405.

5) On sait, en effet, qu'à cette époque se formèrent le royaume des Ostrogoths, en Italie, le royaume des Francs, dans la Gaule, le royaume des Visigothes, en Espagne, l'empire des Vandals, en Afrique, et de nombreux états de pirates saxons, en Angleterre.

Ostrogoths, en 490, fut assez clément envers les Juifs [1]), il n'en fut pas ainsi ailleurs, ni surtout plus tard.

Et, de fait, dès le commencement du VI[e] siècle, sous le règne de Justinien, entre 518 et 568, toutes les lois oppressives de Théodose furent complètement renouvelées [2]). Bientôt, ce même monarque, après avoir infligé à ses sujets juifs toutes sortes de mauvais traitements [3]), finit même par leur défendre d'élever leurs enfants dans la croyance de leurs ancêtres. Et, dans ces tristes circonstances, il est assez probable, comme le pensent du moins nombre d'auteurs [4]), que la pratique de la circoncision ne fut pas toujours observée. Toutefois, même alors, cela ne devait constituer que de rares exceptions, puisque certains Juifs, même pendant cette époque, s'appliquaient encore à observer la circoncision avec un tel scrupule que, malgré les interdictions les plus formelles, ils allaient même, parait-il, jusqu'à y soumettre leurs esclaves [5]).

II. — Quoi qu'il en soit, pendant cette même époque, les Juifs de Babylonie furent également en proie à de terribles persécutions religieuses [6]), et leurs célèbres Ecoles, amoindries

---

1) Depping, Les Juifs au moyen-âge, p. 18.

2) Codex Justiani, Lib. I, t. V, § 12; Græetz, Geschichte der Juden, t. V, p. 13.

3) Ainsi, il les dépouilla de toute faculté de prétendre aux emplois civils; il obligea les parents juifs de ne pas priver de la légitime les enfants qui avaient abjuré le judaïsme; et enfin, il leur interdit même de fêter Pâque avant les chrétiens. (V. Midrasch Thilim, Ps. 104; Depping, Les Juifs au moyen-âge, p. 20; Græetz, Geschichte der Juden, t. IV, p. 18).

4) Voici, en effet, comment le Dr. Martin (De la circoncision, Thèse de Paris 1870, p. 14), s'exprime à ce sujet: «Le coup le plus terrible porté à la circoncision le fut, dit-il, par Justinien, qui interdit aux Juifs d'élever leurs enfants dans leurs croyances. Il est à présumer que par suite de ce décret, la circoncision fut moins rigoureusement pratiquée». C'est aussi l'opinion du Dr. Vanier, op. cit. p. 184, et celle du Dr. Meyersohn, op cit., p. 24.

5) En effet, cela résulte nettement de la relation suivante: «Un esclave, après s'être sauvé de chez son maître israëlite, porta plainte devant le Pape Gelosius d'avoir été circoncis de force. Le Pape écrivit alors à l'évêque de Syracuse de s'informer si cet esclave n'avait pas été acheté déjà circoncis; car, dans ce cas, et dans ce cas seul, il fallait le faire revenir chez son ancien maître (V. Mansi concilia, t. VIII, p. 35, 131 et 132; Græetz, Geschichte der Juden, t. V, p. 36).»

6) Ainsi, sous le règne de Kobad, Mar Sutra II, et son grand-père, Mar Chanina, qui s'opposèrent à la communauté des femmes, imposée par Mazdok, le réformateur

déjà depuis la rédaction définitive du Talmud en 499, commençaient par s'affaibler complètement. Cependant, même alors, il ne semble pas que la pratique même de la circoncision leur fût réellement interdite, ne fût-ce que pour un moment.

III. — Par contre, beaucoup de tribus juives, au cours même de ce siècle, formèrent de petits Etats indépendants [1]) au sud de l'Arabie [2]), et, naturellement, la coutume de la *péritomie* y fut observée avec autant de liberté que de rigueur. Et non seulement cet usage y fut constamment en honneur, mais encorc les habitants de ces petites Républiques s'employaient volontiers à répandre le judaïsme parmi leurs voisins [3]), avec d'autant plus de facilité, que les Arabes, même dans le paganisme, pratiquaient déjà, du moins la plupart, la coutume de la *péritomie* [4]).

IV. — D'ailleurs, même dans les Etats des Francs, où les Juifs habitaient depuis la plus haute antiquité [5]), la pratique de la circoncision ne fut nullement entravée. Ce n'est que vers le milieu de ce même siècle que le troisième et le quatrième concils d'Orléans avaient défendu aux Juifs de pratiquer la *péritomie*

---

du culte des mages, furent assassinés en 520. De même encore, vers 581, sous le règne de Hormisdaz ou Hormuz IV, des persécutions religieuses ensanglantèrent les demeures des Juifs. Et ce n'est que vers 590, sous le règne de Chosru, que ces malheureux récupérèrent de nouveau quelques libertés religieuses (V. Grætz, Geschichte der Juden, t. V, p. 2, 4 et 10).

1) C'est ainsi, par exemple, que, sur l'île Iotalec, actuellement Tybãn, dans la mer Rouge, à quinze milles au sud de la capitale Aila, se trouvait alors un petit Etat juif, qui osa résister aux Perses. aux Grecs et même aux Romains. Et ce n'est que sous Justinien qu'il fut conquis par les Romains. (V. Procopius, De Bello persico, I, 19; Ritter, Erdkunde, XIV, 19; Grætz, op. cit., t. V, p. 70).

2) Grætz, Geschichte der Juden, V, p. 2.

3) Ainsi, sous l'influence de deux Juifs de Iathrib ou Medine, Caab et Assaal, le roi de Yemen, Abu-Kariba-Assad-Tabban, se convertit au judaïsme avec toute son armée. Et son fils et successeur Zarah ou Jussuf de son nom hébreu, était également un grand partisan du judaïsme, et, de ce fait, il eut même, sous Justin I, beaucoup à lutter contre les chrétiens (V. Grætz, Geschichte der Juden, t. V, p. 77 et 82).

4) Grætz, Geschichte der Juden, t. V, p. 77.

5) On sait, en effet, que les Juifs habitaient déjà dans la Gaule sous la Republique romaine, ou du moins, depuis la conquête de César. Aussi, sous Clovis, il y avait déjà des Juifs en Auvergne, à Carcassonne, Arles, Orléans, Paris, et même en Belgique. Enfin, ils étaient surtout très nombreux à Marseille, Beziers, dans la province de Narbonne, etc. (V. Bouquet, Recueil des histoires des Gaules, t. IX, p. 522, Grætz, Geschichte der Juden, t. V, p. 44 et 45).

sur des prosélytes [1]) et que le concil de Macon alla même jusqu'à leur défendre de circoncire leurs esclaves [2]).

V. — Au surplus, même en Espagne, où les Juifs étaient alors très nombreux [3]), la pratique de la circoncision fut observée avec autant de rigueur que de facilité. Et, de fait, les Juifs y jouissaient encore du privilège de pouvoir circoncire leurs esclaves païens et même leurs esclaves chrétiens [4]). Ce n'est qu'en 589, sous le règne de Reccared, qu'un *édit* mit fin à cet état de choses. Car, d'après ce terrible *édit*, il fut interdit aux Juifs, sous peine des confiscations des biens, non seulement de circoncire un esclave chrétien, mais encore il leur fit défendre, sous peine de bannissement et de confiscation des biens, de circoncire leurs propres enfants [5]). Toutefois, bien qu'un grand nombre d'entre les Juifs promirent alors de renoncer à l'usage de la circoncision, il est probable qu'ils n'en continuaient pas moins à observer secrètement cette coutume de leurs ancêtres, car les historiens du temps font remarquer que ses promesses parurent suspectes [6]).

---

1) Conc. Aurelianense III, cap. XIII; conc. IV, cap. XXXI; Grætz, op. cit., t. V, p. 47.

2) Conc. Matisconense, cap. XII—XIV; Mansi, concilia, IX, 34; Grætz, op. cit., t. V, p. 50.

3) Il est hors de doute que les Hébreux étaient venus s'établir en Espagne déjà sous la République romaine. En tout cas, ils étaient très nombreux à Cordova, Grenade, Tolède, Sarogosse, Seville etc. (V. Grætz, Geschichte der Juden, t. V, p. 55).

4) Grætz, Geschichte der Juden, t. V, p. 60.

5) Grætz, ibid.

6) Dr. Meyersohn, De la circoncision et spécialement de la circ. rituelle, Paris 1905, p. 24.

(à suivre).

OEUVRES COMPLETS
D'ANTHONY VAN LEEUWENHOECK

L'Académie Royale des Sciences d'Amsterdam prépare une nouvelle édition critique des oeuvres complets d'Anthony van Leeuwenhoeck.

Toute personne et tout institut qui possède des manuscrits de Leeuwenhoeck ou d'autres documents ou objets se rapportant au célèbre naturaliste est instamment prié de bien vouloir s'adresser à M. le Professeur E. C. van Leersum (Vondelstraat 28, Amsterdam-West, Pays Bas), rédacteur en chef du comité exécutif.

A LETTER OF B. S. ALBINUS FROM LEIDEN TO R. NESBITT IN LONDON

BY

DR. C. J. VAN DER KLAAUW
(Zoological Laboratory of the University, Leiden).

During my sojourn in England in the summer of 1927, which was made possible to me thanks to the financial support of the „Bachiene-Stichting" of the University of Leiden, the study of the tympanic region of the skull of fossil mammals left me some time to investigate the enormous scientific correspondence of Richard Owen. These letters are under the title of: „Coll. Sherborn. Ex. Litt. Ricardi Owen" incorporated in the General Library of the British Museum (Natural History) in London. As to the Dutch scientists this collection contains: in vol. V 2 letters from Prof. J. G. S. van Breda at Haarlem; in vol. XIV 1 letter from W. de Haan at Haarlem; in vol. XV 19 letters from Prof. Jan van der Hoeven at Leiden; in vol. XX 1 letter from Prof. C. A. J. A. Oudemans at Amsterdam; in vol. XXI 1 letter from Fr. P. L. Pollen at Scheveningen; in vol. XXIII 2 letters from Prof. H. Schlegel at Leiden; in vol. XXV 1 letter from C. J. Temminck at Leiden, 1 letter from an „empailleur naturaliste" at Breda and 9 letters from Prof. W. Vrolik at Amsterdam and in vol. XXVII 1 letter from Prof. T. Zaayer at Leiden. Curiously Vol. I contains on p. 57 a letter of B. S. Albinus which of course does not belong to the real Owen correspondence.

I kindly thank Mr. Sherborn, who called my attention to these letters from Dutch scientists, the Director of the British Museum (Natural History) for the permission of August 25, 1927 to study the Owen correspondence and to take extracts therefrom and the Trustees of the British Museum for the permission of November 3, 1927 to publish these letters from Dutch scientists.

In this short paper I will publish the letter of B. S. Albinus, which is addressed to „Monsr le Doct. Nesbitt à Londres".

This Dr. Nesbitt is very probably Dr. Robert Nesbitt or Nisbet (Dictionary of National Biography edited by Sidney Lee, Vol. XL, London, 1894, pp. 225—226), who on Sept. 1, 1718 entered as a medical student at Leyden, where he attended the lectures of Boerhaave and the elder Albinus (Bernard, the father of the writer of this letter) and graduated M. D. on 25 April 1721 and than returned to England, where he practised in London as a physician, showed anatomical interest and published on osteology. In his Leyden time Nesbitt has no doubt met the writer of the letter, Bernard Siegfried Albinus, the most famous of the 3 brothers, who followed in the track of their father Bernard as university teachers in anatomy in the Netherlands. At the time that Nesbitt entered the university of Leiden, Bernard Siegfried Albinus was probably on his scientific journey to France, but came back again in 1719 to enter upon the lecturership in anatomy and surgery at the Leiden University. In 1721 the writer of the letter succeeded his father Bernard Albinus, who died on the 7th of September 1721, as „anatomes et chirurgiae professor ordinarius".

This letter reads like this:

„Monsieur. J'ai differé jusqu'a l'heure qu'il est, de vous repondre, „pour avoir l'occasion, de vous envoyer en même tems un petit „traitté, que je vien de mettre au jour, & qui vous sera rendu „avec cielle par Mr. Wallis. Je vous prie de l'accepter comme „une marque de continuation d'amitié, & de bien vouloir distribuer „les autres exemplaires à ceux, à qui je les ai adressé. Vous „dites qu'il vous manque une planche dans votre Vesale; j'en „suis faché, & j'aurai soin, qu'elle vous vienne avec le second „tome. J'ai payé le 150 francs à Mr. Mieris, deux jours aprez „en avoir reçeu la commission de vous: il m'a donné quittance. „Les Livres de Keill & de Douglas m'ont été rendu; dont je „vous ai de l'obligation. Mais j'attend encor avec la plus grande „impatience du monde l'Epitome de Vesale. Ne seroit il pas „possible de trouver chez vous apart, l'appendix que Mr. Cowper „a ajouté au Bidloo! ou ne pourriez vous pas me faire le plaisir

„d'en faire copier fidelement la description? Ayez la bonté de „me faire sçavoir au plutôt qu'il est possible, si cela se pourra „& a combien me montrerai ou l'appendix entier avec les planches, „ou l'explication seule, ou sa copie. Vous me ferez plaisir de me „procurer l'histoire de la medecine de Mr. Freind, reliée. Au „reste je ne vous ecri point des nouvelles, comme Mr. Wallis „vous en pourra tenir comte plus au long si non que j'espère „de vous envoyer en peu de tems, un autre petit livre de ma „façon. Je suis parfaitement

Monsieur

„à Leyde
„ce 19 May 1725

Votre très humble & très
obeissante Serviteur

B. S. Albinus.

The little treatice which Albinus sends to Dr. Nesbitt for him personally and to distribute to other Englishmen, is very probably the „Index Supellectilis Anatomicae, quam Acad. Lugd. Batav. legavit J. J. Rau" which Albinus published in 1725. In this same year 1725 Albinus and Boerhaave published the „Opera Omnia Anatomica et Chirurgica" of A. Vesalius, in 2 volumes. It is probably of the first volume of this edition which apparently had already appeared, that Nesbitt wants a plate; at all events we find in this first volume Nesbitt's name in the list of „Nomina diminorum inscriptorum hujus libri". That Albinus was still waiting with the greatest impatience of the world for „Andreae Vesalii Epitome de Corporis Humani Fabrica librorum" is easily understood as this had to appear in the second volume of his edition of the Opera omnia of Vesalius, in which it has really appeared in 1725.

Very remarkable and characteristic for that time is that Albinus got the foreign books through the personal ministry of a scientific friend. Thus Albinus got the books of Keill and Douglas and asks for the Epitome of Vesalius, the appendix of Cowper and the history of Freind. The book or books of Keill are probably of James Keill (1673—1719), a physician, who wrote on anatomy (Dict. of Nat. Biography, edited by Sidney Lee, Vol. XXX, 1892, pp. 309—310). The mentioned Douglas is probably either

James Douglas (1675—1742), a well known author and very laborious student, especially in anatomy and surgery or perhaps his brother John (Dict. of Nat. Biography, edited by Leslie Stephen, Vol. XV, London, 1888, pp. 329—331 and 336—337). The appendix of Mr. Cowper to Bidloo is probably Cowper's answer of 1701 to Bidloo, who had accused Cowper that he had translated and plagiarised his work and had used plates taken from a book of Bidloo's on anatomy (Dict. of Nat. Biography, edited by Leslie Stephen, Vol XII, London, 1887, pp. 388—389). The book of Mr. Freind is no doubt John Freind's „The History of Physick from the time of Galen to the beginning of the Sixteenth Century, chiefly with Regard to Practice", which appeared in London in the years 1725 and 1726 in 2 volumes and which was a very famous book at that time (Dict. of Nat. Biography, edited by Leslie Stephen, Vol. XX, London, 1889, pp. 241—243).

I cannot suppose what the financial relation of Nesbitt to Mieris could have been. Is this Mieris perhaps the well known Leiden painter, draughtsman and historiographer Frans van Mieris (1689—1763)?

The friend of Prof. Albinus, who carried the letter and a number of copies of his book to England, a very common way of international communication at that time, is called Mr. Wallis. This is perhaps Thomas Wallis, an Englishman, who 22 years old on the 5th of June 1721 entered as a medical student the Leiden University (Album Studiosorum Academiae Lugduno Batavae 1575—1875, Hagae 1875, p. 874).

The small book which Albinus hopes to send Nesbitt soon is perhaps his „Libellus de ossibus corporis humani", which appeared in 1726.

LA PÉRITOMIE

ÉTUDE GÉNÉRALE ET PARTICULIÈRE

PAR

le Dr. D. SCHAPIRO

de Paris.

(suite)

---

§ 2. *Coalition des haines.*

I. — Malheureusement, avec l'entrée du VIIe siècle, deux événements historiques, bien que de portée différente, vinrent contribuer, quasi parallèlement, à augmenter, presque partout, les souffrances des Juifs. D'une part, la papauté, déjà assez puissante au cours du VIe siècle et définitivement constituée au siècle suivant, allait désormais pouvoir diriger, en toute sûreté, ses traits acérés contre les prétendus ennemis du catholicisme, et, d'autre-part, l'islamisme, constitué définitivement en 622, et non content d'avoir livré des combats acharnés aux Juifs de l'Arabie pour leur refus de reconnaître la mission prophétique de son fondateur, allait désormais semer la haine contre les Juifs, en défendant à ses adeptes de conclure jamais une alliance avec eux [1]). Aussi, les Juifs ne tardèrent-ils pas à éprouver, de part et d'autre, toutes les conséquences funestes des haines puissantes.

II. — D'abord, de la fin du VIe siècle, le pape Grégoire I, en apprenant que les Juifs de Catane achetaient encore des esclaves païens pour les faire circoncire et pour les élever dans le judaïsme, entra dans une grande colère et s'empressa tout aussitôt de peser de tout son pouvoir pour mettre fin au zèle des Juifs envers leur religion. Et non seulement il rappela les *édits* [2])

---

1) Koran, sura V, 59—60.

2) En effet, un de ces édits est ainsi conçu: «Si quis Judæorum Christianum mancipium vel cujus libet alterius sectæ mercatus circumciderit, minime in servitute retineat circumcisum, sed libertatis privilegiis, qui hoc sustinuerit, patiatur (Codex Theodosiani, lib. XVI, cap. IX, 1)».

des empereurs romains contre ce délit capital, mais encore il ordonna que les esclaves circoncis fussent sur-le-champs mis en liberté [1]). De plus, ce même pontife, pour amener les Juifs eux-mêmes à abjurer leur propre foi, n'hésita pas à faire baisser le *fisc* pour tous ceux qui se seraient couvertis au catholicisme [2]).

III. — Aussi, encouragés par l'exemple du chef suprême de l'Eglise, plusieurs monarques ne tardèrent pas à s'engager dans cette même voie. C'était d'abord Léon l'Isaurien, roi de Byzance, qui, par toutes sortes de supplices, s'efforça à amener les Juifs à renoncer au culte de leur religion et à embrasser le catholicisme [3]). Puis, les rois visigoths, en Espagne, se mirent à rivaliser de cruautés envers les Juifs. Ils n'hésitèrent pas à défendre aux Juifs, sous peine de la lapidation ou du bûcher, de célébrer leurs mariages, leurs sabbats, leurs pâques, et enfin de circoncire leurs enfants [4]).

IV. — Parmi les rois visigoths qui se montrèrent particulièrement cruels envers les Juifs, il convient de mentionner Sisebut. En effet, ce monarque renouvela d'abord le décret de Reccared contre la circoncision des esclaves que les Juifs, grâce à l'indulgence des grands, continuaient à pratiquer de nouveau. Puis, pour réussir à faire abjurer aux Juifs leur propre foi, il décida, en 613, d'avoir recours à la violence. Il punit les Juifs, fidèles, du fouet, de la confiscation des biens et même de l'exil [5]), au point que, d'après les historiens du temps, plus de quatre-vingt-dix milles malheureux eurent fini par abandonner leur religion [6]) et que bien d'autres durent s'enfuir en France et même jusqu'en Afrique [7]).

V. — Cependant, l'attachement des Juifs à la foi de leurs ancêtres fut alors si grand que la plupart de ces convertis ne tardèrent pas bientôt à revenir au judaïsme [8]). Mais, vers le milieu de

---

1) Lettre de Grégoire I à l'évêque Léon, en 595—6, in Codex diplomat. Sciliæ, diploma 127; Depping, op. cit., p. 22.

2) Depping, Les Juifs au moyen-âge, p. 23.

3) Zonarias, Hist. tome III; Depping, op. cit., p. 21; Grætz, op. cit., t. V, p. 166.

4) Leg. Visigoth., Lib. XII, t. II; Depping, op. cit., p. 26.

5) Leg. Visigoth., Lib. III, t. III, lex 3; Depping, Les Juifs au moyen-âge, p. 26.

6) Depping, Les Juifs au moyen-âge, p. 26.

7) Grætz, Geschichte der Juden, t. V, p. 63.

8) Döllinger, Die Juden in Europa, in Academische Vorträge, Nördlingen 1888, t. I, cap. IX, p. 215.

ce même siècle, sous le règne de Suintila, de nouveaux décrets obligèrent les Juifs, sous peine de confiscation des biens et de bannissement, d'abjurer la foi de leurs ancêtres. Et, dans cette triste circonstance encore, les malheureux durent s'engager à ne plus observer le sabbat, ni surtout la coutume de la circoncision [1]. De même encore, vers 652, sous le règne de Receswinth, les Juifs de Tolède furent obligés d'envoyer une promesse collective qu'ils ne pratiqueront plus la circoncision [2].

Mais, malgré les sanglantes persécutions religieuses qui s'exercèrent alors un peu partout contre les Juifs sans défense, la pratique de la circoncision, quoique, peut-être, souvent en cachette, fut sûrement observée partout avec assez de constance [3].

VI. — Et, d'abord, il en fut ainsi en France. En effet, même le roi Dagobert, qui, sur le conseil d'Héraclius de convertir les Juifs de force et de faire massacrer tous ceux qui n'y consentiront pas [4], avait réellement donné l'exemple de la conversion forcée [5], n'interdit pourtant pas la circoncision d'une façon formelle. Puis, même en Espagne, la pratique de la *péritomie* ne fut jamais complètement délaissée, car non seulement les historiens de l'époque font remarquer que les promesses des Juifs, relativement à l'abandon de la circoncision, parurent toujours suspectes [6], mais encore que beaucoup de convertis, sous le règne d'Egica, s'empressèrent de retourner à la foi de leurs pères [7]. D'ailleurs, même les Juifs espagnols qui avaient embrassé le catholicisme sans trop de résistance, continuaient encore, pendant très long temps, à observer la coutume de la péritomie, puisque, vers 681, le roi Erwig, dut encore renouveler à ces convertis la défense de circoncire leurs enfants, et puisque ce roi cruel éprouva même le besoin d'édicter contre eux, en cas de continuation de la pratique de la circoncision, l'horrible peine du

---

1) Dr. Vanier, Cause morale de la circoncision des Israélites p. 184.

2) Leg. Visigoth. Lib. XII, t. II, § 16; Græetz, Geschichte der Juden, t. V, p. 137.

3) En effet, Héraclius, dès son avènement, en 610, avait consulté des devins sur la destinée de son empire, et ceux-ci lui prédirent qu'il sera ruiné par un peuple circoncis (V. Dr. Meyersohn, op. cit., p. 24).

4) Fredigardus, Chronicon, cap. II; Græetz, Geschichte der Juden, t. V, p. 29.

5) Döllinger, op. cit, t. I, p. 215.

6) Vanier, op. cit, p. 184.

7) Depping, Les Juifs au moyen-âge, p. 30.

scalp pour les hommes, et celle, non moins épouvantable, de *l'amputation du nez* pour les femmes, avec confiscation des biens et bannissement du pays [1]).

§ 3. *Domination arabe en Espagne.*

I. — Si, dès le commencement du VIIIe siècle, un événement considérable, qui permit aux Juifs de renaître à l'espérance, n'était pas survenu en Espagne, le judaïsme, sous le coup de persécutions aussi incessantes qu'atroces, aurait sûrement fini par disparaître dans ce pays. Mais, en 711, Tarik, après avoir invahi l'Andalousie, soumit au pouvoir arabe un grand nombre de cités importantes [2]), et, grâce à ce changement politique, non seulement les Juifs espagnols purent de nouveau exercer librement le culte de leurs aïeux, mais encore le judaïsme, dans cette contrée, put s'épanouir si pleinement qu'il ne tarda pas à exercer une très heureuse influence sur les milieux juifs des autres pays.

II. — Et cette influence heureuse avait pu s'exercer d'autant plus facilement que le règne de Charlemagne y était très favorable. En effet, ce monarque magnanime, dès son avènement en l'an 800, accorda aux Juifs de tous ses Etats une certaine liberté religieuse, et permit même aux convertis de retourner à la foi dc leurs ancêtres. Et non seulement il toléra le culte juif, mais encore il prit soin d'en assurer la pratique. Ainsi, il fit venir la famille de Kalonymos, de Lucca, à Mayence [3]), pour qu'elle y instruisît les habitants juifs dans la connaissance de leur religion [4]). Au surplus, même sous le règne de son successeur, Louis le Débonnaire, les Juifs, en France, jouirent d'une véritable liberté de conscience [5]).

III. — D'autre part, vers le milieu de ce même siècle, un autre événement historique contribua également beaucoup à relever le courage des Juifs, car il leur permit d'espérer pouvoir trouver, au besoin, un lieu sûr contre l'oppression universelle,

---

1) Leg. Visigoth., in fine; Grætz, Geschichte der Juden, t. V, p. 142.

2) Grætz, Geschichte der Juden, t. V. p. 149.

3) On sait, en effet, que, dès le IVe siècle au moins, il y avait déjà des Juifs en Allemagne, comme à Cologne etc. (V. Grætz, Geschichte der Juden, t. V, p. 194).

4) Grætz, Geschichte der Juden, t. V, p. 192.

5) Depping, Les Juifs au moyen-âge, p. 52.

toujours plus violente. En effet, en l'an 740, Bulan, roi des *Cozars* [1]), se convertit au judaïsme, accepta la circoncision, et fit convertir tout son peuple à la religion nouvelle [2]). Et, comme ces Cozars établirent bientôt leur domination en Crimée, beaucoup de déses-

---

1) Les *Chazares* ou *Cozares* d'origine finnoise, mais de souche scythique, apparentés avec les Bulgares, les Hongrois et les Sangares, s'étaient établis, après la dissolution du royaume des Huns, à la frontière de l'Europe et de l'Asie, à l'embouchure de la Volga, au bord de la mer Caspéenne, près d'Astrakan. Leur vaste royaume était borné au nord par le Don; au sud, par la porte caucasique ou Derbend au-dessus du Caucase, jusqu'aux côtes est de la Mer Noire et jusqu'au Dnieper; à l'est, par la côte nord de la mer Caspienne et au-dela de la Volga jusqu'aux steppes des Kalmuks actuels; enfin, à l'ouest, jusqu'à la Roumanie et la Hongrie actuelles inclusivement; il avait pour capitales: Balangiar et Itil ou Atil. Enfin, les rois des Cozars portaient le titre de Chakane ou Chagane, et recevaient des tributs des habitants de Kief ou des Russes, et même des rois de Byzance.

Maintenant, voici ce qui contribua à ce que le roi des Cozars, Bulan, qui venait d'embrasser le judaïsme, restât fidèle à sa nouvelle croyance. Un jour, le Khalife de Bagdad et l'Empereur de Byzance lui envoyèrent des ambassades, composées de savants théologues, avec des lettres autographes et des présents, pour le décider d'accepter leurs confessions respectives. Or le roi eut soin de joindre à ces missionnaires un Juif savant, du nom d'Isaac Sangari ou Singari, avant de les laisser discuter en sa présence sur l'excellence respective de chaque religion. Mais, après trois jours de discussion, les parties restèrent encore sur leurs positions respectives. Cependant le monarque ne fut pas sans s'apercevoir que les théologues grecs, aussi bien d'ailleurs que les défendeurs de l'islamisme, tiraient toutes leurs preuves de la religion juive. Aussi, après avoir fait cesser la discussion, il s'isola avec les défendeurs du christianisme, et leur demanda si l'islamisme était plus important que le judaïsme? Naturellement, ceux-ci lui firent une réponse négative et même lui firent l'éloge du judaïsme par rapport à l'islamisme. Enfin, il usa du même stratagème avec les partisans du mahométisme et obtint d'eux également l'affirmation que le judaïsme était supérieur au christianisme. Alors, il ne douta plus de l'excellence de son choix, se fit circoncire et, par son exemple, entraîna à la conversion tous les grands du royaume, et aussi la majeure partie de son peuple.

Mais, quoi qu'il en soit de ces détails historiques, il est constant que les Cozars finirent bientôt par comprendre l'hébreu, et qu'ils se servirent tout aussitôt de caractères hébreux pour leurs correspondances.

Enfin, le successeur de Bulan, Obadiah, après avoir fait venir des savants israëlites pour instruire le peuple dans la Bible et le Talmud, fit organiser la société d'après les principes des anciennes communautés juives. (V. Vivien de St. Martin, Memomoire lu à l'Acad. des Inscriptions et Belles-lettres, Paris 1851; Dufremery, Fragments de géographes et d'historiens arabes et persans inédits relatifs aux anciens peuples du Caucase et de la Russie méridionale, Journal asiatique, Paris 1849, p. 469—70; Bulletin de la Société d'Anthropologie, Paris 1861, t. III, p. 416; Grætz, Geschichte der Juden, t. V, p. 187, 330 et 332).

2) Grætz, Geschichte der Juden, t. V, p. 187.

pérés, surtout ceux de l'Asie Mineure, en proie à des persécutions sanglantes, allèrent aussitôt se fixer parmi ces nouveaux coreligionnaires [1]).

IV. — Aussi, grâce à toutes ces circonstances favorables, les Juifs, au IXe siècle, jouirent-ils, un peu partout, d'une grande liberté de conscience. D'abord, en France, sous Louis le Pieux, les Juifs, malgré les menées hostiles d'Agobard, évêque de Lyon, continuaient à jouir pleinement de la faveur royale [2]). Et non seulement le culte du judaïsme put s'y exercer librement, mais encore beaucoup de chrétiens eux-mêmes, épris de la doctrine juive, purent célébrer le repos sabbatique sans aucune entrave [3]). Même un personnage de marque, très haut placé à la cour royale, alla jusqu'à embrasser le jadaïsme. C'était Bodo ou Puoto, le confesseur du Roi, qui, après s'être rendu à Rome pour y voir le pape et pour s'y prosterner sur les tombeaux des apôtres, renonça, à son retour, à tous ses titres et privilèges, et se rendit en Espagne, à Saragosse, où, après avoir reçu la circoncision, il embrassa le judaïsme sous le nom d'Eléasar [4]).

V. — Et, même après la grande division de l'Empire de Charlemagne, en 843, cette situation prospère des Juifs en France ne changea pas beaucoup. En effet, sous Charles le Chauve, les excitations antijuives d'Amolo, évêque de Lyon et successeur d'Agobard, ne furent nullement couronnées de succès [5]).

VI. — Malheureusement, il en fut tout autrement dans l'Empire de Byzance, car les Juifs, vers cette même époque, y subirent des persécutions atroces. D'abord, Basile de Macédoine ne recula devant aucune cruauté pour forcer les Juifs à embrasser

---

1) Grætz, Geschichte der Juden, t. V, p. 166.

2) Agobard, Opera, De Insolentia Judæorum, Ed. Baluz, t. I, p. 63; Grætz, op. cit., t. V, p. 219—24; Depping, op. cit., p. 52.

3) Grætz, Geschichte der Juden, t. V, p. 222.

4) Voici, en effet, comment Rhabani Mauri (Epistola c. Judæos, c. 42) relate cette histoire si remarquable pour l'époque: «Quod enim nunquam antea gestum meminismus, seductus est ab eis (Judæis) Diaconus palatinus, nobiliter nutritus, et in ecclesiæ officiis exercitus et apud principem bene habitus, ita ut deseruit penitus Christianorum regnum et nunc apud Hispaniam inter saracenos Judæis sociatus persuasus est, circumcisionem carnalem accipere, nomen subi mutare, ut qui antea Bodo, nunc Eleazar appellatur».

5) Grætz, Geschichte der Juden, t. V, p. 236—237.

le catholicisme. Puis, après sa mort, en 886, son fils, Léon le Philosophe, non seulement continua la même politique cruelle à l'égard de ces malheureux, mais encore il alla jusqu'à à leur défendre, sous peine de mort, d'accomplir aucun usage du judaïsme [1]). Aussi est-il vraisemblable que, dans ces mortelles circonstances, la pratique de la péritomie ne put être observée que secrètement, et probablement avec beaucoup d'irrégularité.

VII. — D'autre part, en Babylonie aussi, la situation des Juifs, au cours de ce même siècle, s'empira graduellement, au point que, vers 849, sous le Khalifat d'Almamoun, l'exilarchat perdit toute sa signification politique [2]). Toutefois, le culte du judaïsme, pendant cette même époque, n'y fut nullement entravée.

§ 4. *Rayonnement du judaïsme espagnol.*

I. — Grâce à l'état toujours plus précaire des Juifs de Babylonie, le centre religieux du peuple hébreu se déplaça, dès le commencement du Xe siècle, en Espagne [3]). Car, là, grâce à la faveur particulière dont jouissait alors Abu Iussuf Chasdaï b. Isaac Ibn Schaprut, médecin [4]) et ministre du Khalife Abdul Rahman [5]), les Juifs purent non seulement se réjouir d'une entière liberté de conscience, mais encore ils purent s'y livrer librement à l'étude du judaïsme [6]). Et cette même prospérité du judaïsme s'épanouit encore davantage sous le règne d'Almansur le Régent, alors, surtout, que Jacob Ibn-G'au fut nommé prince de toutes les communautés hébraiques du pays [7]).

II. — Cette grande prédilection pour l'étude de la religion passa rapidement en France, quoique la situation des Juifs y fût alors peu brillante, mais, au cours de ce siècle, l'intolérance religieuse n'y fut nullement excessive. Et il en fut de même en Allemagne où, dès le siècle précédent, les Juifs devinrent très nombreux [8]). En effet, là aussi, R. Gerschom et son frère R. Machir,

1) Grætz, Geschichte der Juden, t. V, p. 245.
2) Grætz, op. cit., t. V, p. 246.
3) Grætz, op. cit., t. V, p. 321.
4) Grætz, ibid.
5) Grætz, op. cit., t. V, p. 322.
6) Grætz, op. cit., t. V, p. 354.
7) Grætz, op. cit., t. V, p. 358.
8) Grætz, op. cit., t. V, p. 354.

grâce à leur célèbre école de Mayence, firent fleurir les études de la religion [1]).

III. — Mais la prospérité du culte juif, dans ce dernier pays, ne dura guère, car, dès le XIe siècle, l'animosité de Henri II, roi de Sachs, se fit terriblement sentir à tous les Juifs allemands. Et la cause de cette grande animosité était due à la conversion au judaïsme d'un personnage de marque.

En effet, Vecelinus, chapelain du duc Conrad, s'éprit du judaïsme et, en 1005, se fit même circoncire. Puis, s'appuyant sur un verset du prophète Maléachi [2]), il s'efforça de démontrer, dans un document public, l'impossibilité de la naissance miraculeuse du Sauveur des Chrétiens [3]). Or, le Roi de Sachs, transporté de colère et de haine, voulut venger cet affront sur les nouveaux coreligionnaires de Vecelinus et, en 1012, il ordonna que tous les Juifs de Mayence quitassent la ville. Et, sous l'influence de ce zèle royal, bientôt de terribles persécutions éclatèrent partout contre les Juifs, au point que beaucoup d'entre eux, pour échapper à l'atrocité des tourments, se laissèrent convertir au catholicisme. Parmi ces desespérés se trouvait même le propre fils de R. Gerschom [4]).

IV. — Naturellement, dans ces graves circonstances, le culte du judaïsme eut beaucoup à souffrir et la pratique de la péritomie fut probablement aussi délaissée quelque peu. Cependant cet état calamiteux ne dura pas beaucoup, car, dès l'année 1013, la plupart des convertis purent déjà revenir à la foi de leurs ancêtres [5]).

§ 5. *Les croisades.*

I. — Sous l'influence de la première croisade, les massacres [6]) se renouvelèrent bientôt et beaucoup des Juifs, pour échapper à

1) Grætz, Geschichte der Juden, t. V, p. 196.

2) En effet, ce prophète (Maléachi, III, 6) dit au nom de Dieu: «Je suis l'Eternel et je n'ai point changé...» Donc, la filiation divine de Jésus est en opposition avec l'enseignement prophétique.

3) Grætz, Geschichte der Juden, t. V, p. 366.

4) Grætz, op. cit., t. V, p. 368.

5) Grætz, op. cit., t. V, p. 369.

6) On connaît, hélas! les terribles massacres qui eurent lieu à Worms, Speier, Mayence, Neus, Mörs, Kerpen, Regensburg et à Prague (V. Grætz, op. cit., t. VI, p. 95, 96, 98, 99 et 100).

une mort certaine, durent de nouveau se refugier dans le catholicisme. Cependant, même alors, presque tous les convertis purent également revenir à la foi de leurs ancêtres et, sur les conseils humanitaires de Rachi, ils furent recueillis très fraternellement même par les plus pieux [1]).

II. — Et cette même influence néfaste de la croisade se fit également sentir ailleurs. Ainsi, en France, les croisés obligèrent les Juifs de Rouen de se rendre à l'Eglise et là, après avoir mis les pointes des épées sur les poitrines des malheureux, ils leur laissèrent le choix entre la mort et la conversion [2]).

Enfin, cette même intolérance criminelle passa avec les croisés jusqu'en Orient. En effet, Godefroy de Bouillon, après la prise de Jérusalem, fit réunir les Juifs dans une Synagoque, et les y fit massacrer tous [3]).

III. — D'autre part, à cette même époque, le mahométisme ne fut pas moins cruel aux Juifs que le catholicisme. En effet, le Khalife Hakime ne recula devant aucun tourment pour obliger les Juifs de ses Etats de se convertir à l'islamisme [4]). Seulement, comme la circoncision n'était pas contraire à la foi musulmane, cette dernière conversion forcée gênait moins l'observation régulière de la coutume de la péritomie que l'obligation terroriste d'embrasser le catholicisme.

IV. — Malheureusement, au cours du XII[e] siècle aussi, les Juifs purent retrouver très peu de tranquillité.

Certes, en France même, les Juifs, sous les règnes de Louis VI et de Louis VII, purent jouir d'une assez grande liberté de conscience [5]), et, même pendant la deuxième croisade, ils ne subirent plus de conversion forcée [6]). Mais, vers l'an 1181, Philippe, après avoir confisqué tous leurs biens immeubles, les mit dans l'obligation de quitter le royaume dans un délai très court [7]). Et, bien

---

1) Raschi, Pardès, p. 23*a*, Grætz, op. cit., f. VI, p. 104,

2) Grætz, Geschichte der Juden, t. VI, p. 92.

3) Grætz, op. cit., t. VI, p. 103.

4) Grætz, op. cit., t. V, p. 369.

5) Grætz, op. cit., t. VI, p. 154.

6) Grætz, op. cit., t. VI, p. 162.

7) Voici avec quelle cruauté un historien du temps, Rigord (De Gestis Philippi), relate cet événement tragique: «Cette année, dit-il, mérite d'être appelée année jubilaire, parce que, par les démarches du roi, les chrétiens recouvrirent à jamais leur liberté, engagée par les créances des Juifs». (V. Depping, les Juifs au moyen âge, p. 137).

que le même monarque les eût rappelés en 1198 [1]), ils n'y retrouvèrent pas de sitôt la prospérité d'autrefois.

V. — D'autre part, en Allemagne, les Juifs, qui passaient alors pour des simples «*servi cameræ*» [2]), furent fréquemment victimes des excès terribles, occasionnés surtout par les prédication du moine Rudolphe [3]). Aussi l'exercice du culte fut-il assez malaisé, et les conversions forcées, très fréquentes. Cependant, même pendant cette sombre époque, les convertis par force finirent par obtenir l'autorisation de revenir au judaïsme [4]), car l'attachement des Juifs allemands à la foi hébraïque, comme le témoigne du reste Benjamin [5]), fut alors bien grand.

VI. — Enfin, en Angleterre aussi [6]), les Juifs, surtout sous le règne de Richard, eurent beaucoup à souffrir des persécutions religieuses. Non seulement un fanatisme sauvage y ensanglanta bien des communautés, mais encore il alla jusqu'à à en anéantir entièrement quelques autres [7]). Et, pendant ces colamités, toute une communauté de prosélytes israélites [8]), composée de vingt familles, périt également en entier, malgré ses attaches naturelles sur le sol anglais [9]).

VII. — Mais, si les persécutions religieuses se généralisèrent alors presque dans toute l'Europe [10]), il en fut encore plus terrible dans l'Afrique du Nord. En effet, là, Abdulmoumen, le successeur du fondateur de la secte des Almohades, Abdalah Ibn-Tumart, terrorisa systématiquement les Juifs, et les obligea, sous peine de mort, de se convertir à l'islamisme. Et si un grand nombre d'entre-eux réussirent à s'enfuir du pays, beaucoup d'autres,

---

1) Depping, Les Juifs au moyen âge, p. 140; Grætz, op. cit., t. VI, p. 232.

2) Grætz, Geschichte der Juden, t. VI, p. 169.

3) Grætz, op. cit., t. VI, p. 166.

4) Grætz, op. cit., t. VI, p. 169.

5) Benjamin de Tudela, Itineraire, in fine; Grætz, op. cit., t. VI, p. 254.

6) On sait que des Juifs français vinrent s'établir dans ce pays déjà au VIIe siècle. (V. Grætz, Geschichte der Juden, t. V, p. 194).

7) C'est ainsi, en effet, que furent anéanties les communautés de Norwich, de York (V. Grætz, op. cit., t. VI, p. 244 et 245).

8) Il est remarquable que, même dans ce temps d'abaissement général des Juifs, il se trouvait encore des hommes pour embrasser la foi hébraïque, se soumettre à la circoncision, aux lois culinaires, à l'observation rigoureuse des fêtes, etc.!

9) Ephraïm de Bonn, Martyrologium, p. 10; Grætz, op. cit., t. VI, p. 247.

10) Grætz, Geschichte der Juden, t. VI, p. 206.

pour échapper à une mort certaine, durent embrasser le mahométisme. Cependant même ceux-là purent encore observer en secret la coutume de la *péritomie*, parce que le principe de cette pratique n'était pas contraire à l'islamisme, et, surtout, parce que l'on n'entretenait pas d'espions pour contrôler la vie intime des nouveaux convertis [1]). Mais, malheureusement, quelques Juifs qui n'avaient voulu consentir à aucune équivoque, durent subir le martyr [2]).

Et, hélas! les mêmes violences à la liberté de conscience furent bientôt importées en Andalousie, car elle ne tarda pas à tomber au pouvoir des Almohades [3]).

VIII. — Naturellement, sous l'influence des massacres continuels, le nombre des Juifs en Europe, au cours du XII[e] siècle, s'était considérablement amoindri. Aussi, relativement, les Juifs d'Asie, à cette même époque, furent-ils bien plus nombreux [4]), ils y étaient surtout bien plus tranquilles alors. Et même, dans certaines contrées, comme l'Arménie, le prosélytisme se faisait encore sur une vaste échelle. Ainsi, entre 1180 et 1185, un peuple païen [5]) des montagnes moschiques, *Montes moschici*, avait envoyé des délégués auprès de Samuel Ben-Ali, Gaon de Bagdad et Prince d'exil, pour lui apprendre que sept princes de leur nation avaient décidé d'embrasser le judaïsme et de recevoir la circoncision. Et, dans ce but, ils lui demandèrent d'envoyer chez eux des théologues, afin qu'ils y instruissent le peuple dans la connaissance de la Bible et du Talmud. Et, en effet, un certain nombre de savants, originaires de Babylonie et aussi de l'Egypte, consentirent à accepter cette mission [6]).

IX. — D'autre part, aux Indes, il existait à cette époque de nombreux Juifs de couleur noire qui, en dehors du sabbat, ne connaissaient rien du judaïsme, mais qui pratiquaient cependant la circoncision rituelle très régulièrement [7]).

---

1) Grætz, Geschichte der Juden, t. VI, p. 170.

2) Grætz, ibid. 3) Grætz, op. cit., t. VI, p. 174.

4) Grætz, op. cit., t. VI, p. 206.

5) D'après Grætz, (Geschichte der Juden, t. VI, p. 277), ce peuple était vraisemblablement formé uniquement de Tartares.

6) Grætz, Geschichte der Juden, t. VI, p. 277.

7) Grætz, op. cit., t. VI, p. 274.

X. — Enfin, en Europe même, c'est-à-dire dans l'Italie du Sud et dans l'île de *Sicile*, il existait également des Juifs qui, au cours même du XIIe siècle, avaient joui d'une situation très favorable. Car, pendant la domination des Normands, non seulement ils pouvaient s'y réjouir d'une entière liberté de conscience, mais encore ils possédaient, à l'instar des Grecs et des Saracènes, le privilège de se faire juger d'après les lois *mosaïques* [1]).

XI. — Mais ce qu'il y a de plus remarquable pour cette époque, c'est le fait suivant. Alors que les Juifs étaient persécutés partout à cause de leur culte, et aussi à cause de la pratique singulière de la *péritomie*, une secte chrétienne, sous le nom de *pesagiens*, se forma en Italie, et particulièrement en Lombardie, et, après avoir considéré qu'avant l'apôtre Paul la circoncision était obligatoire pour tout Chrétien, elle décida de soumettre tous ses membres à la pratique de la péritomie. Naturellement, l'Eglise, par son concile de Verone de 1148, ne tarda pas à condamner ces nouveaux partisans de la circoncision [2]).

XII. — Tel est dans son ensemble, le sombre tableau de l'existence des Juifs au XIIe siècle. Cependant, vers la fin de ce même siècle, les persécutions religieuses s'espacèrent beaucoup; car, sous l'influence du pape Alexandre III, le concile de Latran décida, en 1179, qu'on ne devait plus convertir les Juifs de force et qu'on devait même leur permettre de célébrer tranquillement leurs fêtes et leurs sollenités rituelles [3]).

§ 6. *Persécutions religieuses.*

I. — Malheureusement, dès le commencement du XIIIe siècle, les Juifs avaient retrouvé dans le pape Innocent III un autre Adrien. Non seulement il fit des reproches au roi Philippe Auguste de tolérer les Juifs, mais encore il écrivit, en 1208, au comte de Nevers que les Juifs, comme Caïn, devaient toujours errer à travers le monde, et que leurs figures devaient toujours être convertes de honte [4]). De plus, en 1209, il obligea Raymond, le

---

1) Grætz, Geschichte der Juden, t. VI, p. 261.

2) Elie Reclus, La circoncision, etc. Revue internationale des sciences, t. XIII, p. 207.

3) Grætz, Geschichte der Juden, t. VI, p. 260.

4) Cette doctrine, hélas! n'était nullement nouvelle au sein de l'Eglise. Déjà, le pape Stéphane VI (885—891) écrivit à l'archevêque de Narbonne que les Juifs, à

comte de Toulouse, de prêter serment qu'il révoquera tous les fonctionnaires juifs dans son domaine, et qu'il n'y nommera jamais d'autres de cette race [1]). Enfin, en 1209, au concile d'Avignon, il fit défendre aux Juifs de travailler publiquement les dimanches et les jours de fêtes.

II. — C'est aussi sûrement à cause des sentiments hostiles du pape Innocent III, que la comtesse Alice de Montmorency, usurpatrice du domaine du comte de Toulouse, osa, en 1217, commettre une cruauté révoltante à l'égard des Juifs de Toulouse. Elle ordonna d'enlever tous les enfants au-dessus de six ans et de les confier à des prêtres, afin que ceux-ci les baptisassent et les instruisissent dans la religion catholique [2]).

III. — Malheureusement, le pape Grégoire IX fut tout aussi hostile à l'égard des Juifs. En effet, ce fut sous son influence que les croisés, en 1236, commirent des atrocités dans beaucoup de communautés juives [3]), et qu'ils allèrent jusqu'à obliger ces malheureux à se convertir au christianisme [4]).

IV. — Et ces persécutions religieuses continuèrent encore sous le règne de St. Louis. Non seulement les volumes du Thalmud, sous l'influence des accusations de l'apostat Nicolas de la Rochelle, connu auparavant sous le nom de Donin, furent livrés, en 1242, en plein Paris, aux flammes du bûcher [5]), mais encore on alla jusqu'à enlever les enfants des pères convertis, quoique leurs

---

cause de la mort de Jésus, méritaient toutes les persécutions. De même le pape Grégoire VII, dans une lettre adressée au roi Alphonse, vers 1080, déclara que les Juifs devaient être considérés comme les ennemis du Christ. De même encore le pape Celestin III n'hésita pas à approuver, au nom de la religion chrétienne, la conduite cruelle du roi Philippe Auguste envers les Juifs.

Enfin, St Thomas se permit d'enseigner que les Juifs étaient condamnés par Dieu à un esclavage éternel et que les rois avaient le droit de disposer de leurs biens comme de leurs propres propriétés (V. Dollinger, Die Juden in Europa, in Acad. Vorträge, t. I, p. 217 et 219; Mansi, concilia, XX, p. 341; Epistola Gregorii VII, l. IX, 2; Revue des Etudes juives, Paris 1880, t. I, p. 118; St. Thomas, De regimine Judæorum ad Diocessum Brabantiæ, app. XVII, p. 192).

1) Grætz, op. cit., t. VII, p. 9.

2) Grætz, op. cit., t. VII, p. 20.

3) Ce fut, hélas! le sort des communautés de Bordeaux, d'Angoulème, d'Anjou, de Poitou, etc.

4) Grætz, Geschichte der Juden, t. VII, p. 100.

5) Grætz, op. cit., t. VII, p. 103 et 118.

mères restassent fidèles à la foi juive, pour les élever dans le christianisme [1]).

V. — Pourtant, même dans ce siècle de persécutions incessantes, le culte du judaïsme, en France, ne fut pas interdit formellement. Même, grâce aux conférences de R. Moïse de Coucy, les Juifs de Midi devinrent des strictes observateurs de la religion hébraïque. En tout cas, si ce rabbin, au cours de ses multiples tournées pastorales, put constater quelques défaillances dans la pratique du culte, il n'eut jamais à déplorer l'omission de la circoncision [2]).

VI. — D'autre part, en Espagne, les Juifs, malgré les accusations de l'apostat Pablo Christiani, de Montpellier [3]), purent jouir d'une entière liberté de conscience [4]). Même le roi Alphonse de Castille ne voulut jamais consentir que les prêtres pussent convertir de force les esclaves mahométans qui étaient au service des Juifs [5]). Et ce ne fut que dans la deuxième moitié de ce même siècle, entre 1232 et 1284, sous le règne d'Alphonse X, qu'il leur fut défendu, sous peine de mort, de pratiquer du prosélytisme et de faire subir la circoncision aux néophytes [6]).

Enfin, au Portugal aussi, les Juifs, sous le règne de Deniz, purent jouir d'une entière liberté de conscience.

VII. — Malheureusement, il en fut tout autrement en Angleterre, car là, vers cette même époque, l'intolérance religieuse fut à son comble. Ainsi, un diacre, qui, après avoir reçu la circoncision, s'était converti au judaïsme, fut condamné à être brûlé sur un bûcher [7]). Cependant, les Juifs eux-mêmes purent observer aisément la pratique de la péritomie. Même, vers l'an 1275, un dominicain de Londres, Robert de Redingge, put réussir à ce convertir au judaïsme, recevoir la circoncision et épouser une juive [8]), sans monter pour cela sur un bûcher. Mais, malheureuse-

---

1) Grætz, Geschichte der Juden, t. VII, p. 109.

2) V. R. Moïse de Coucy, Semag, Prescription n⁰ 3, in fine; Défense n⁰ 112, in fine.

3) Grætz, Geschichte der Juden, t. VII, p. 131.

4) Grætz, op. cit., t. VII, p. 153.

5) Grætz, op. cit., t. VII, p. 6.

6) Grætz, op. cit., t. VII, p. 22.

7) Grætz, op. cit., t. VII, p. 22.

8) Voici, en effet, comment cet événement est relaté par le moine Florentius: «Londeniis quidam de ordine prædicatorum, dictus frater Robertus de Redingge, prædicator optimus, lingua Hebræa erudissimus apostavit et ad Judaïsmum convolavit,

ment, cet événement ne tarda pas à causer la perte des Juifs. En effet, comme on avait déjà accusé les Juifs sous le règne de Henri III, de pratiquer du prosélytisme et de soumettre à la circoncision des enfants chrétiens [1]), l'ordre de dominicains, pour effacer cet énorme scandale, s'empressa de profiter de ce bruit pour attiser toutes les haines contre eux. Et, hélas, cet ordre tout puissant, après avoir fait déchaîner des maux indicibles contre les Juifs, finit, en 1290, par obtenir du roi Edouard I un *édit* qui ordonnait l'expulsion des Juifs de toute l'Angleterre [2]).

VIII. — D'autre part, en Allemagne aussi, les Juifs eurent beaucoup à souffrir au cours de ce même siècle, car, là, presque chaque année apportait ses massacres, ou même, hélas! y faisait ses martyrs [3]). Et l'oppression, surtout sous le règne de Rudolf de Habsbourg, devint si cruelle que beaucoup de Juifs de Mayence, Worms, Speier et d'Oppenheim ne trouvèrent d'autre moyen à leurs maux que de fuir le pays [4]). Cependant, malgré ce fanatisme sanguinaire, les rites religieux, et particulièrement la circoncision, ne furent pas interdits formellement.

IX. — Ainsi, l'existence des Juifs au XIII siècle fut douloureuse presque partout. Pourtant, la ville de Ferrara, en Italie, fut assez clémente à l'égard de ces malheureux, car non seulement elle leur octroya beaucoup de libertés, mais encore elle stipula que personne, pas même le pape, n'aurait le droit de rien changer aux privilèges accordés [5]).

X. — Enfin, il est aussi remarquable que, dans ce même pays, la pratique de la circoncision, au cours même de ce siècle, fut encore observée, malgré la défense de l'Eglise romaine, par la plupart des Pesagiens. En effet, le pape Clement IV, en 1267, et le pape Grégoire X, en 1274, eurent encore à s'en occuper,

---

atque Judeam ducens uxorum ex circumcidi atque Huggæum fecit nominari». (V. V. Florentii Wigoriensis nonachi Chronicon. Ed. Thape, London, 1747, t. II, p. 214; Grætz, Geschichte der Juden, t. VII, p. 463).

1) Grætz, Geschichte der Juden, t. VII, p. 122.

2) Grætz, op. cit., t. VII, p. 197.

3) On connaît, en effet, les terribles massacres de Weissembourg, Magdebourg, Arnstadt, Koblenz, Seuzig, Erfurt, etc. (V. Grætz, Geschichte der Juden, t. VII, p. 148).

4) Grætz, Geschichte der Juden, t. VII, p. 186.

5) Grætz, op. cit., t. VII, p. 174.

et, pour avoir définitivement raison de ces partisans de la *péritomie*, ils ordonnèrent aux inquisiteurs de les traiter en hérétiques [1]).

XI. — Au XIVe siècle, des persécutions terribles apparaissent de nouveau, un peu partout.

D'abord, en France, malgré la protection accordée, en 1302, par Philippe IV [2]), les Juifs furent obligés, par l'*édit* de Philippe le Bel, en 1306, ou de se convertir, ou de quitter le pays, sous peine de mort. Et ainsi une population paisible de plus de cent milles âmes dut s'expatrier dans un bref délai, car ceux qui, sans se réfugier dans la conversion, comme la communauté de Toulouse, y restèrent après l'expiration du délai accordé, payèrent cette audace sur des bûchers [3]).

D'ailleurs, ceux qui acquirent le droit de rester dans le pays au prix de la conversion, étaient tout aussi persécutés: «Il restait en France, dit Depping, une classe particulière, celle des Juifs convertis. Quelque zèle qu'on mît à les faire baptiser, ces convertis étaient pour la plupart des chrétiens très-douteux, et il suffisait d'une liaison intime avec leurs anciens coreligionnaires pour les faire revenir à la foi et aux usages de leurs pères. Mais, l'inquisition était là pour surveiller les ouailles de l'Eglise; l'apostasie était à ses yeux un crime égal à l'hérésie. Elle poursuivait impitoyablement ceux qui voulaient redevenir Juifs [4]).

Enfin, après leur rappel par Louis X, en 1315, ils furent décimés par les Pastoureaux [5]), en 1320, et, dès l'année suivante, la populace, sous l'influence des accusations que les lépreux [6]) portaient contre eux, multiplia les massacres parmi ceux qui avaient échappé aux dernières calamités.

1) Elie Reclus in Revue internationale des sciences, t. XIII, p. 207.

2) Depping, op. cit., p. 226.

3) Grætz, Geschichte der Juden, t. VII, p. 266—69.

4) Depping, op. cit., p. 247.

5) Les Pastoureaux étaient un assemblage singulier de bergers et de paysants qui, sous la conduite de quelques fanatiques, se répandirent comme un torrent à travers la France, et ravagèrent tout sur leur passage. Les maux causés par ces nouveaux *croisés*, sont connus, dans les annales juives, sous le nom de: «*gheserath' ha ro'ïm*» (V. Depping, op. cit., p. 258; Grætz, op. cit., t. VII, p. 277).

6) On sait que les lépreux de la Guyenne furent torturés parce qu'ils essayèrent, par vengeance, d'empoisonner les puits et les fleuves. Or, ceux-ci, pour détourner d'eux la vindicte publique, s'avisèrent d'accuser les Juifs de les avoir incités à accomplir leurs actes criminels. (V. Grætz, Geschichte der Juden, t. VII, p. 280).

Pourtant, malgré ces terribles persécutions, l'exercice du culte ne fut pas défendu officiellement. Même sous Philippe, qui défendit aux Juifs de manger de la viande pendant le carème [1]), les pratiques rituelles ne furent pas interdites.

D'ailleurs, l'attachement des Juifs français pour la foi de leurs ancêtres était alors tel que la plupart d'entre eux préféraient la mort à la conversion [2]). Et même les convertis, par nécessité, continuaient souvent à observer, secrètement, le culte de leurs ancêtres, car, au 4e Concile de Latran, tenu à Rome en 1315, on avant éprouvé le besoin de leur défendre rigoureusement l'observation des rites hébreux, et particulièrement l'usage de la circoncision [3]).

XII. — D'autre part, plus tard, les Juifs en France purent exercer assez librement leur culte. En effet, sous le règne de Charles V, de 1364 à 1380, ils jouirent d'une liberté religieuse considérable. Même ce monarque les exempta de la corvée d'assister aux sermons, à laquelle divers conciles et synodes les avaient obligés [4]).

Cependant, en Languedoc, beaucoup de Juifs furent incités à se convertir [5]), et à Paris même, en 1380, la populace, dans une émeute pilla les Juifs, en tua beaucoup et força les femmes à leur livres leurs enfants pour les faire baptiser. Et il ne fallut pas moins de tout le credit du prévôt Aubriot pour provoquer un ordre sévère du roi, afin de rendre aux mères les enfants enlevés [6]). De plus, sous Charles VI, en 1394, les Juifs furent de nouveau bannis [7]), et il n'en resta alors que fort peu à Avignon, Carpentras et à Marseille [8]). Mais, malgré toutes ces calamités,

1) Depping, op. cit., p. 225.

2) Ainsi, les 500 Juifs, qui se refugièrent dans le château de Verdun, sur la Garonne, préférèrent se donner le mort à eux-mêmes plutôt que d'abjurer la foi de leurs ancêtres. Et les Pastoureaux victorieux ne purenl convertir de force que les enfants qu'ils trouvèrent dans la fortresse. (V. Depping, op. cit., p. 255; Græetz, op. cit., p. 278.

3) Græetz, Geschichte der Juden, t. VII, p. 17.

4) Depping, op. cit., p. 295.

5) Græetz, op. cit., t. VIII, p. 7.

6) Depping, op. cit., p. 297; Græetz, op. cit., t. VIII, p. 36.

7) Græetz, op. cit., t. VIII, p. 67; Depping, op. cit., p. 312.

8) Græetz, Geschichte der Juden, t. VIII, p. 67 et 68.

on ne trouve nulle part la trace d'une interdiction formelle d'accomplir les pratiques rituelles.

Enfin, malgré l'influence néfaste des allégoristes [1]) sur l'exercice du culte, la prescription de la péritomie, au cours de ce siècle, avait toujours été observée selon la tradition pratique.

XIII. — De même en Espagne, sous le règne de l'Infante Don Juan Emmanuel, les pratiques rituelles, et particulièrement l'usage de la circoncision, furent observées avec beaucoup de scrupule, car les chefs spirituels [2]) avaient alors le pouvoir d'infliger des peines sévères à quiconque se permettait la moindre transgression religieuse [3]). Et, sous les règnes d'Alphonse XI et Don Pedro, rois de Castille, les Juifs jouirent encore d'une plus entière liberté religieuse [4]).

XIV. — Cependant, dès l'année 1375, le converti Johanne, de Valladolid, obtint le droit de forcer les Israélites à des disputes publiques [5]), et ces spectacles, malgrè la modération et l'habileté de leur défenseur Mose Cohen, de Tordesillas, avaient toujours le don d'attiser la haine séculaire contre les soi-disant déïcides. Et Don Juan I, roi de Castille, dès son avènement en 1379, accueillit même la dénonciation que les Juifs pratiquaient du prosélytisme sur des Musulmans et des Tartares et qu'ils soumettaient aussi des individus d'autres nationalités à l'opération de la circoncision, au point qu'il s'empressa d'en défendre le retour sous peine des plus graves punitions [6]). D'ailleurs, à partir de ce moment, les excitations contre les Juifs se multiplièrent tellement qu'elles finirent bientôt par exploser en massacres sanglants. Au

---

1) On sait que, vers cette même époque, beaucoup de Juifs, au sud de la France, avaient prétendu que certaines prescriptions mosaïques ne devaient pas être observées selon la lettre. Ainsi, ils voyaient seulement un symbole dans les «*Tephillin*», et, par une interprétation semblable, ils parvenaient à admettre la consommation de la viande de porc (V. Grætz, op. cit., t. VII, p. 238).

2) Pour donner une idée de la piété des chefs spirituels d'alors, il suffit de rappeler que c'est vers cette même époque que le R. Ben-Adereth avait promulgué la fameuse excommunication contre ceux qui, avant l'âge de vingt cinq ans, s'adonneraient aux études profanes, sauf celles de la médecine (V. Grætz, t. VII, p. 257).

3) R. Ascheri, Respp. XVII, n⁰ 8; Grætz, op. cit., t. VII, p. 274.

4) Grætz, Geschichte der Juden, t. VII, p. 310 et 385.

5) Grætz, Geschichte der Juden, t. VIII, p. 20.

6) Grætz, op. cit., t. VIII, p. 42; Dr. Meyersohn, op. cit., p. 25.

cours de l'année 1391, des tueries se produisirent à Séville, Cordoue, Tolède, Valence et à Barcelonne, et beaucoup de malheureux [1]), pour échapper à une mort certaine, durent se réfugier dans la conversion [2]). Enfin, sous l'influence de Ferdinando Mastinez, l'inquisition, dès cette même année, commença déjà son œuvre sanguinaire [3]).

Mais, malgré ce changement dans l'état des Juifs, les pratiques rituelles ne furent pas interdites officiellement, et les convertis eux-mêmes, quoique secrètement, purent encore continuer l'usage de la péritomie rituelle.

XV. — En Allemagne, la situation des Juifs, au cours de ce siècle, fut bien malheureuse. D'abord, en 1337, ils eurent à souffrir des atrocités qui s'y commirent sous l'instigation d'Armleder [4]). Puis, dès l'année 1348, et pendant toute la durée de la peste noire [5]), les massacres, commencées au sud de la France [6]), se répandirent bientôt dans l'Alsace, l'Allemagne et la Suisse, où des bûchers furent allumés pour tous ceux qui ne voulaient point sauver leur vie par la conversion [7]). Enfin, en 1389, des massacres eurent lieu à Prague [8]), ainsi qu'à Strasbourg [9]), et des atrocités se commirent dans toute l'Allemagne sous l'influence du fanatisme frénétique des Flagellants.

Mais l'attachement des Juifs allemands pour la religion de leurs pères fut alors si grand que presque partout, comme à Spire, Worms, Oppenheim, Mayence, etc., ces malheureux preférèrent se donner la mort que d'abjurer leur foi [10]). Même ceux qui eurent un moment de défaillance, surent bientôt avoir le

---

1) D'après Döllinger (Die Juden in Europa, in Academische Vorträge, Norlingen 1888, t. I, cap. IX, p. 230), le nombre de convertis atteignit alors deux cents milles.

2) Grætz, Geschichte der Juden, t. VIII, p. 58, 60 et 62.

3) Grætz, op. cit., t. VIII, p. 57.

4) Cet allemand fanatique, aubergiste de village, réussit à soulever contre les Juifs le peuple des bords du Rhin, et causa des massacres à Rouffach, à Ensisheim, etc. (V. Depping, op. cit., p. 261).

5) En effet, en 1348, l'Europe fut la proie d'une épidémie effroyable, connue sous le nom de mal noir. Or, à cette occasion, les Juifs subirent des tourments affreux, et furent même souvent égorgés en masse (V. Depping, op. cit., p. 261—63).

6) Grætz, Geschichte der Juden, t. VII, p. 364.

7) Grætz, op. cit., t. VII, p. 366 et 371.

8) Grætz, op. cit., t. VIII, p. 53.

9) Depping, op. cit., p. 267.

10) Depping, op. cit., p. 267 et 268.

courage de se soustraire, par une mort héroïque, à une croyance qui leur fut imposée par force [1]). D'ailleurs, malgré ces terribles persécutions, l'exercice du culte ne fut pas interdit systématiquement.

XVI. — Aussi, au cours de ce siècle, il n'y eut qu'un seul pays qui fut réellement clément pour les Juifs: c'était la Pologne. En effet, grâce aux multiples privilèges accordés par Casimir le Grand en 1356, cette contrée devint bientôt pour les Juifs une véritable Babylonie [2]). Et non seulement il leur fut permis de pratiquer librement tous les rites de leur culte, mais encore il leur fut loisible de s'y adonner aux études religieuses.

§ 7. *Epoque bien sombre.*

I. — Avec le XVe siècle, une ère de vives souffrances et de graves persécutions s'ouvre pour tous les Israélites, ou à peu près.

D'abord, en Espagne, le roi Juan II, en 1412, fit paraître, pour la première fois, un édit qui, sous peines de la confiscation de tous les biens et même des punitions corporelles, prescrivait aux Juifs, ainsi qu'aux Sarrasins, d'habiter dans des quartiers isolés, entourés de murs et munis d'une seule porte [3]).

Puis, presque tout aussitôt, trois ennemis implacables, l'apostat Josua Lorqui, connu sous le nom de Geronimo de Santa Fé, le dominicain Fray Vincente Ferrer, et l'ambitieux Pedro de Luna, connu sous le nom d'antipape Benoît VIII, s'acharnèrent à la perte des Juifs.

II. — Sous l'instigation du converti Josua Lorqui, les Juifs, en 1413, furent obligés de prendre part à une discussion publique à Tortose [4]), et beaucoup, probablement sous la terreur des menaces suspendues [5]), durent se résoudre à la conversion. En tout

---

1) Ainsi, un Juif de Constanz, qui fut converti de force, mit le feu à sa propre maison et, au moment où il allait périr avec tous les siens, il cria, à travers la fenêtre, à la population consternée: «Voyez, je meurs comme Juif!» (V. Grætz, op. cit., t. VII, p. 366).

2) Grætz, Geschichte der Juden, t. VII, p. 381. Depping, op. cit., p. 237.

3) Depping, op. cit., p. 371.

4) Depping, op. cit., p. 388.

5) D'après Depping (op. cit., p. 391), tous les rabbins, à l'exception de deux, auraient déclaré tant en leur propre nom qu'au nom d'une foule des Juifs qui avaient assisté aux disputes, qu'ils reconnaissaient et abjuraient leurs erreurs et qu'ils demandaient instamment le baptême.

cas, il est constant que, sous l'influence de prédications de Ferrer, vingt mille personnes de Castille et d'Aragon se convertirent au christianisme [1]).

III. — Ces conversions, souvent renouvelées, avaient fini par créer un nouvel élément, aussi malheureux que pitoyable, dans la population espagnole: «Il vint à naître, dit Depping, une classe considérable, celle de *nouveaux chrétiens*, que les Juifs appelaient par mépris *Marranes*» [2]), et que les chrétiens eux-mêmes ne voyaient ni avec beaucoup d'estime, ni avec une grande confiance» [3]).

IV. — Cependant, les Marranes, presque autant que leurs anciens coreligionnaires, restèrent longtemps fidèles aux pratiques du culte de leurs ancêtres, car les convertis, en Espagne, étaient plus éloignés du catholicisme après le baptême qu'auparavent. Ils étaient fermement décidés de jeter le masque à la première occasion et de redevenir des Juifs très fervents. Et même ceux qui occupèrent bientôt un poste sacerdotal, ou ceux qui revêtirent des vêtements monastiques observaient, plus ou moins ouvertement, les pratiques religieuses des Juifs [4]).

«Ils vécurent entre eux, dit Depping, et en secret, mais avec de grandes précautions, ils pratiquaient souvent les rites de leurs ancêtres.

Pour assurer le salut de leurs enfants, ils se hâtaient quelquefois de les faire circoncire, mais quand le clergé venait à découvrir ce qu'ils avaient fait, la frayeur s'emparait d'eux; ils cherchaient des prétextes pour excuser cette espèce de mutilation. A Medina del Campo, il y avait une maison où l'on guérissait en secret ceux qui venaient de subir cette opération» [5]).

En effet, les rois de Castille, d'Aragon et de Mallorca, et même les pouvoirs publics, fermaient volontiers les yeux sur ces retours vers le judaïsme [6]), car l'Inquisition n'était pas encore assez puissante pour étouffer toutes les consciences [7]).

---

1) Græetz, Geschichte der Juden, t. VIII, p. 114; Depping, op. cit., p. 400.

2) D'après Græetz (op. cit., t. VIII, p. 73), le mot «*marranos*» signifie: «les condamnés». 3) Depping, op. cit., p. 401.

4) Græetz op. cit, t. VIII, p. 185. 5) Depping, op. cit., p. 401.

6) D'après Döllinger (loc. cit., p. 230), dix-sept milles personnes sont revenus au judaïsme dans l'espace de quelques années.

7) Græetz, op. cit. t. VIII. p. 73; R. Simon b. Zemach, Respp., I, n⁰ 46.

V. — Mais cette fidélité des marranes, largement secondée par leurs anciens coreligionnaires [1]), avait fini par déchaîner contre eux les zélateurs de la conversion par force, et, dès l'année 1451, le pape Nicolas V envoya un ordre à l'évêque d'Osma et au vicaire de Salamanca de nommer des inquisiteurs, avec plein pouvoir de livrer les relaps aux bûchers, pour que ceux-ci fissent une enquête sévère sur la judaïsation des marranes [2]). Et, en effet, ces derniers furent accusés de ne pas manger du porc, d'observer la fête de Pâque, de ne pas faire baptiser leurs enfants [3]), et même de les soumettre à l'opération de la circoncision [4]).

VI. — Pourtant, même en Espagne, l'Inquisition, au commencement de la deuxième moitié de ce siècle n'était pas encore toute puissante. Et même la situation générale des Juifs s'améliora beaucoup sous le règne d'Henri IV, roi de Castille, de 1454 à 1474, et sous celui de Don Juan II, roi d'Aragon, de 1456 à 1479. Aussi les marranes eux-mêmes osèrent-ils de nouveau revenir au judaïsme, et ils allèrent même jusqu'à célébrer [5]) la fête de Pâque [6]).

En effet, les Juifs, qui connaissaient la profonde antipathie des marranes envers leur nouvelle religion, purent encore, pendant cette période, assister leurs anciens coreligionnaires dans l'accomplissement de leurs devoirs religieux. Ils les réunissaient secrètement pour la prière, leur fournissaient des livres religieux, leurs indiquaient les époques de fêtes, leur donnaient du pain azyme,

---

1) Partout, les Juifs étaient convaincus de la fidélité réelle des convertis envers la religion de leurs ancêtres, et ils entretenaient avec ces derniers des relations très intimes. Même R. Simon Duran, dans la crainte que ce commerce ne fasse du tort à la stricte observation de la loi, crut devoir faire, à ce sujet, des remontrances à la communauté de Palma (V. R. Simon Duran, Respp., III, n⁰ 226; Grætz, op. cit., t. VIII, p. 171).

2) Grætz, Geschichte der Juden, t. VIII, p. 185.

3) Grætz, op. cit., t. VIII, p. 230.

4) En effet, Alfonse de Spina, dans son œuvre de haine contre ses anciens coreligionnaires, s'exprime ainsi: «.... cum multi Christiani facti sunt Judæi, ut vel melius dicam, erant occulti Judæi et facti sunt publici. Alii ceremonias Judaïcas impune observant...» (V. Fortalites Fidei, Crudelitas XV).

5) Pourtant, dans la crainte des chrétiens, ils s'abstinrent de pain azyme, et se nourirent toute la semaine de riz (V. R. Salomon b. Simon Duran ou *Raschbaseh*, Respp. n⁰ 90).

6) Grætz, Geschichte der Juden, t. VIII, p. 222 et 224.

leur fournissaient toute l'année de la viande préparée rituellement et, enfin, ils circoncisaient leurs enfants, et les instruisaient dans la religion mosaïque [1]).

VII. — Mais, sous l'influence du dominicain Alonso de Ojeda et surtout sous celle de Thomas de Torquemada, le confesseur de l'Infante Isabelle [2]), le pape Sixtus IV consentit, dès l'année 1478, à l'organisation définitive de l'Inquisition, et, à partir de 1480, celle-ci commença son œuvre infernale [3]).

Aussi la fidélité secrète [4]) des marranes stimula-t-elle la vigilance des inquisiteurs qui allèrent bientôt jusqu'à grouper les indices les plus infimes, capables de révéler la judaïsation «L'inquisition, dit Depping, dressa une instruction où étaient munitieusement consignées toutes les marques qui indiquaient chez les convertis un retour vers le judaïsme. Ainsi, porter le jour du sabbat, des vêtements plus propres que les autres jours de la semaine; couvrir, ce jour, la table d'une nappe blanche, ne pas manger les lundis et les jeudis avant l'apparition de la première étoile du soir; examiner, avant d'égorger un mouton, si le couteau n'est pas ébréché; séparer la graisse de la viande; faire des festins pendant les fêtes de tabernacle; manger de la viande préparée par des bouchers juifs, ... attribuer à un enfant un nom hébreu usité chez les Juifs ... étaient autant de signes qui rendaient un converti suspect» [5]).

VIII. — Naturellement, parmi les marques de l'apostasie, les indices les plus graves consistaient dans la célébration du sabbat ou un autre jour de fête israëlite, dans l'observation des lois culinaires, et surtout dans la pratique de la circoncision [6]).

---

1) Græetz, Geschichte der Juden, t. VIII, p. 313.

2) On sait que l'Aragon et la Castille, par le mariage du roi Ferdinand avec Isabelle, furent réunis sous le même sceptre en 1481.

3) Græetz, Geschichte der Juden, t. VIII, p. 287—89.

4) On a toujours considéré un descendant des marranes comme un vrai Juif au point de vue religieux. Ainsi, un marrane de Castille, dont les ancêtres sont restés presque un siècle dans le christianisme, vint à Malaga, où, après s'être converti au judaïsme, il épousa une Juive. Comme il y mourut bientôt sans enfants, R. Saadia Ibn Dûnân, grand rabbin de Grenade, fut d'avis que, relativement à la cérémonie mosaïque de «helitza», le défunt devait être regardé comme un vrai Juif et non pas comme un prosélyte. (V. Græetz, op. cit., t. VIII, p. 328).

5) Depping, op. cit., p. 423.

6) Græetz, Geschichte der Juden, t. VIII, p. 293.

Aussi, guidé par les indices, les dénonciateurs se multiplièrent-ils partout, et les malheureux marranes devinrent bientôt la proie de l'inquisition: «C'est ainsi, dit Llorente, qu'à Tolède les inquisiteurs, en 1486, après avoir forcé les rabbins de la synagogue de déclarer les convertis qui étaient revenus auprès d'eux, condamnèrent sept cent cinquante de ces malheureux à faire, comme de vils criminels, amende honorable, en chemise, nu-pieds, et avec un cierge à la main, au milieu d'une grande affluence du peuple. Environ mille sept cents autres subirent la même peine et vingt sept furent brûlés vifs» [1]).

IX. — Ces atrocités, qui se renouvelaient sans cesse, semèrent bientôt la terreur parmi les Marranes espagnols dont le nombre se montait alors à plusieurs centaines de milles [2]). Aussi, peu à peu, beaucoup de ces persécutés, tout en continuant à procéder à un lavage soigneux de la tête de leurs enfants aussitôt après le baptême, n'osèrent plus les soumettre à l'opération de la circoncision [3]). Et c'est pourquoi beaucoup de marranes qui, malgré l'assistance constante de leurs anciens coreligionnaires dans l'accomplissement de leurs devoirs religieux [4]) ne purent satisfaire convenablement les rites du culte, se sauvèrent, dès le début de cette affreuse période, à Grenade, au Portugal, en Province, en Italie et même en Afrique [5]). D'ailleurs, déjà dès le commencement de ce siècle, beaucoup de Juifs, qui ne voulaient pas s'exposer à supporter, même momentanément, une contrainte de leur conscience, se hâtèrent de se réfugier parmi les Maures d'Andalousie, à Grenade, au Portugal, ou bien ils s'expatrièrent au Maroc, â Tunis, à Fez etc. [6]).

X. — Mais, en 1492, Ferdinand, après avoir dépouillé les Juifs riches de tous leurs biens, jeta le masque [7]), et, sous prétexte

---

1) Llorente, Histoire de l'Inquisition en Espagne, t. I, cap. VII, art. 2; Depping, op. cit., p. 424.

2) Græetz, Geschichte der Juden, t. VIII, p. 285.

3) Græetz, op. cit., t. VIII, p. 285.

4) Græetz, op. cit., t. VIII, p. 286.

5) Grætz, op. cit., t. VIII, p. 295,

6) Grætz, op. cit., t. VIII, p. 73.

7) «On affecta, dit Sedillot (Histoire générale des Arabes, Paris 1877, livre IV, p. 417), d'observer rigoureusement les engagements pris, et l'on ne s'attaqua qu'aux Juifs qui tenaient entre leurs mains une grande partie des richesses du pays, et qui furent contraints de s'expatrier ou de renier la foi de leurs pères; on les fit périr dans les tortures; les supplices et les *auto-da-fé* frappèrent de terreur les Arabes qu'on essayait de convertir à la religion du Christ».

que les convertis, à cause de leurs relations constantes avec leurs ancients coreligionnaires étaients, sans cesse, tentés de revenir à la mécréance des Juifs, signa un décret qui bannissait les Juifs de tous ses Etats [1]). Il ne leur accorda qu'un terme de trois mois pour la vente de leurs biens, et il les menaça de la confiscation de tous leurs biens et de la peine de mort, s'ils ne quittaient pas le pays dans le délai prescrit [2]).

Et c'est ainsi que plus de trois cent milles personnes durent quitter l'Espagne, pour se disséminer un peu partout: dans le royaume de Navare, en Afrique, en Italie, en Turquie, et surtout au Portugal [3]). Et, malgré les horreurs d'un pareil exil, presque tous les bannis [4]) restèrent fidèles à leur religion [5]).

XI. — Au Portugal, la situation des Juifs, au cours de ce même siècle, subit également beaucoup de vicissitudes.

D'abord, le roi Don João I prescrivit de ne pas tourmenter les *marranes* à cause de leurs pratiques juives, et surtout de ne pas les livrer aux Espagnols [6]). Aussi le nombre de marranes espagnols devint-il bientôt considérable dans ce pays: «Déjà sous Alphonse V, dit Depping, beaucoup d'Israélites d'Espagne avaient émigré au Portugal, afin d'y pratiquer plus librement leur culte, et même pour y retourner au judaïsme après avoir été forcés en Espagne de l'abjurer» [7]). Et, de fait, l'exercice du culte, sous le règne de ce monarque, jouit d'une entière liberté [8]). Enfin, ce nombre augmenta encore au moment du bannissement général de l'Espagne.

XII. — Malheureusement, même au Portugal, la liberté de

---

1) Græetz, Geschichte der Juden, t. VIII, p. 332.

2) Depping, op. cit., p. 426—27.

3) Græetz, Geschichte der Juden, t. VIII, p. 339.

4) Cependant, selon Depping (op. cit., p. 428), bien de ces malheureux quittèrent leur foi: «Une foule de bannis, cédant à l'impérieuse nécessité, aimèrent mieux, dit-il, renier la foi de leurs pères que de quitter un sol auquel s'attachaient toutes leurs affections».

5) V. Abrabanel, Introduction à son Commentaire sur les livres des Rois; Græetz, op. cit., t. VIII, p. 337.

6) Græetz, op. cit., t. VIII, p. 127.

7) Depping, op. cit., p. 415.

8) «Dans le code d'Alphonse V, roi de Portugal, promulgué vers 1485, il était expressément défendu, dit Depping, de forcer les Juifs contre leur volonté de se faire chrétiens» — (Depping, op. cit., p. 413).

de conscience dont jouirent les Juifs, ne fut ni absolue, ni définitive. En effet, Joâo II, sur la demande du pape Innocent VIII, constitua une commission inquisitoriale, pour rechercher les marranes espagnols qui, depuis leur arrivée sur le sol portugais, s'étaient permis de revenir au judaïsme. Et, comme, à la nouvelle de cette grave mesure, beaucoup se hâtèrent de se rendre en Afrique, où ils pouvaient espérer pratiquer ouvertement le judaïsme, ce monarque n'hésita pas à ordonner qu'aucun converti, sous peine de mort et de confiscation de biens, ne devait voyager en mer [1]). Enfin, en 1496, Don Manuel, roi de Portugal, rendit un décret qui, sous peine de mort, bannissait, dans un bref délai, tous les Juifs, ainsi que tous les Maures, à moins qu'ils eussent embrassé le catholicisme [2]). Et, à cet édit d'expulsion, le monarque joignit encore l'ordre cruel d'arracher aux parents les enfants au-dessous de quatorze ans, afin de les faire baptiser de force [3]).

Cependant, malgré toutes ces horreurs, la plupart préférèrent aller en exil que d'abjurer leur foi.

XIII. — Malheureusement, la liberté de conscience, au cours de ce siècle, ne fut pas mieux respectée non plus dans d'autres pays aussi.

En Autriche, sous le règne du grand duc Albrecht, les Juifs, en 1420, furent convertis de force [4]).

De même à Breslau, en 1453, beaucoup d'Israélites, sous l'influence des prédications du moine Capistrano, expièrent sur le bûcher leur refus d'abjurer la foi de leurs ancêtres [5]).

Enfin, même en Pologne, Casimir IV, sous l'influence de ce même moine fanatique, révoqua, en 1454, les privilèges que Casimir le Grand avait accordés aux Juifs, et que lui-même en 1447 avait renouvelés [6]).

Mais partout les Juifs montrèrent un attachement admirable [7])

---

1) Græetz, Geschichte der Juden, t. VIII, p. 362.

2) Græetz, op. cit., t. VIII, p. 371).

3) Döllinger, loc. cit., p. 231; Depping, op. cit., p. 449; Græetz, op. cit., t. VIII, p. 372.

4) Græetz, Geschichte der Juden, t. VIII, p. 134.

5) Græetz, op. cit., t. VIII, p. 193. 6) Græetz, op. cit., t. VIII, p. 195.

7) Sous ce rapport, l'histoire suivante est vraiment démonstrative. Un jeune israélite qui fut converti de force, devint le favori du duc Frédéric, bientôt empereur d'Autriche. Mais, malgré les faveurs et même les supplications de son protecteur, ce jeune homme préféra monter sur le bûcher, pour mourir Juif. (V. Arenpeck, Chronicon Astriacum; Græetz, op. cit., t. VIII, p. 135).

à la foi de leurs pères, et ceux qui furent convertis de force, n'hésitèrent pas à saisir la première occasion pour s'expatrier, afin de pouvoir revenir au judaïsme à l'étranger [1]).

XIV. — Cependant, au cours même de ce siècle des graves persécutions religieuses, les Juifs, au Nord de l'Afrique, jouirent d'une grande liberté de conscience. Aussi les marranes recherchaient-ils l'occasion de pouvoir s'y rendre, bien que, au début, leurs anciens coreligionnaires africains ne leur menagèrent point un accueil bien chaleureux [2]). De plus, le rayonnement intellectuel de ces communautés prospères exerçait une grande influence même dans les milieux non israélites. Ainsi, deux Français, en résidence à Alger, ébranlés dans leur foi chrétienne par la contradiction évangélique au sujet de la descendance de Jésus de la maison de David, n'hésitèrent point, dans ce siècle de fanatisme aveugle et sanguinaire, à se soumettre à l'opération de la circoncision, pour embrasser le judaïsme [3]).

Enfin, malgré les horreurs de ce siècle, l'attachement des Juifs, pour la plupart de leurs antiques institutions, frappa tellement les esprits que Nicolas de Cusa, qui, sous le pape Eugenius IV, voulait rendre le catholicisme universel à tout prix, était prêt à abandonner toutes les cérémonies de l'Eglise, et même à accepter l'institution mosaïque de la circoncision, si les Juifs voulaient seulement consentir à reconnaître le dogme de la trinité [4]).

Article VI.

Les temps modernes.

A partir du XVIe siècle, la cruauté sauvage du sombre moyen-âge semble se radoucir peu à peu, ou, du moins, elle commence à subir des temps d'arrêt. Certes, l'Inquisition reste encore toute

---

1) Grætz, Geschichte der Juden, t. VIII, p. 134.

2) Ainsi, les Juifs d'Alger, probablement peu instruits sur les aspirations réelles des couvertis espagnols, voulurent s'opposer au débarquement des Marranes, venus de Valence, Barcelonne et de Mallorque. Mais R. Isaac b. Scheschet-Barfat, qui connaissait le désir sincère de tous les réfugiés de revenir ouvertement au judaïsme, brisa rapidement toute cette résistance par la menace d'excommunication (V. R. Isaac b. Scheschet-Barfat, Respp., n⁰ 61; Grætz, op. cit., t. VIII, p. 100).

3) R. Simon b. Zemach Duran, Kescheth ou' Maghen; Grætz, op. cit., t. VIII, p. 154.

4) Grætz, Geschichte der Juden, t. VIII, p. 184.

puissante et même la haine atavique contre les soi-disant *déicides* couve toujours dans les cœurs frustes des multitudes, mais la conscience humaine se réveille progressivement et même, ça et là, elle commence à gronder sourdement contre les massacres systématiques. Bien plus, les esprits éclairés commencent à se passionner pour la liberté de penser. Aussi, grâce à ces progrès de l'évolution humaine, les Juifs commencent d'abord par jouir d'une certaine tolérance et puis, peu à peu, ils finissent par obtenir, du moins dans certains pays, une émancipation complète.

Mais ces modifications libérales ont eu une double conséquence. Si, dans la plupart des milieux, elles ont favorisé l'exercice intégral du culte, elles ont aussi, dans quelques centres, suscité, parmi les propres adeptes du judaïsme, des adversaires contre certaines pratiques religieuses, notamment contre la circoncision.

Telles sont les diverses phases des temps modernes, que nous allons retracer rapidement dans les paragraphes qui vont suivre.

(*à suivre*).

LEBEN UND WIRKEN DES ARZTES FRANZ PRUNER-BEY

zum Andenken an seinen 50. Todestag (29. September 1932).

VON

ANTON SCHÄFER,
Augsburg.

„Die Geschichte der Wissenschaft ist die Geschichte des Menschengeistes, der Kampf zwischen Wahrheit und Irrtum bildet ihren Stoff".

Diese Worte Hyrtls gelten überall da, wo es zum Fortschritt geht. Im Gefüge und Gewoge der naturwissenschaftlichen Entwicklung reiht sich nicht eine Erkenntnis an die frühere, eine Errungenschaft an die vorausgehende. Zwischen den Meilensteinen des Fortschrittes ringen Wahrheit und Irrtum um den Wert und Unwert von Lehrmeinungen wider einander. Der Weg zu fruchtbarem Neuland führt oft durch mühsame Irrgänge. Abseits vom Weltgetriebe betreten die Forscher diesen Weg und ruhen nicht, bis sie das Vermutete, das Wahrscheinliche, das beinahe Gewisse als gewiss sehen und nach langem Schwanken endlich festen Boden unter den Füssen zu haben — glauben. Glauben —, denn oft genug werden Platens Worte auch dann noch ihre Bedeutung behalten: „Was Wahrheit wir genannt, ist Meinung". Das Ringen nach den Grenzen menschlicher Erkenntnis spiegelt sich nirgends besser wieder, als in den Lebensgeschichten grosser Forscher, die sich als die Sucher und Diener der Wahrheit unentwegt an der Lösung wissenschaftlicher Rätsel betätigt haben. — In dieser Hinsicht ist es wohl wert, das Bild eines Mannes zu zeichnen, in welchem die deutsche Tropenmedizin einen ihrer ersten und hervorragendsten Vertreter, die Seuchenkunde einen überzeugten Verfechter gemeinnützigster Bestrebungen, die Anthropologie und

noch manch andere Wissenszweige einen ernsten und emsigen Forscher fanden: Franz Pruner Bey.

Über sein Leben und besonders über die Zusammenhänge der äusseren Umstände desselben mit seiner eigenen Entwicklung als Forscher sind uns die wichtigsten Tatsachen, wenn auch nicht lückenlos, überliefert.

Eine Photographie von Franz Pruner befindet sich unter Seppiana in der Handschriftenabteilung der bayerischen Staatsbibliothek in München.

DER LEBENSLAUF PRUNERS.

Pruners Wiege stand in dem Landstädtchen Pfreimd in der Oberpfalz. Als sein Geburtstag wird für gewöhnlich der 8. März 1808 angegeben, nur die Allgemeine Deutsche Biographie (Bd. 26, Seite 675) verzeichnet dafür den 8. Mai 1808. Der Eintrag in die pfarramtliche Taufmatrikel lautet: „Franz Ignaz Brunner ist in Pfreimd geboren als natürlicher Sohn des ledigen Ignaz Brunner von Leuchtenberg und der ledigen Katharina Horchler von Mitterteich". Dem damaligen bayerischen Landrecht gemäss, führten, wie heute, aussereheliche Kinder nach einer Ehelichkeitserklärung den Namen des Vaters. Die Namensschreibweise Brunner statt Pruner findet sich bis vor 100 Jahren sehr häufig nebeneinander. Erst von da ab ist sie allmählich getrennt. In Schriftstücken des 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts kommt der Wechsel von Media und Tenuis sehr oft vor, ebenso wie es keine bestimmte Regel bezüglich der Verdoppelung gab. Die Erfahrung lehrt vielmehr, dass die Schreibweise der Namen in jenen Zeiten eine ganz willkürliche und nicht selten von der Art der ungenauen Aussprache abhängige war, ja, dass verschiedene Schreibformen oft in dem nämlichen Schriftstück vorhanden sind. Deshalb dürfte bei der Verschiedenheit der Namensschreibweise, die sich auch für Franz Pruner immer wieder ergibt, kaum die Folgerung berechtigt erscheinen, Pruner habe absichtlich später einmal eine Aenderung seines Namens veranlasst.

Wie ungenau die verschiedenen Angaben über Pruners richtige Schreibweise lauten, ist aus folgenden Daten zu ersehen: In der Liste der bei der Polizeidirektion München bis 14. Dezember 1826

gemeldeten Studenten findet sich der Eintrag: „Bruner Franz, cand. phil. aus Pfreimd, Schrannengässchen 126". Derselbe Bruner ist im „Alphabetischen Verzeichnis der sämtlichen Studierenden an der L. M. Universität München" vom W. S. u. S. S. 1826/27 aufgeführt. Dagegen hat die Universitätsmatrikel Nr. 44 unter dem 17. November 1826 folgenden Wortlaut: „Pruner Franz, Pfreimd, II. phil. Kurs." In späteren Gesamtverzeichnissen der Studierenden Münchens heisst es stets: „Pruner Franz med. Pfreims Nabburg, oder Pfreumd im Regenkreis. Der Schreibform Prunner begegnet man z. B. wiederum im Almanach der k. b. Akademie der Wissenschaften. 1855 lautet hier die Angabe in der Mitgliederliste: „Prunner, Franz Wilhelm Gottlieb von" (!)". Dabei handelte es sich um die gleiche Person, die im Almanach von 1859 als „Pruner-Bey, Frans Secaphim (!), z. Z. in Genf" verzeichnet war und die 1867, 1871, 1875 und 1878 wieder „Prunner Bey, Franz Seraph" hiess. Für die zahlreichen, ungenauen Schreibformen von Pruner in ein und derselben Arbeit gibt es mehrere Beispiele: In dem Buche Josef Aumer „Die arabischen Handschriften der k. Hof- u. Staatsbibliothek in München" (Catalogus codicum manuscriptorum Bibliothecae regiae Monacensis I 2) 1866 steht zwar im Vorwort auf Seite VII und VIII richtig Dr. Pruner-Bey. Durch den ganzen Katalog selbst aber geht immer wieder die Bezeichnung: Codex orientalis „Prunneri", so auf Seite 142, 155 usw. In Russegger, Jos. „Reisen in Europa, Asien und Afrika", Stuttgart 1841—1847, steht gleichfalls im Bd. I. 1. Teil S. 171 und 235 richtig Dr. Pruner, im Bd. II, 3. Teil S. 98 und 100 und Bd. III, S. 14 dagegen falsch Dr. Bruner.

Pruners Vater war Oberschreiber am kgl. Rentamt in Leuchtenberg. Nach den Aufzeichnungen eines Leuchtenberger Pfarrherrn im Vohenstrausser Anzeiger Nr. 208 vom Dienstag, 10. IX. 1929 besass Pruners Vater in Leuchtenberg das sogenannte „Kundlhaus" neben der Pfarrkirche. Von Leuchtenberg soll er später nach Amberg gekommen sein, wo er angeblich starb und eine Tochter Katharina u. zwei Söhne, Friedrich und Franz, hinterliess, von welchen es nur Franz Pruner zu einer bedeutenderen Lebensstellung bringen sollte. Viel mehr liess sich über Pruners Vater nicht ermitteln. Pruners Mutter war die Tochter des erfahrenen Gemeindebeamten Johann Josef Horchler in Mitterteich,

der seines Zeichens wohl auch Seilermeister war. In den Taufbüchern steht wenigstens neben der Bezeichnung consultus senator auch der Ausdruck textiarius (festiarius?) geschrieben, der schwer anders als mit Weber = Seiler übersetzt werden kann. Von der Ausübung des Gewerbes soll übrigens auch der Name Horchler selbst herkommen, der möglicherweise aus Harchler, Harichler (den Flachs harcheln) entstanden ist.

Die Familie der Mutter behauptete im künstlerischen, wie öffentlichen Leben einen ganz ansehnlichen Rang. Von den akademischen Bildhauern, die aus der Familie Horchler hervorgingen, war Paul Horchler langjähriger Mitarbeiter bei Schwanthaler in München. Ein anderes Familienmitglied, Hofrat Adolf Horchler, hatte 38 Jahre lang das Bürgemeisteramt der Stadt Kempten in Bayern inne (1881—1919). In diese Reihe vielseitig und trefflich befähigter Männer dürfte sich Franz Pruner mit seinen reichen Anlagen gut einfügen.

Auf dem rauhen, steinigen und wenig fruchtbaren Boden der Oberpfalz wuchs Pruner heran. Schon bald verwaist — der Vater starb 1822 — zeigte sich ihm das Leben von der ernsten Seite und lehrte ihn, in früher Jugend sich in allen Lagen zurecht zu finden. Die ausgezeichnete Begabung, die Pruner von seinen Eltern überkam, half ihm dabei über manches hinweg. Während seiner Gymnasialstudien, denen er am alten Gymnasium in Amberg von 1818—1825 oblag, tat er sich schon durch glänzende Leistungen hervor. In der 1. Lateinklasse war er der zweite unter 96 Schülern, in der 2. der dritte unter 108, in der 3. erster unter 84, in der 4. Lateinklasse erster unter 75, in der I. Gymnasialklasse erster unter 67, in der II. erster unter 52 Schülern. Auf Grund seiner hervorragenden Fortschritte durfte er die III. Gymnasialklasse überspringen, um 1825 als erster unter 26 Schülern zu absolvieren.

Im November 1826 bezog Pruner die eben neuerrichtete, von Landshut nach München verlegte Ludovico-Maximiliana, um sich zunächst den vorbereitenden philosophischen Studien II. Sektion zu widmen. Im nächsten Jahr trat Pruner zur medizinischen Fakultät über. Zur selben Zeit studierten in München auch noch zwei Studiengenossen, mit denen Pruner manches Schicksal teilte: Wilhelm Schimper und Seb. Fischer. Seb. Fischer musste

schon als Gymnasiast durch Stundengeben zu seinem Unterhalt beitragen, da es bei ihm daheim knapp zuging. W. Schimper war in misslichen Familienverhältnissen aufgewachsen und Pruners Elternhaus hatte zu früh seine Tore geschlossen um den jungen Studenten während der Studienzeit vor Not und Zwang zu bewahren. Diese Schwierigkeiten hinderten aber die drei Münchner Studenten nicht daran, dass sie in ihren späteren Stellungen fern der Heimat auf ihren Gebieten deutsche Bildung und Arbeit vorteilhaft vertraten. Alle drei setzten später ihren Fuss auf orientalischen Boden und fanden hier ein reiches Feld fruchtbringender Betätigung und Forschung.

Von Pruners Lehrern genoss Hofrat Döllinger den Ruf eines grossen Anatomen und Physiologen. Von Döllinger wurde die mikroskopische Forschung wesentlich gefördert, die neuere Entwicklungsgeschichte mitbegründet. — Die Bedeutung des chirurgischen Lehrers und Oberpfälzer Landsmannes J. H. Ringseis war von vielen angefochten. Sein neues, medizinisches System erfuhr wegen der allzu philosophischen Einstellung den meisten Widerspruch und wurde von manchen medizinischen Kreisen aufs schärfste bekämpft. Allgemeiner Zuneigung erfreute sich der innere Kliniker Ernst von Grossi. Dieser wurde von seinen Mitbürgern hochgeschätzt, von seinem Schülern vergöttert. Pruner trat mit ihm in den letzten Jahren seiner Studienzeit in nähere Beziehung und war dessen Assistent mit dem späteren Kliniker und Leibarzt Max II. von Bayern, Geheimrat von Gietl. Er verehrte Grossi wegen seiner schwer zu erreichenden Gründlichkeit und gediegenen, klassischen Bildung, wegen seines Scharfblicks im Erkennen der Krankheiten, wegen seiner Menschenfreundlichkeit gegen die Kranken, wegen seiner Gottesliebe und Milde. Er sah in ihm sein weisendes Vorbild und schätzte ihn als Lehrer, Arzt und Mensch. Unter dem Schutze und mit der Unterstützung des grossen Klinikers gelang es Pruner auch seine Studien zu vollenden. Besonders fördernd und geradezu bestimmend wirkte v. Grossi auf Pruners wissenschaftliche Entwicklung durch seine nüchterne Art der Naturbetrachtung, die frei von naturphilosophischen Spekulationen im hippokratischen und aristotelischen Sinne auf dem Boden der Erfahrungswissenschaften stand, während in der damaligen medizinischen Aera eine allzu keck vorwegnehmende

Naturphilosophie die biologische Forschung auf leichtfertige und trügerische Irrwege führte.

Unter der Anregung seines Meisters erwachten in Pruners Seele die ersten Ideen zu seinem Versuch einer vergleichenden Nosologie und die Ausführung seines Werkes, das er den Manen des seligen Obermedizinalrates v. Grossi widmete, ist, wie er in der Vorrede dazu schrieb, nur durch die Erinnerung an sein Beispiel gediehen.

Leider sollte Grossi nicht lange die ehrenvolle Stellung im Lehrkörper der medizinischen Fakultät Münchens einnehmen. Ein frühzeitiger Tod setzte am 29. Dez. 1829 seinem Leben ein kurzes Ziel. Bei einer seiner nächtlichen Konsultationen hatte sich Grossi eine Erkrankung der Brustorgane, wahrscheinlich eine Bronchitis zugezogen. In der Diagnose der Krankheit Grossis wichen die Ärzte von einander ab. Von den behandelnden Ärzten sah Dr. Breslau eine Pleuritis costalis rheumatica, Dr. Fuchs eine Pneumonie, später eine Pleuroperipneumonitis. Sämtliche Ärzte aber einigten sich dahin, dass die Krankheit hauptsächlich mit Blutentziehung bekämpft werden müsse. Man liess dem Kranken daher innerhalb 5 Tagen in acht Aderlässen 99 Unzen Blut weg, obwohl diese Blutentziehung immer Ohnmachten zur Folge hatten. Ausserdem wurden auch noch 24 Blutegel gesetzt und dabei Calomel reichlich gegeben und den 6. Tag war der Kranke tot — wohl mehr durch die Kunst der Ärzte, als infolge der Natur der Krankheit.

Gleichsam im Vorgefühl der kommenden Ereignisse hatte Grossi den Kandidaten der Medizin Pruner, der den Meister während seiner Krankheit keinen Augenblick verliess, ersucht, seine Krankengeschichte vom ersten Tage der Krankheit an aufzunehmen, und Pruner schrieb sie noch vor seinem Examen mit einer geläufigen und bündigen Latinität in einem kurzen Bericht nieder. Das Schriftchen verhehlt nicht, dass Grossi ein Opfer unglücklich ordinierender Ärzte wurde. Im Anschluss an seine treu wiedergegebenen, sachlichen Darstellungen entspann sich in den medizinischen Blättern ein heftiger Meinungsaustausch über die Zweckmässigkeit des gewählten Heilverfahrens, zumal der der Krankengeschichte beigefügte Sektionsbericht für die Richtigkeit der Diagnose problematisch war. Bei allen Blössen, die die Geschichte

darbot, war sie eine Warnung gegen den Missbrauch des Aderlasses und der Blutentziehungen, deren frühere häufige Anwendung uns heute unglaublich erscheinen will.

Die Eigenschaft Pruners, seine Meinung offen und unumwunden auch über peinliche Gegenstände zu sagen, tritt hier erstmals zu Tage und sie wird es wahrscheinlich gewesen sein, die ihm auf seiner späteren Laufbahn manchen Weg versperrte. Durch sein offenes und ungezwungenes Auftreten hat er später in Fachkreisen noch ohne Not manchen Widerstand gefunden.

Während der herbe und empfindliche Verlust des angesehenen Klinikers Grossi noch immer die Gemüter bewegte, erlangte Pruner nach Verteidigung seiner bemerkenswerten Inauguraldissertation „Tentamen de morborum transitionibus" am 3. Mai 1830 mit Ehren die medizinische Doktorwürde und zur selben Zeit die staatliche Lizenz.

Pruners nächste Pläne zogen ihn nach Paris, wo sich damals die Koryphäen der Wissenschaft gegenseitig den Rang abliefen. Wirkungsvoll war der Klang der Namen wie Geoffroy St. Hilaire, Cruveilhier, Gay Lussac, Broussais, Dupuytren, Lisfranc, Pariset und anderer.

Vor seinem Abgang aus Deutschland aber besorgte er noch in Gemeinschaft mit seinem Studienfreunde Dr. Seb. Fischer die Herausgabe von Grossis Nachlass in einer Sammlung der „Opera medica posthuma". In den letzten Tagen seines Lebens übergab nämlich Grossi alle seine unveröffentlichten Manuscripte diesen beiden beflissenen Schülern mit dem Auftrage, das herauszugeben, was davon gehörig bearbeitet vorlag und für den Fortschritt der ärtzlichen Praxis und für die Belehrung anderer von Nutzen erschien. Unter den Auspizien des Prof. Dr. Breslau, eines intimen Freundes des Verstorbenen, veröffentlichten nun die beiden angehenden Aerzte den Nachlass, der sich teils auf die von Grossi gehaltenen Vorlesungen bezog, teils in erweiterter Form den schon 1811 von ihm erschienenen „Versuch einer allgemeinen Krankheitslehre vom Standpunkte der Naturgeschichte" zum Gegenstand hatte.

„Die Art und Weise, mit welcher die Herausgeber das teure Vermächtnis behandelten, — hiess es in einem Artikel der Innsbrucker med. chir. Zeitung, — kann nur gelobt werden; sie

suchten das Vorliegende zu ordnen ohne irgend etwas zuzusetzen oder wegzunehmen. So wurde die Originalität des Werkes nirgends beeinträchtigt und was mangelhaft erscheinen dürfte, fällt dem Geschicke zur Last, das den unvergesslichen Verfasser mitten in seiner Tätigkeit abberief". Im September 1831 lag zunächst der 1. Band in lateinischer Sprache fertig vor. Er umfasste eine allgemeine Pathologie mit einem analytischen, synthetischen und ätiologischen Teil. Dem Werke war eine kurze Biographie Grossis und ein Abriss der Geschichte der Medizin mit einer reichhaltigen Übersicht der Literatur vorangestellt. Der 3. Band, der bald dem ersten folgte, brachte eine nosologische Systematik und führte in 41 Familien und Gattungen alle bekannten menschlichen Krankheitsformen auf.

Die Schöpfung Grossis und seiner Schüler wurde von der sachverständigen Kritik mit ungeteiltem Beifall aufgenommen. Sie bedeutete, soweit sie der Öffentlichkeit übergeben war, eine glänzende Erscheinung in der damaligen Literatur und suchte gegenüber der in jener Zeit vorherrschenden, naturphilosophischen Richtung die sicheren Grundlagen für die Pathologie bei den Erfahrungswissenschaften. Vom Standpunkte der Naturgeschichte sollte die Heilkunde beleuchtet werden. Reich an Berichten über die neuesten, naturwissenschaftlichen Ergebnisse, bot das Werk mit das Beste, was die deutsche Medizin damals an derartigen Schriften aufzuweisen hatte.

Die Lösung von Pruners und Fischers Aufgabe, den schriftlichen Nachlass des allzufrüh verstorbenen Lehrers herauszugeben, war somit mit der Veröffentlichung der 1. und 3. Bandes der Opera posthuma bis zu einem gewissen und zwar ganz befriedigenden Abschluss gediehen. Daher machte sich Pruner jetzt daran seine Reiseabsichten auszuführen und sich zur weiteren praktischen Ausbildung und Fortsetzung seiner Studien nach Paris zu begeben.

Die Weltstadt bot manigfache Anregungen. In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts hatten sich die deutschen, medizinischen Leistungen — abgesehen etwa von denen Johann Friedrich Meckels dem Enkel-bis zum Erscheinen Rokitanskys und Skodas nicht recht messen können mit denen eines Laënnec (gest. 1826), Bretonneau, Cruveilhier oder Andral. Noch

dem Geiste der Naturphilosophie huldigend blieben die deutschen Aerzte mit ihren Erfolgen hinter den Fortschritten jenseits des Rheins zurück. Gross waren also die Erwartungen, mit denen der junge Arzt nach Paris ging. Die Fülle dessen, was Pruner vorfinden konnte, musste alle Vermutungen übertreffen. Von bleibendem Einfluss war für ihn die nähere Bekanntschaft und der Umgang mit dem berühmten Arzte Etienne Pariset, dem damaligen Präsidenten einer ägyptischen Kommission, die im Jahre 1828 im Auftrage der französischen Regierung nach Aegypten gegangen war, um daselbst Studien über die orientalische Beulenpest anzustellen. Dieser Gelehrte, der Pruner allseitig unterstützte und ihm wohl auch seine späteren Beziehungen zu Aegypten vermittelte, rief in ihm das Verlangen wach, den Orient kennen zu lernen. So schloss sich Pruner im Jahre 1831 einer Gesellschaft an, welche unter Baron Hügels Führung Griechenland, Palästina und Indien, zum Zwecke der Untersuchung dieser Länder, bereisen sollte.

Leider hinterliess dieser „Deutsche Marco Polo", wie der zu Regensburg gebürtige, bekannte Reisende und Naturforscher Carl Alexander Anselm Freiherr von Hügel wohl nicht mit Unrecht genannt wurde, nach seiner Heimkehr aus Ostindien nur bruchstückweise Beschreibungen seiner grossen, naturgeschichtlichen und ethnographischen Reise, in denen Pruners Beziehungen zu Hügel überhaupt keine Erwähnung fanden. Umgekehrt wurde auch Hügel in Pruners späteren Schriften nirgends genannt. Die Schilderung der Geschehnisse während des Jahres 1831 stimmt aber bei den beiden Forschern soweit überein, dass sie im Verein mit den kurzen, biographischen Skizzen über jene Männer zwar nicht mit aller Gewissheit, aber doch mit grosser Wahrscheinlichkeit den Schluss berechtigt erscheinen lässt, dass Hügel und Pruner während der Zeit vom Mai bis November 1831 gemeinsam die Levante bereisten.

Besonders fehlen auch die kostbaren, aus Bombay heimgebrachten Reiseberichte (12.000 Blätter, Tagebücher und Notizen mit Beobachtungen mancherlei Art), die von Hügel wahrscheinlich der Nationalbibliothek (frühere Hofbibliothek) in Wien, sowie dem dortigen, naturwissenschaftlichen Kabinett zugeführt wurden, wie aus der Gedenkrede von Wiesner über Carl Alexander Freiherr

von Hügel (Wien 1901), S. 39, Fussnote 20 oder aus Wigands Konservationslexikon für alle Stände 1848, 6. Bd., S. 802—803 und aus verschiedenen anderen Aufzeichnungen mehr hervorzugehen scheint. Aber weder die Wiener Nationalbibliothek einschliesslich der einverleibten Fideikommissbibliothek, noch das Archiv des Naturhistorischen Museums in Wien, noch die österreichische Bibliothek besitzt die in den genannten Büchern beschriebenen Notizblätter des grossen Naturforschers. Auch in der Wiener Gartenbaugesellschaft, dessen Gründer Carl Alex. von Hügel war, sind die erwähnten Reiseaufzeichnungen nach einer Angabe des in Wien lebenden Freiherrn Erich von Hügel nicht zu ermitteln. Dafür hat uns Hügel den Teil seiner Weltfahrt, die ihn im ersten Abschnitt bis Aegypten führte in dem Berichte über die Versammlung deutscher Naturforscher in Prag 1837 überliefert. Dort erzählt er ungefähr folgendes:

„Vier Herrn, die für meine Zwecke geeignet schienen, wählte ich (Hügel) als Reisegefährten aus. Ein Arzt (Pruner?), ein Chirurgus, ein Maler und ein Naturforscher, ferner ein Kammerdiener begleiteten mich. Am 2. Mai, 1831 lichtete das französische Kriegsschiff D'Assas, welches mich nach Osten führen sollte, in der Reede Toulon's die Anker. In Griechenland durchzog ich einen Teil Arcadiens und besuchte Argos, Korinth, Eleusis und Athen. — In der zweiten Hälfte des Juni war D'Assas in Kreta und vor Ende des Monats warf er im alten Hafen Alexandriens Anker. Hier mietete ich ein englisches Kauffahrteischiff, welches mich nach dem reichgeschmückten Cypern brachte. Diese schöne Insel mit den schönen Menschen zog mich unbeschreiblich an. — In Latakieh, dem alten Laodisea, betrat ich Asiens Boden. Ich besuchte von hier Antiochien, Suedieh, Tortosa und Homs in der Wüste um Palmyra zu besehen. Allein die Rückkehr der jährlichen Karawane mit den Pilgern von Mekka, die wie immer die beutegierigen Beduinen in diese Gegenden gelockt, machte es unmöglich den Plan sogleich auszuführen. In Homs wartete ich daher das Eintreffen der Pilgerkarawane ab. Der Eindruck, welchen sie auf mich hervorbrachte, wird unvergesslich bleiben. Es waren nicht die wunderbaren Gestalten, die eigentümlichen, malerischen und prachtvollen Trachten der Levante, nicht die endlosen Züge von Kamelen, Reitern und Fussgängern, welche

sich so tief in meine Seele einprägten, sondern es war der Ausdruck des Entsetzens, der sich auf den Zügen der Ankommenden malte, jener Verzweiflung, welche nur zu deutlich in den finsteren Blicken der der Karawane entgegengezogenen Bevölkerung von Homs zu lesen war, dessen ich immer eingedenk sein werde".

Die Cholera war nämlich damals in Mekka ausgebrochen. Der Todesengel folgte den heimkehrenden Pilgern auf dem Fersen — und die wenigen — kaum ein Drittel der von Homs ausgezogenen — die in die angstvoll harrenden Arme der Ihrigen zurückkehrten, gaben ihnen oft statt des Willkommens den Todeskuss. Diese trostlose Ankunft der Pilgerkarawane in Homs, die Hügel so tief erschütterte, hat auch Pruner später in seiner Nosologie geschildert. Für weniger mutvolle Reisende hätte ein derartiges Bild des Entsetzens genügt, um sie zur schleunigen Abreise zu bewegen. Allein Hügel setzte dem ungeachtet seine Ausflüge in die Umgebung fort. In seinem Berichte über die Versammlung deutscher Naturforscher in Prag führt er aus:

„Ich besah die Ruinen von Baalbeck, überstieg die höchste Spitze des Libanon, schlief unter Zedern und verfolgte meinen Weg durch das reizende Tal Bescharrä's, als mich und meinen Kammerdiener die Krankheit (Cholera) überfiel. Mit der grössten Mühe erreichten wir Tripoli. Er starb, ich genas — doch sehr langsam. Nach drei ewig langen Wochen, welche ich in Tripoli zubrachte, schiffte ich mich nach Beirut ein, wurde jedoch hier von einem Rückfall ergriffen, der mich 14 Tage aufhielt". — Trotz der äussersten Erschöpfung dachte Hügel nicht an die Rückkehr. Sein Entschluss war unumstösslich gefasst, nur durch den Tod seinen Reiseplan unerfüllt zu lassen. Mit einem gemieteten, österreichischen Kauffahrer segelte er nach Sidon, Tyrus und Akka, verliess hier das Schiff um Nazareth, dem galiläischen See, den Berg Tabor, die Ebene Esdrael, Samaritania, Kanaea, Jerusalem, Bethlehem und Jericho zu besuchen. Dann schiffte er sich in Jafa ein und erreichte von da in 44 Stunden Alexandrien. Drei seiner Gefährten blieben in Aegypten zurück, zwei derselben starben, sodass Baron von Hügel seine grosse Weltreis nach Indien von Alexandrien aus allein antreten musste.

Dass Pruner an Hügels Reiseunternehmung bis Aegypten teilgenommen hat und dort als einziger Überlebender zurückblieb,

ist, wie schon angedeutet, auch aus den Bemerkungen zu entnehmen, die Pruner über diese Zeit in seine späteren Schriften eingestreut hat. Hiernach war Pruner im Juli und Ende September 1831 kurz in Alexandrien und später in Kairo anwesend, (vgl. Weltseuche Cholera S. 9 u. 11), nachdem er vorher Griechenland und Cypern betreten hatte und in der Zwischenzeit Syrien und Palästina durchwanderte. Auf seiner Reise durch Syrien berührte er im Juli 1831 wie Hügel Latakieh, Antiochien, Tortosa (vgl. Nosologie S. 78), Suedieh an den Niederungen der Orontesmündung (Nos. S. 144) und Homs. Hier begegnete er der Pilgerkarawane, die in Mekka viele an der Cholera verloren hatte (Nos. S. 373); den Kamm des Libanon fand Pruner auch im Sommer mit Schnee bedeckt (Nos. S. 78). In Tripoli sezierte Pruner und sein reisender Kollege im Garten des Klosters die Leiche eines ungarischen Bedienten, der nach dem Erstlingsurteil der beiden jungen Aerzte wahrscheinlich an der Pest gestorben war (vgl. Ist denn die Pest, S. 3). Wohin Pruner zog, überall studierte er die Eigenheiten des syrischen Landes, sein Klima und seine Bewohner. In der Gegend von Beirut und Sidon konnte er den eigenartigen Stamm der Drusen genau beobachten. Im August war Pruner in Baalbeck (Nos. S. 78), darnach in Jerusalem, wo er, wie in Damaskus und auf Cypern, die Lepraquartiere besichtigte. Je weiter er nach Süden vorrückte, umso stärker vermehrten sich die Gerüchte über die Verbreitung der Cholera durch die Pilgerkarawanen. Bei seiner Ankunft in Bethlehem, Ramle, Jafa und Gazze hatte die Seuche dort ihren Herd aufgeschlagen und raffte von den Erkrankten etwa zweidrittel dahin. Im Flecken Fiki (Palästina) sah Pruner zu dieser Zeit gegen Mitternacht ein feuriges Meteor, welches in der Form eines geschweiften Feuerballes von Osten nach Westen zog. (Nos. S. 374).

Als Pruner in den letzten Tagen des Septembers wieder in Alexandrien eintraf, war dort die erste in Aegypten geschichtlich nachweisbare Choleraepidemie, die hier vom 20. August bis 20. September 1831 währte, eben im Abklingen begriffen. Nicht nur einzelne Familien, sondern ganze Dörfer waren an ihr ausgestorbenen und nur einige Orte von ihr verschont geblieben. Pruner hatte noch die Gelegenheit, die Nachzügler dieser ersten und zugleich furchtbarsten und schwersten Choleraepidemie in

Alexandrien zu beobachten und ein Paar Choleraleichen zu öffnen.

Inzwischen wurde ihm vom Pascha in Aegypten die Stelle eines Professors für Anatomie und Physiologie an der medizinischen Schule von Abu-Za'bal bei Kairo angeboten. Geneigt dem Rufe zu folgen, blieb Pruner in Aegypten, um Ende 1831 seinen Posten anzutreten.

Damit eröffnete sich nun für ihn die grosse Laufbahn in Aegypten, die ihn teilhaben liess an jener Epoche, in der tüchtige, europäische Kräfte von dem tatkräftigen Vizekönig Mehemed Ali, dem Stammvater der jetzigen, khedivalen Dynastie, für Aegypten angeworben wurden mit dem Ziele, in grosszügigen Reformen die Grundlagen dafür zu schaffen, dass das Abendland, das ihm über ein Jahrtausend anvertraute, geistige Gut, wieder an das Morgenland zurückgebe und der Orient, die alte Wiege der Wissenschaft, Aegypten, die erste Schule der Griechen mit den neuesten Fortschritten der europäischen Kultur und Technik befruchtet werde. Bei der Wiedergeburt, die die Medizin der Aegypter im Pyramidenlande zu dieser Zeit erleben sollte, mitzuwirken war Pruner nämlich in erheblichem Masse berufen. Eine kurze Schilderung mag hier einen kleinen Einblick gewähren in die medizinischen Verhältnisse, die Pruner im Pyramidenlande antraf, als er in aegyptische Dienste trat.

Unter dem Joch der wüsten Mamluken-Soldateska war in dem Vaterlande des Abulkasis und Rhazes der spärliche Rest der aus der mittelalterlichen Zeit überkommenen, orientalischen Medizin erstorben. Nach dem Abzug der Franzosen aus Aegypten Ende 1801 wurden die von ihnen geschaffenen, militärischen und gesundheitlichen Einrichtungen von Mamluken, Türken, Beduinen und Fellachen mit gleicher Wut zerstört, ihre Krankenhäuser dem Verfall oder den früheren Besitzern überlassen. Hygienische Glanzbauten des 13. Jahrhunderts, wie das arabische Hospital Muristan zu Kairo, waren zu den Zeiten des napoleonischen Feldzuges zu schmutzstarrenden, menschenunwürdigen Räumen herabgesunken. Wandernde Derwische trieben ungestört ihr medizinisches Unwesen. Und dennoch begann damals die europäische Medizin in die Provinz Aegypten einzudringen. Der deutsche Arzt Dr. Ritz aus Mainz führte die Pockenschutzimpfung Jenners ein. Mehemed Ali Pascha gab selbst das gute Beispiel des Fortschrittes, indem er seine Töchter impfen liess. Ein jüdischer Arzt

Dr. Marpurg aus Friaul kam schon damals in Ruf und wurde später unter dem Namen Morpurgo ein gesuchter Praktiker Aegyptens. Die wichtigsten Grundlagen aber für die Wiedererhebung der öffentlichen Heilkunde in den Nilländern aus der Stufe blinder Unwissenheit und verwegenen Gauklertums hat unstreitig vor allen anderen europäischen Aerzten der frühere Marseiller Barbiergeselle Antoine Clot geschaffen, der am Hôtel-Dieu von Marseille alle Grade des Heilgehilfen durchlief, an der medizinischen Fakultät von Montpellier den Doktorgrad erwarb und im Jahre 1825 durch den Vizekönig Mehemed Ali eine Anstellung als Chefchirurg der ägyptischen Armee fand. Mit viel Glück und einem hartnäckigen, eisernen Willen ging Clot an die Neugestaltung des ägyptischen Gesundheitswesens heran. Seine Nachfolger mögen das Reformwerk befestigt und verwirklicht haben, die ersten und schwersten Schritte zur Lösung der Aufgabe hat Clot getan. Ihm gelang es mit vielen Schwierigkeiten und Entbehrungen die Hindernisse zu überwinden, die von allen Seiten der Bildung von Sanitätsanstalten in den Weg traten. Vor allem hat er dem Fanatismus und das religiöse Vorurteil der Muselmänner gebrochen, indem er die Bekenner des Islams mit Sektionen vertraut machte. Seit der Zeit der Ptolemäer, also seit mehr als 2000 Jahren war in Aegypten kein öffentlicher Unterricht über menschliche Anatomie erteilt worden. In einem Lande, wo die Leichenöffnung als eine Entweihung der Toten und die bildliche Darstellung menschlicher und tierischer Figuren als eine Art Abgötterei betrachtet wurde, war es keine geringe Aufgabe, eine medizinische Schule mit einer anatomischen Abteilung zu errichten und auszubauen. Nicht in den besten Umständen wurde daher 1827 unter Clot's Auspizien die erste Schule dieser Art in Abu-Za'bal gegründet, an einem Orte, der nördlich von Kairo am Rande der Wüste Khanka lag und vier Stunden vom Nil entfernt war.

Bei den gegebenen Verhältnissen durften es die ersten Lehrer für Anatomie an dieser Schule Gaetani und Cherubini nicht an einem geschickten Benehmen und entsprechenden Taktgefühl fehlen lassen. Wurde doch von einem fanatischen Schüler in Seziersaal einmal ein Dolchstich gegen Clot gerichtet, als Protest gegen die dem Muslim verhasste Leichenöffnung!

Als Pruner nach der Ernennung Cherubinis zum Chefarzt der syrischen Armee am 13. November 1831 die eben freigewordene Stellung als Professor der Anatomie und Physiologie zu Abu-Za'bal antrat, musste er in seinem jugendlichen Alter von 23 Jahren alle Eigenschaften entfaltet haben, die ihn für die Ausfüllung dieses Postens tauglich erscheinen liessen. Denn das überzeugende Können Pruners bei der Prüfung vor dem Gesundheitsrat gab diesem die Gewähr, dass man dem trefflichen, begabten Mediziner das Lehramt in die Hände legen könne, ohne vorher noch die Besetzung des Lehrstuhles öffentlich auszuschreiben. Und die Hoffnungen, die man auf ihn setzte, hatte dieser schon innerhalb eines kurzen Zeitraumen voll und ganz gerechtfertigt. Die Klarheit und die Genauigkeit, mit der seine Schüler bei den Prüfungen auf die Fragen über Gegenstände seines Lehrfaches Bescheid wussten, gereichte Pruner zu grosser Ehre, zumal er neben seiner Lehrtätigkeit auch zeitweise die chirurgische Abteilung des Spitals besorgte.

Clot-Bey, der Direktor der Schule, der sich selbst als Lehrfach die Chirurgie und die Augenheilkunde vorbehielt, schrieb 1832 in seinem Jahresberichte über die Anstalt: „Mit lebhaften Bedauern vernehmen wir, dass Pruner in sein Heimatland zurückgerufen wird, wohin er sich bald begeben soll, um dort eine wichtige Stellung einzunehmen. Die Abreise dieses Mannes wird für die Schule von Abu-Za'bal ein grosser Verlust sein, da sie sich immer rühmen wird, einen solch ausgezeichneten Lehrer in ihren Reihen gehabt zu haben".

Schon nach einjähriger Wirksamkeit sah sich nämlich Pruner veranlasst, Abu-Za'bal wieder zu verlassen, nachdem er kaum die allgemeine Wertschätzung bei seinen französischen und italienischen Kollegen gefunden hatte. Ein gegebenes Wort lösend, eilte er nach München, um dort das wichtige Werk seines verstorbenen Freundes und Gönners Grossi zu vollenden. Der zweite Teil der Opera medica posthuma harrte ja noch der Veröffentlichung. Nach Abu-Za'bal wurde noch Ende desselben Jahres an Pruners Stelle dessen Studienfreund und Landsmann Dr. Sebastian Fischer berufen, der inzwischen im Oktober 1831 als ärztlicher Begleiter des russischen Generals Graf Ostermann Tolstoi von München nach Aegypten gekommen war und zwei

Monate später in Damiette als Regimentsarzt seine erste Anstellung im Dienste der ägyptischen Regierung erhalten hatte. Ueber vier Jahre widmete Fischer dann dieser Schule seine Kräfte.

Pruner sollte damals in München mit einer Professur betraut werden. Wären ihm zu dieser Zeit nicht Elemente entgegengetreten, die ihm aus Missgunst gerade das Feld abgruben, auf das ihn eine besondere Neigung hinwies, so hätte sich Pruner an der Münchener Hochschule eine bleibende Heimat gegründet. „Aber der Glanz einer solchen Zierde war damals in München nicht allen willkommen". Ungeachtet dieser Hindernisse fand Pruner dennoch Mittel und Wege um seine Fähigkeiten zu Nutz und Frommen der Mitwelt einzusetzen. Unverdrossen schritt er zunächst zur Herausgabe des noch fehlenden zweiten Teiles der Opera medica posthuma, der eine Einführung in die Klinik brachte und dann die eigentliche Semiotik behandelte, worunter man heute etwa die Darstellung der diagnostischen Verfahrungsweisen verstehen würde. Da Grossi zu den Untersuchungsmethoden manches Neue beigetragen hatte, was der Ueberlieferung würdig erschien, bot auch dieser Band einen wirklichen Gewinn für die deutsche Medizin dar. Es war ein schöner Tribut, den Pruner auf seines Lehrers und Freundes Grab niederlegte.

Im Jahre 1833 durchreiste Pruner Malta, Sizilien und Italien und nahm für einige Monate in Pavia Aufenthalt, wo er in der Augenklinik des vortrefflichen Tiroler Prof. F. Flarer seine im Lande der Augenübel gewonnenen Erfahrungen und Kenntnisse erweiterte und vertiefte.

Ende 1833 hatte er den europäischen Himmel wieder mit dem ägyptischen vertauscht. Dort wurde er, als Morpurgo, der Direktor am grossen Militärspital zu Esbekije, 1834 nach Smyrna ging, zu dessen Nachfolger ernannt.

Als Leiter des im Nordosten der Hauptstadt gelegenen Spitals setzte Pruner alle seine Kenntnisse und seine ganze jugendliche Energie zum Wohle der Kranken und der Stadt ein. Unter seiner Führung war in der Spitalanstalt, die er zu betreuen hatte, eine nachahmenswerte Ordnung anzutreffen, die ganz der Nachlässigkeit entgegenstand, mit welcher damals noch die Spitäler der ägyptischen Provinzen und selbst so manche Krankenhäuser in Europa verwaltet wurden.

Im September und Oktober des Jahres 1831 war Pruner noch bei seinem ersten Aufenthalt in Aegypten in den engen, unvollkommen gelüfteten Gemächern des Marinespitals zu Alexandrien den ersten Fällen des Spitalbrandes begegnet. Ein paar Monate später hatte er Gelegenheit genug, dasselbe Uebel in seiner bösartigsten Gestalt im Spitale der medizinischen Schule von Abu-Za'bal unter den schaudervollsten Umständen zu beobachten: Die Fenster in den Sälen waren zu hoch angebracht und die Lüftung in den unteren Räumen um die Betten der Kranken nur unvollkommen; dabei waren die Abtritte für viele Säle ober dem Winde, so dass der Gestank davon in die Krankenzimmer drang. Seit drei Jahren hatte man es nicht dahin gebracht, das Stroh in den Betten zu wechseln. Dazu kam die Nachlässigkeit, welche sich die damaligen Schüler der medizinischen Schule im Verbande der Wunden zu Schulde kommen liessen und der Mangel manches notwendigen Gegenstandes: so bediente man sich z. B. des nämlichen Schwammes zur Reinigung aller Geschwüre in einem ganzen Saale. Dass sich damals das Uebel in seiner ganzen Wut entwickelte, nahm Pruner weiter nicht wunder. Das Esbekije-spital in Kairo hat den Spitalbrand während der Leitung Pruners nie gekannt. In der Anstalt mit ihrem bis auf den Boden reichenden Fenstern und der daraus entstehenden Lüftung herrschte durchaus Reinlichkeit und Disziplin. Die Abtritte waren ferne von den Sälen nach dem Süden verbannt. Auf gute Kost und frische Lagerstätten für die Kranken wurde von Pruner neben anderen Massnahmen strenge gedrungen.

All dies lag im Geiste jener Bestrebungen, mit denen einige wenige europäische Aerzte damals in Aegypten daran gingen, den Gesundheitszustand der armen Niltalbewohner zu heben und die grossen, hygienischen Aufgaben zu lösen, die eine fast ununterbrochene Kette von Seuchen in dem Lande der sieben Plagen an die gebildeten Aerzte Aegyptens stellte.

Vom August bis September des Jahres 1834 trat in Kairo die ägyptische Augenentzündung epidemisch auf. Als zu dieser Zeit der schwäbische Arzt Dr. Jakob Ritter von Röser auf einer Reise nach Aegypten Kairo besuchte, wurde er dort von dieser Ophthalmie befallen. Nachdem er durch seinen Freund Pruner geheilt war, konnte er bei zahlreichen Kranken des Esbekije-

Lazaretts das schlimme Augenleiden beobachten. Ausserdem erregten Milzübel und remittierende Fieber seit dem Herbst Pruners ganze Aufmerksamkeit. Mit Anfang des Winters kam eine kleine Blatternepidemie dazu. Von Alexandrien aus wuchs eine gefürchtete Krankheit, von welcher Pruner in Kairo bisher nur ganz sporadische Fälle zu sehen bekam, allmählich zu epidemischer Stärke heran: Die Pest.

Vom Standpunkt der wissenschaftlichen Forschung aus ist es lebhaft zu bedauern, dass Pruner in dieser für alle Zeiten denkwürdigen, furchtbaren Epidemie nicht tätig sein konnte. Sein Geschick hatte es anders bestimmt. Der Vizekönig, der von dem ausgezeichneten Talent des bayerischen Arztes und von dessen grosser Praxis in der Augenheilkunde unterrichtet war, hatte nämlich diesem noch kurz vor Ausbruch der Pest den ehrenvollen Auftrag erteilt, sich zu Achmed Pascha nach Hedschas zu begeben und seinen Neffen, dessen Gegenwart in Arabien für den Ausgang des damaligen Feldzuges von Wichtigkeit erschien, von seinem Augenleiden zu heilen. Obschon Pruner eine sehr einträgliche Privatpraxis aufgeben musste, zauderte er doch keinen Augenblick dem Rufe zu folgen, umsoweniger, als ihm die Reise auch noch zu wissenschaftlichen Entdeckungen Gelegentheit bieten konnte. Am 25. November 1834 ist er von Kairo zu Dromedar nach Suez abgereist. Aus Kairo kam damals an die Allgemeine Zeitung in Augsburg ein Brief, in welchem es hiess, dass Pruners Abreise allgemeine bedauern erregte. „Männer und Frauen aller Nationen und Religionen, Araber und Türken, Griechen und Armenier, Juden und Franken, Bürger und Soldaten, Reiche und Arme begleiteten ihn mit ihren Segenswünschen und sehnten sich nach seiner Rückkehr".

Ein englisches Dampfboot brachte Pruner glücklich nach Dschidda, wo er mit dem rühmlich bekannten Missionären Samuel Gobat und Karl Isenberg von der englischen Missionsgesellschaft aus Basel zusammenkam. Gobat war früher schon einmal in Kairo stationiert und hatte damals mit Pruner auf freundschaftlichstem Fusse zusammengelebt; jetzt war er auf dem Wege nach Abessinien an einem ernsten Leiden erkrankt. Bei finsterer Nacht fand ihn Pruner in einem überschwemmten Gemache darniederliegend. Gross mag die Freude über ein solch unerwartetes

Wiedersehen in einem Lande gewesen sein, wo man, wie Pruner sich selbst ausdrückt, nur Gestalten begegnet mit verbranntem Leibe, unstetem, wilden Feuerblicke, wo es bei Tag glühend heiss ist und bei der Nacht (im Dezember) donnert und blitzt und regnet, wo die Häuser in einer Nacht zu hunderten einfallen und die Leute erschlagen, wo es in dem besten aller Häuser, in dem des Gouverneurs, das Pruner bewohnte, ins Zimmer regnete, in einem Lande, das durch die Revolution des Türki Bilmes fast gänzlich verheert und ausgeplündert ward.

Von Dschidda setzte Pruner seine Reise zu Schiff am 8. Dez. 1834 bis Confuda fort, dann begab er sich landeinwärts nach Beni-Scheir, dem Hauptquartier der ägyptischen Armee, deren Hauptaufgabe in der Unterwerfung Yemens und der Eroberung der dortigen Kaffeepflanzungen bestand. Der üble Zustand von Achmed Paschas Augen besserte sich anfangs nach der Ankunft Pruners bedeutend. Als Beweis seiner höchsten Zufriedenheit hatte ihm der Pascha dafür ein ausgezeichnet schönes Dromedar vom Nededi Schlage zum Geschenk gemacht. Gleichwohl verschlimmerte sich das Augenleiden wieder so sehr, dass Achmed Pascha am Kriege nicht mehr tätigen Anteil nehmen konnte und sich fast für ständig nach Mekka zurückzog und hier verblieb, trotz der dringendsten Vorstellungen seines Leibarztes, der am Betreten der heiligeu Stadt gehindert, von Dschidda aus ihm oft erklärte, dass seine Augen in Arabien nie geheilt werden können. Achmed wollte aber durchaus die heilige Stadt Mekka nicht verlassen und eher in der Residenz des Propheten blind als in der seines Oheims sehend werden.

Ueber der ganzen ägyptischen Mission nach Arabien schien ein gewisses Missgeschick zu walten. Bei den ungünstigen Lebens- und Ernährungsverhältnissen nahm unter allen Formationen der Armee in Arabien das Yemengeschwür schrecklich überhand; besonders ergriff es die Negerregimenter, von denen man ganze Wachen mit verbundenen Beinen einherschwanken sah. Bald drei Vierteile dieser unglücklichen, aus dem Süden Aegyptens herbeigeschleppten Soldaten starben in dem Wüstenlande an den Folgen des Küstenskorbutes. Gleichzeitig herrschte unter dem Einfluss eines schnellen und bedeutenden Temperaturwechsels ein „akuter, fieberhafter Rheumatismus" bei den Truppen des ägyp-

tischen Heeres und behinderte nicht wenige Soldaten an ihrem Dienste. Auch Pruner hat an diesem Uebel gelitten und es als einer der ersten genau beschrieben. Es handelte sich dabei um ein epidemisches Dreitagefieber, für das in späteren Jahren die spanische Bezeichnung Dengue allgemein wurde, für welches zu Pruners Zeiten aber auch derselbe Name der englischen Aerzte dandy-fever noch weit verbreitet war. Neben der arabischen Volksbezeichnung abu rokab, Knievater, Knieübel hat Pruner das Küstenfieber, wegen seiner Uebereinstimmung mit dem indischen Rheuma, wie schon erwähnt, als sogenannten akuten, fieberhaften Rheumatismus in einer eingehenden Schilderung überliefert.

Zu diesen beiden Uebeln, des Yemengeschwürs und des Denguefiebers kam noch neben dem endemischen Auftreten der Ruhr die ständige Choleragefahr hinzu, die die ägyptische Armee in Hedschas bedrohte. Pruner sah nicht bloss in dem in der Ebene von Tehama gelegenen Landstriche Confuda Fälle von Cholera an seinen eigenen Begleitern und unter den Truppen, sondern weitere Nachforschungen haben ihn überzeugt, dass dieselbe dort nicht weniger als in Indien selbst heimisch sei. In Mekka war im Mai 1835 wie vor vier Jahren die Cholera ausgebrochen, hatte unter den Tausenden von Pilgern grosse Verheerungen angerichtet und barg eine stete Ueberfallsgefahr für das Heer in Dschidda, das in seinen militärischen Unternehmungen ohnehin nicht allzu glücklich war.

Der einzige Lohn für alle Entbehrungen, die Pruner fern vom Vaterland und den Freunden zu erleiden hatte, lag in der Möglichkeit, sich dem Studium des arabischen Volkes widmen zu können, und mit dem physiologischen Senkblei des Forschers die Natur des arabischen Küstenlandes verfolgen zu können.

Erst in den letzten Monaten des Jahres 1835 hatte er das Glück in Dschidda alte Freundschaftsbande wieder enger zu knüpfen, die ihn schon seit seiner Studienzeit in München mit Sebastian Fischer vereinten. Dieser tüchtige Studienfreund und Landsmann, der sich in Kairo bisher allgemeine Liebe und Achtung erworben hatte, wurde Ende August 1835 an Stelle eines Franzosen als Médecin en chef der arabischen Armee zugeteilt. Fischer hatte in Abu-Za'bal das Wüten der Pest erlebt, daselbst auf die menschenfreundlichste und ehrenvollste Weise den Dienst

an Pestkranken versehen und mehrere (25) Sektionen ausgeführt. Durch die Verhältnisse hinlänglich befähigt, die Frage der Pest in jeder Beziehung zu erörtern, hat er seine Erfahrungen über die orientalische Pest in den Jahrbüchern des ärztlichen Vereins zu München (1836, 2. Jhrg., Seite 90—107) mitgeteilt. Einmütig mag nun Pruner mit Sebastian Fischer den Rest der Tage in Arabien verbracht haben, bis er anfangs 1836 von seiner Mission wahrscheinlich über Abessinien und das Niltal nach Kairo zurückkehrte.

Zu dieser Zeit war ihm der Rang eines Hauptmanns verliehen worden oder, um ägyptisch zu reden, er war zum Kaimakan ernannt worden. Nach seiner Rückkehr von der Küste des roten Meeres erhielt er die Direktion der Zentralspitäler zu Kairo und Kasr el Ainy.

Das alte, arabische Hospital von Kasr el Ainy, das unter Pruners Leitung kam, war ein zwischen Kairo und der Hafenstadt Bulak am rechten Nilufer gelegener, ehemaliger Palast, dessen Bauten noch heutzutage demselben Spitalzwecke dienen. Viele Teile des Hauses boten eine reizende Aussicht auf den von Barken belebten Strom, auf die liebliche Garteninsel Rhoda, die Vorstadt von Altkairo und das immer grünende Land bis zum Rande der Wüste. Der Bau war für einen Stand von 1000—1500 Kranken bequem eingerichtet. Es ist nicht zuletzt Pruners Verdienst zuzuschreiben, dass das Spital und seine Räumlichkeiten sich nach dem Urteile Griesingers mit denen der besten, europäischen Krankenhäuser messen konnten.

Pruners neue, verantwortliche Stellung als Direktor der beiden grössten Spitäler der Hauptstadt erforderte hervorragende Tatkraft, ganze Hingabe und unbedingte Erfüllung seiner hohen Pflichten.

Gleich im ersten Sommer zeigte sich die Grösse seiner Aufgabe. Zur Zeit des Feldzuges gegen die Türken füllten sich die Krankenhäuser mit Augenleidenden und Typhuskranken in unglaublicher Weise. Mehrere Monate hindurch enthielten die zwei Spitäler 3000 Ophthalmiekranke, syrische und ägyptische Soldaten, die an der akuten ägyptischen Bindehautentzündung der Augenlider litten. Im genannten Jahre wurde im Laufe des Sommers bei 20000 Leute behandelt. Dank der Anwendung des Luxor-

Wassers in Gestalt einer gesättigten Zink-Alaunlösung verlor von diesen keiner das Augenlicht. Am Ende der Epidemie sollen sich nur 19 Personen mit Narben, Flecken oder Facetten auf der Hornhaut gefunden haben.

Ebenso war in Kairo im Sommer 1836 unter dem Heere in den bestgelegenen Kasernen, nämlich auf der Citadelle, eine Typhusepidemie ausgebrochen, die Pruner mit der sich im folgenden Jahre anschliessenden, gleichen Seuche als die furchtbarste bezeichnet, die man vielleicht je gesehen hat. Im ersten Jahre (1836) war dieselbe unter allen Truppen, besonders aber unter den syrischen verbreitet; im zweiten beschränkte sie sich auf die neu angeworbenen Aegypter, diese bildeten zwei Regimenter von 7000 Mann. Es kam auf der Höhe der Epidemie so weit, dass 3000 davon im Spitale zu Kasr el Ainy am Typhus krank lagen, wobei es nötig wurde, nicht nur die Säle, sondern auch die Flurgänge zu überfüllen. Im Spitale entwickelte sich die Krankheit mit solcher Heftigkeit, dass alle mit inneren Krankheiten Behafteten, welche das Unglück hatten, dort Zuflucht suchen zu müssen, davon unfehlbar ergriffen wurden. Ein Drittel der Kranken starb. Im ersten Jahre (1836) waren es besonders die diensttuenden Aerzte, im zweiten die Krankenwärter, welche davon befallen wurden. Zwei Drittel erkrankten von diesen.

Pruner hat das Krankheitsbild der damaligen Typhusepidemie später scharf umrissen und ausführlich mitgeteilt. Nach dieser Beschreibung entsprach jene Seuche, die sich von der Form des Abdominaltyphus deutlich unterschied, keiner anderen als unserem Fleckfieber, Lagerfieber, Schiffsfieber, Gefangenenfieber (typhus exanthematicus), welches bei den Franzosen Typhus schlechtweg und bei den Engländern ebenso hiess. Vielleicht waren darunter auch Fälle von Rückfallfieber, typhus recurrens, in der Form, wie sie später Griesinger als „biliöses Typhoid" in Kairo beobachtet und beschrieben hat. Zur Zeit Pruners wurden hergehörige Fälle als Typhus icteroides bezeichnet, weil die Beobachter unwillkürlich an das damals aus Westindien herübergekommene Gelbfieber, febris flava, typhus americanus erinnert wurden. Dass Typhus exanthematicus und Typhus recurrens in einer Epidemie zusammentreffen, also eine Doppelseuche bilden, hat Griesinger an dem schlesischen „Hungertyphus" (Virchow) vom Jahre 1847

und 1848 gezeigt. Von den Rekonvaleszenten dieser Epidemie wurden 1837 im Zentralspital von Kasr el Ainy 18 von der Cholera befallen und sämtliche hauchten in 10—30 Stunden ohne eine Spur von Reaktion ihren Lebensrest aus.

Neben seiner Wirksamkeit als Spitaldirektor bekleidete Pruner im Winter 1837 seit der Verpflanzung der medizinischen Schule von Abu-Za'bal nach dem Palais von Kasr el Ainy, wo sie noch heute dem Unterricht der Studierenden dient, auch das Lehramt für Augenheilkunde. Welch umfassende Erfahrungen Pruner auf diesem Spezialgebiet besass, beweisen Nachrichten, die an seinem bewährten Können keinen Zweifel aufkommen lassen. Gleichzeitig entfaltete Pruner in den freien Stunden eine rege Tätigkeit auf dem Gebiete der Erforschung der menschlichen Rassen. Bei seiner aussergewöhnlichen Begabung für Sprachen befasste er sich ausserdem auch eingehend mit dem Studium der arabischen Schriftsteller, der Literatur der arabischen Heilkunde und der alten orientalischen Volksmedizin. Ueberdies betätigte sich Pruner mit grossem Verständnis als eifriger Sammler zoologischer und ethnographischer Gegenstände. So wurden damals die naturwissenschaftlichen Sammlungen des bayerischen Staates durch eine höchst liberale und patriotische Schenkung Pruners mit der stattlichen Anzahl von über 80 Vogelarten aus Nubien und den anderen oberen Nilländern bereichert. Auch zahlreiche zum Teil ganz seltene Säugetiere des oberen Niltales und ethnographische Schmuckstücke gingen damals durch Pruner an die wissenschaftlichen Institute Münchens.

Zu der grossen Sendung von Säugetieren, welche als Geschenk Pruners an die naturwissenschaftliche Sammlung des bayerischen Staates kamen, gehörten auch mehrere Igel. Unter diesen befanden sich einige, die von besonderer Form waren und von dem Zoologen Dr. Johannes Andreas Wagner, dem Direktor der zoologischen Staatssamlung als eine eigene, neue Art unter dem Namen Erinaceus Pruneri beschrieben wurde. (Siehe J. Ch. Dr. v. Schreber und A. Wagner „Die Säugetiere", Erlangen 1841, 2. Suppl. Bd. S. 23.)

Aus Anerkennung für die grosszügigen Spenden und vor allem wegen seiner tiefgründenden Studien der arabischen Schriftsteller im Gebiete der Natur- und Arzneikunde, wurde Pruner im Juli

1838, als er gerade vorübergehend in Genf weilte (vgl. Akten der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften) auf den Vorschlag von Prof. Schubert von der physikalischen Sektion der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften zum korrespondierenden Mitglied gewählt.

Schliesslich hat Pruner seinen Aufenthalt im Orient, soweit es seine grosse, praktische Tätigkeit zuliess, noch zur Abfassung einer literarischen Arbeit über seine bezüglich der Pest in Aegypten gewonnenen Erfahrungen benutzt. In einer kleinen, im Mai 1839 in Kairo erschienenen Schrift „Ist denn die Pest wirklich ein ansteckendes Uebel?" behandelte er die wichtigen Fragen der Contagiosität dieser Krankheit, wobei er einen kurzen Ueberblick über den Gang der Epidemien in Aegypten vom Jahre 1831 bis 1839 gab und auch sonst wertvolle Aufschlüsse über diese mörderische Seuche lieferte.

Ende des Jahres 1839 entsagte er der Direktion der Spitäler und trat in die Dienste des Abbas Pascha. An Stelle Pruners wurde im gleichen Jahre als leitender Arzt des ägyptischen Zentralmilitärspitals Sebastian Fischer berufen, der nach einem kurzen Aufenthalt in Europa 1837 wieder nach Aegypten zurückgekehrt war und seither wieder die Professur für Anatomie und Physiologie übernommen hatte, diesmal an der medizinischen Schule im ehemaligen Palaste des Ibrahim Pascha in Kasr el Ainy. Zwei Jahre dirigierte Sebastian Fischer das Zentralspital. Dann erbat er sich seine Entlassung aus dem ägyptischen Dienste, die ihm unter dem Ausdruck tiefen Bedauerns und höchster Anerkennung gewährt wurde. Während seines Wirkens in Aegypten hatte Fischer seine Pflichttreue und Aufopferung in mehreren Epidemien glänzend bewährt. Einmal wurde er selbst von der Pest ergriffen, schon zeigten sich Pestbeulen unter den Achseln, allein sein zäher Körper überwand die Krankheit. 1843 wurde Sebastian Fischer als Leibarzt des Herzogs Maximilian von Leuchtenberg, der als Gemahl der Grossfürstin Maria in Petersburg seinen Wohnsitz hatte, dorthin berufen. Fischer begleitete den Herzog auf dessen Reise nach dem Ural, Madeira und Aegypten. Als der Herzog von Leuchtenberg 1852 starb, zog Fischer nach München zurück und blieb hier bis zu seinem Lebensabend. Das Ableben des hochangesehenen Arztes erfolgte am 8. Oktober 1871.

Der andere Münchener Studiengenosse, der im Orient stets mit Pruner in mündlichem und schriftlichen Verkehr stand, war Wilhelm Schimper. Dieser berühmte, deutsche Forschungsreisende und spätere Statthalter der Provinz Antidjeau in Abessinien unterstützte Pruners Forschungen lebhaft. Durch zahlreiche, wertvolle Aufschlüsse steuerte er nicht unwesentlich zu dem ausgebreiteten Wissen bei, das sich Pruner über die Welt des Orients aus allen Quellen sammelte.

Hier wären noch die Beziehungen zu manch anderen deutschen und fremden Orientforschern zu nennen, deren wissenschaftliche Arbeiten Pruners rührigem Streben zugute kamen; ihre Aufzählung dürfte aber zu weit führen.

Die allgemein wissenschaftlichen Leistungen, die Pruner neben seiner Tätigkeit als vielbeschäftigter Arzt aufzuweisen hatte, waren so bedeutend, dass der Münchner Prof. für Naturgeschichte G. Schubert in seinen Erinnerungen über „Die Reise in das Morgenland" 1839 schreiben konnte: „Dr. Pruner ist tüchtig als vielseitig gebildeter Gelehrter, als vorsichtiger, glücklicher Arzt und als trefflicher Mensch; ich glaube nicht, dass in Europa jetzt ein Mann lebt, der mit solcher Sprachkenntnis und so tief in die Literatur der arabischen Heilkunde eingedrungen wäre, wie er".

Es ist nur zu bedauern, dass Pruner bei seiner genauen Bekanntschaft mit dem ägyptischen Volksleben der alten und neuen Zeit und seiner eingehenden Kenntnis der alten, arabischen Heilkunst von einigen kleinen Versuchen abgesehen im Verlaufe seines Lebens nie so recht die Gelegenheit dazu wahrnahm, um das von den alten, arabischen Aerzten Gegebene an der Fackel seiner im Morgenlande gewonnenen Erfahrungen und der orientalischen Volksmedizin aufzuhellen.

Im August 1842 erhielt der württembergische Generalstabsarzt Dr. Sontheimer von Pruner aus Kairo eine Terminologie der damals in Aegypten gebräuchlichsten Arzneipflanzen, die von dem Franzosen Husson verfasst war und manches für den Arzt, Botaniker und Sprachforscher Interressante enthielt. Diese Terminologie wurde von Sontheimer dem Ende seines Buches über „Die zusammengesetzten Heilmittel der Araber" (Freiburg 1845) angeschlossen. Pruner selbst bescherte uns eigentlich nur mit einem Auszug aus seinen Studien über die arabische Heilkunst

und zwar in dem Abschnitt über die Krankheiten der alten Aegypter und Juden, den er später seiner „Vergleichenden Nosologie" als Anhang mitgab.

Neben dem Ansehen und der Geltung, die sich Pruner schon damals in der Gelehrtenwelt in beachtenswertem Masse zu verschaffen wusste, trat vor allem die Bedeutung in Erscheinung, die er mit der Ernennung zum Leibarzt des ägyptischen Hofes erlangt hatte. Der vizekönigliche Leibarzt hatte in Aegypten grossen Einfluss auf den Charakter der Bestimmungen, die von den obersten Medizinalbehörden des Landes, dem seit 1825 bestehenden Conseil de santé, erlassen wurden. In diesem Wirkungskreise war es für Pruner möglich Massnahmen zu ergreifen, die in einem Falle, wie ihn Russegger beschrieben hat, bei einem Kulturvolke selbstverständlich erscheinen, bei einem weniger zivilisierten Volke aber oft vergebens auf sich warten lassen.

Im Militär-Hospital zu Alexandrien hatte einer der sogenannten europäischen Aerzte, die den Segen der Heilkunde in Aegypten verbreiten halfen, den originellen Einfall, seine Dysenteriekranken mit grossen Dosen von Bittersalz zu behandeln. Nachdem 40 Ermordete vor ihm lagen, fiel diese Wirtschaft der Regierung doch auf und unsere geschickten und tätigen Landsleute Pruner und Schreiber machten der Kunstausübung dieses Herrn ein Ende.

Noch mehr gab es für Pruner zu tun. Tief durchdrungen von der Notwendigkeit einer medizinisch-hygienischen Hebung des ägyptischen Landes galt seine ganze Sorge den ungünstigen, gesundheitlichen Verhältnissen des Niltales. Vor seinem geistigen Auge erstanden da jene Aufgaben, welche er als die wirksamsten Vorkehrungen für den Seuchenschutz erkannte, welche aber allerdings erst nach und nach gelöst werden konnten. Reinigung der Gräben, Kanäle und Pfützen, Abfuhr der Auswurfstoffe und Abfälle, Versorgung der Städte mit reinem Trinkwasser, Ueberwachung des Häuserbaues und Ausbau des Spitalwesens. Die Errichtung einer solchen Seuchenmauer bedurfte freilich ihrer Zeit. Der Bau des dazu nötigen Fundamentes war Pruners schönstes Ziel.

Vorerst löste noch eine Epidemie die andere, grössere, ab. Im Winter des Jahres 1840/41 erschien eine Blatternseuche, wie sie Aegypten in den letzten 15 Jahren nicht mehr gesehen hatte.

Sie war die unmittelbare Vorläuferin der Pestepidemie, die mit dem Anfang April deutlich ausbrach und das Militär ebenso wenig als die Stadtbewohner verschonte. Unfern seiner eigenen Wohnung entdeckte Pruner den ersten Fall an einem arabischen Knaben, dann einen an einer griechischen Frau in einem sehr fernen Stadtviertel schon anfangs Februar, zu einer Zeit, wo manche unter den Nichtärzten noch seine Behauptung über die Existenz der Pest bezweifelten. Die Häuser der Strasse, in welcher Pruner wohnte, blieben alle trotz ihrer Absperrung gegen die Umwelt nicht ganz von der Pest frei, während in Pruners Hause und noch zwei anderen, wo der freieste Verkehr nach Aussen mit Gesunden und Kranken stattfand, sich auch nicht eine Spur von der Krankheit einstellte. Im Vergleiche zum Jahre 1834/35 verlief die Seuche weniger heftig und beschränkte sich auf den 10. Teil der Opfer, welche sie vor fünf Jahren gefordert.

Unmittelbar der Pest folgte im Juli eine Wechselfieberepidemie. 1842 war Aegypten von der Grippe besucht. Dazu kam der Ausbruch einer heftigen Viehseuche. Die Rinderpest oder vielmehr der Typhus befiel die ägyptischen Herden mit solcher Wut, dass in kurzer Zeit $^3/_5$ der vorhandenen Rinder der Krankheit unterlegen waren.

Im Winter 1843/44 entwickelte sich bei den Kindern der Krupp in ziemlicher Ausdehnung und bösartiger als sonst. Dann zeigte sich bis tief in den Sommer hinein ein seltener Gast des ägyptischen Bodens, der Scharlach. Ebenso trat das Kindbettfieber in Verbindung mit der Ruhr von Alexandrien bis in die Thebaide epidemisch auf. Mit einem Male erschien 1844 auch die parenchymatöse Lungenentzündung, die man in Aegypten sonst Jahre lang nicht beobachtet hatte. Das nächste Jahr brachte in Kairo Masern, Scharlach, Cholerafälle mit glücklichem und tödlichem Ausgang und von August bis Oktober eine, wie Pruner schrieb, äusserst merkwürdige Epidemie, welche er schon vor 10 Jahren in Arabien kennen gelernt hatte, ein äusserst ansteckendes Denguefieber, das er uns in seiner später erschienenen Nosologie ausführlich unter dem Bild des akuten fieberhaften Rheumatismus gezeichnet hat. Die Epidemie hatte eine solche Ausdehnung, dass in vielen Häusern auch nicht ein Individuum frei blieb. Dasselbe Denguefieber nahm gegen Ende des Januar 1846 und

im Anfang des Februar nochmals neuerdings überhand. Auch die nie mangelnden Dysenterien zeigten einen schmerzhaften und oft bösartigen Charakter. Und — um eine vollständige Uebersicht dieser Epoche zu geben — sei noch hinzugefügt, dass die Blattern wie gewöhnlich zur Winter- und Frühjahrszeit sich bemerklich machten und dass sich nicht wenige akute Drüsenentzündungen mit Vereiterungen vorfanden.

In all diesen Jahren, in denen Fieberkrankheiten, Ruhr, Syphilis und Parasitenleiden ohnehin nie fehlten, hatte Pruner reichlich Gelegenheit, überall tatkräftig und helfend einzuschreiten und nachhaltige Erinnerungen in sich aufzunehmen.

Mitten in diese Zeit fruchtbarster und angespanntester Arbeit fällt ein kurzer Aufenthalt Pruners in München, vom Juli 1846—September 1847. Die Gründe, die ihn nach einer 15-jährigen Abwesenheit von der Heimat wieder nach München führten, sind unbekannt. Er trug sich wohl zunächst mit dem Gedanken, vorerst dort zu bleiben und seine reichen, im Orient gesammelten Erfahrungen, wissenschaftlich zu verarbeiten. Ein anderer hätte wahrscheinlich nach solch endlosen Mühen und Gefahren der Ruhe gepflegt und sich behagliche Musse gegönnt. Nicht so er! Schon einen Monat später, im August dieses Jahres, hielt er in einer öffentlichen Sitzung der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften eine bedeutungsvolle Rede über „Die Ueberbleibsel der altägyptischen Menschenrasse".

Hier legte er zum erstenmal beredtes Zeugnis ab von seinen ethnographischen und anthropologischen Studien, die er bisher betrieben. Im Oktober 1846 erschien aus seiner Hand ein besonders für Reisende bestimmtes Buch in französischer Sprache: „Die medizinische Ortsbeschreibung Kairos und seiner Umgebung", (Topographie médicale du Caïre). Mit dieser Schrift hat Pruner einen trefflichen Beitrag zur Erweiterung der medizinischen Geographie gebracht. Denn obgleich die Aerzte der französischen Expedition am Anfange des vorigen Jahrhunderts das Ihrige geleistet haben, um das lange von der Unwissenheit der Barbarei bedeckte ägyptische Land wieder den allgemeinen Studien zu öffnen, so waren doch, wie Pruner richtig bemerkt, ihre Arbeiten von zu kurzer Dauer, teils mussten sie sich vorzugsweise mit der Beobachtung der Heereskrankheiten beschäftigen, wodurch sie

verhindert wurden, andere, gewiss sehr wichtige Punkte ins Auge zu fassen. Indem nun Pruner in kurzen Umrissen eine Zusammenstellung der in der Hauptstadt Aegyptens teils vorübergehend, teils ständig herrschenden Krankheiten gab und besonders auf die Aetiologie und die Veränderungen, welche die Krankheitsformen durch die Rassen erleiden, Rücksicht nahm, hat er mit diesem ersten Versuch zu einer geographischen Pathologie eine nachweisbare Lücke in der medizinischen Literatur ausgefüllt.

Diese gediegene Schrift bildete aber nur den Vorläufer einer umfassenden Arbeit über die physiologischen und pathologischen Zustände des Menschen und der Tiere in Aegypten und den benachbarten Gegenden. In seinem im März 1847 herausgegebenen Buche „Die Krankheiten des Orients vom Standpunkte der vergleichenden Nosologie betrachtet", schuf er vollends ein überragendes Werk, das in seiner Originalität ganz aus dem Rahmen des damals Gebotenen fiel und welchem erst 1857 in Griesingers „Infektionskrankheiten" etwas Ebenbürtiges zur Seite gestellt wurde.

(Fortsetzung folgt).

OEUVRES COMPLETS D'ANTHONY VAN LEEUWENHOECK

L'Académie Royale des Sciences d'Amsterdam prépare une nouvelle édition critique des oeuvres complets d'Anthony van Leeuwenhoeck.

Toute personne et tout institut qui possède des manuscrits de Leeuwenhoeck ou d'autres documents ou objets se rapportant au célèbre naturaliste est instamment prié de bien vouloir s'adresser à M. le Professeur E. C. van Leersum (Vondelstraat 28, Amsterdam-West, Pays Bas), rédacteur en chef du comité exécutif.

BIBLIOGRAPHIE.

D. SCHAPIRO. *l'Hygiène alimentaire des Juifs devant la Science moderne*, préface par le prof. Dr. L. TANON. Erelji. Paris 1930.

Im Rahmen dieser Zeitschrift gehört die Besprechung dieses Buches, das Dr. Schapiro vom Standpunkt des Mediziners geschrieben hat, auf diese Weise die ausführliche Literatur über die Speisegesetze der Israelieten mit einer Arbeit vermehrend, die den Gegenstand nach neueren, wissenschaftlichen Begriffen zu behandeln versucht.

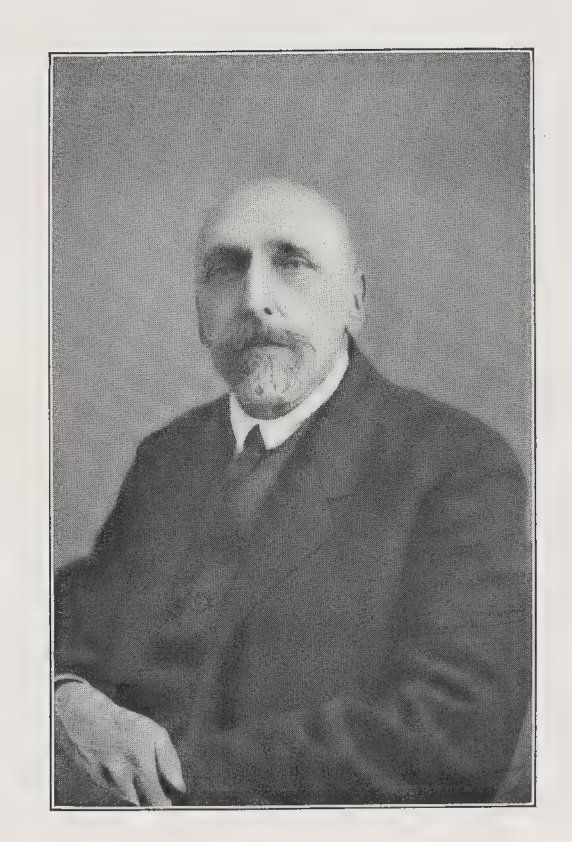
Die erste Hälfte der 345 Seiten enthält die Feststellung nach modernen, wissenschaftlichen Auffassungen, welche Tiere, denn um diesen händelt es sich ausschliesslich, und in welchem Zustand sie als Nahrung zu geniessen erlaubt und in welchem sie verboten sind. Verfasser vertieft sich nach unseren Begriffen in die Frage, was man als Mediziner anführen kann, um eine Erklärung für die Genehmigung oder den Verbot des Genusses als Speise zu finden.

Verschiedene bezügliche Meinungen von früheren Autoren werden dabei eingehend in Betracht gezogen, deshalb erscheint dieser Teil von Dr. Schapiro's Verhandlung ein wertvoller Anzeiger für die jetzige Bedeutung der hebräischen Speisegesetze. Da Verfasser die dogmatische Seite der Frage als mitbestimmend für die Gestaltung dieser mosaischen Vorschriften, auch für die später hinzu gekommenen Bestimmungen, verwirft, werden die israelitischen Theologen wohl manche Beschwerden bei diesen Feststellungen empfinden. Wichtig muss es aber betrachtet werden zu erfahren, wie in unserer Zeit ein glaubiger, moderner Arzt sich mit diesen wichtigen Vorschriften der Religion seines Volkes zurechtfindet.

Besonders im zweiten Teil tritt dieser Zug der Behandlung auf den Vordergrund. Es werden hier die gesetzlichen, rituellen Vorgehen bei der Tötung der Tiere und deren weitere, rituelle Beurteilung, hauptsächlich von hygienischem Standpunkt aus, betrachtet. Dr. Schapiro erklärt sich als Mediziner mit all den Speizegesetzen einverstanden, da er bei Abwesenheit von gesundheitlichen Rücksichten auf die wichtige, moralische Seite derselben hinweist.

Im Lauf der Zeit haben viele Gelehrte und andere Schriftsteller die verschiedensten Meinungen über diesen einflussreichen Teil des jüdischen Kultus geäussert. Da Verfasser über ausführliche Kenntnisse dieser Litteratur verfügt, hat er von ärztlichem Standpunkt aus manchen von diesen Urteilen zu wiederlegen versucht. Deshalb scheint mir auch der erste Satz des Professors Tanon ganz berechtigt: „La lecture du travail de M. D. Schapiro incite à bien des méditations philosophiques, comme tous les ouvrages consciencieusement écrits sur les institutions du passé. Les réflexions que nous allons faire ici, à propos de cette œuvre, montreront que la plupart des assertions de l'auteur ne sont pas seulement bien fondées historiquement, mais encore elles rencontrent l'approbation de la science moderne".

A. W. Nieuwenhuis.



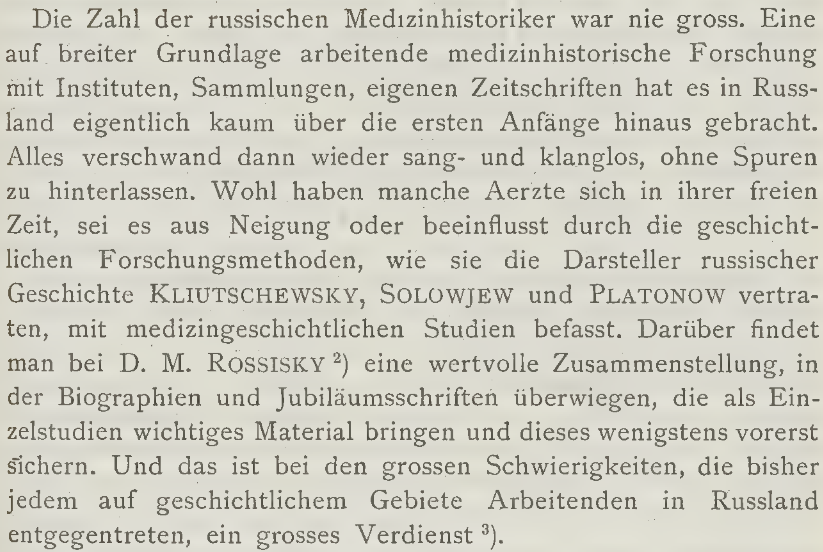
M. J. LACHTIN (1930).

MICHAEL LACHTIN.

DEM RUSSISCHEN MEDIZINHISTORIKER ZUM ANDENKEN.

VON

HEINZ ZEISS
(Hamburg) Moskau.



Die Zahl der russischen Medizinhistoriker war nie gross. Eine auf breiter Grundlage arbeitende medizinhistorische Forschung mit Instituten, Sammlungen, eigenen Zeitschriften hat es in Russland eigentlich kaum über die ersten Anfänge hinaus gebracht. Alles verschwand dann wieder sang- und klanglos, ohne Spuren zu hinterlassen. Wohl haben manche Aerzte sich in ihrer freien Zeit, sei es aus Neigung oder beeinflusst durch die geschichtlichen Forschungsmethoden, wie sie die Darsteller russischer Geschichte KLIUTSCHEWSKY, SOLOWJEW und PLATONOW vertraten, mit medizingeschichtlichen Studien befasst. Darüber findet man bei D. M. ROSSISKY [2]) eine wertvolle Zusammenstellung, in der Biographien und Jubiläumsschriften überwiegen, die als Einzelstudien wichtiges Material bringen und dieses wenigstens vorerst sichern. Und das ist bei den grossen Schwierigkeiten, die bisher jedem auf geschichtlichem Gebiete Arbeitenden in Russland entgegentreten, ein grosses Verdienst [3]).

Aber keiner hat so nachhaltig in Vorlesungen und gründlichen

---

1) Ueber LACHTIN sind Nachrufe bisjetzt erschienen in: a) Bullet. Mosoblstrachkassi (Bull. d. Krankenversicherungskassen des Moskauer Gebiets) B. 3, Nr. 18—19, S. 14, 1930. — b) Osteuropa, Bd. 6, S. 370—371, 1931. — c) Mitt. Gesch. Med. u. Naturwiss. B. 30, S. 150, 1931.

2) Bibliographitschesky Ukasatel russkoj Literaturi po Istorii Mediziny s 1789 do 1928; 55 S., 1928 Moskau (russ.). — Ref. in Mitt. Gesch. Med. u. Naturwiss. B. 27, 1928.

Quellenstudien der russischen Medizingeschichte eine Gasse gebrochen, als Professor Dr. MICHAEL JURJEWITSCH LACHTIN, der am 12. Juli 1930 in Moskau aus dem Zeitlichen schied.

Ueberblicken wir erst die äusseren Ereignisse dieses nun abgeschlossenen Lebens, um dann den inneren Gehalt zu prüfen.

Als Sohn einer zahlreichen Familie erblickte LACHTIN am 6. a. St. (19. n. St.) November 1869 in Moskau das Licht der Welt. Dem Namen nach ist die Familie nicht russischen, sondern wohl schwedischen oder finnischen Ursprungs. Auch sprach das Aeussere LACHTINS, zumal der lange schmale Schädel mehr nordischen als ostischen Merkmalen. Sein ganzes Wesen hatte im allgemeinen wenig Russisches an sich. Mit acht Jahren erkrankte der Knabe an einem gefährlichen Augenleiden, das ihm beinahe die Sehkraft gekostet hatte. Nur der tatkräftigen mütterlichen Hilfe, die sich an die besten Augenärzte der damaligen Zeit wandte, verdankte das Kind die Erhaltung seiner Augen. Der Natur dieses Leidens erinnert sich niemand mehr in der Familie. In den drei schweren Jahren, die er meist in strenger Abgeschlossensein vom Tageslicht verlebte und die ihm um das Zusammensein mit seinen Brüdern und Schwestern und das Lesen von Büchern brachte, hatte er genug Zeit sich viele Gedanken über sein Schicksal zu machen. Dieses Grübeln, verbunden mit der geistigen Mitgift seiner Vorfahren, seine ausgezeichnete Kenntnis der deutschen Sprache — als 7-Jähriger konnte er besser deutsch schreiben und sprechen als russisch — die er einer alten ostpreussischen Kinderfrau verdankte, legten in ihm den Grund zu seiner historischen analysierenden Fähigkeit. Er selbst hat in diesem Lebensabschnitt eine Bedeutung für sein späteres Schaffen erkannt. Als er nach seiner Genesung mit 12 Jahren das 4. Humanistische Gymnasium in Moskau besuchte, holte er mit der gesammelten Kraft jener Jahre den fehlenden Lernstoff nach, wurde bald der erste seiner Klasse und verliess, ausgezeichnet mit der goldenen Medaille, die Schule (1890). Seiner Neigung für Naturwissenschaft folgte er und trat im gleichen Jahre in die naturwissenschaftliche Fakultät der Moskauer Universität ein, die er 1894 mit der Abschlussprüfung verliess, um sofort sich an der medizinischen Fakultät einzuschreiben. Das Medizinstudium beendete er 1897 mit der höchsten Auszeichnung (der goldenen Medaille).

Die Schul- und Studentenjahre waren aber sehr schwer für LACHTIN gewesen, da er seinen Eltern nicht zur Last fallen wollte. So erwarb er sich die Kosten für das Studium durch Unterricht an faule Mitschüler und trat als Angestellter in den bekannten Moskauer Verlag MAMONTOW ein. Seine Kenntniss der deutschen Sprache, die er im Geschäft gründlich vervollkommnete, verhalf ihm zur Uebersetzung einer Reihe bedeutender wissenschaftlicher Werke aus dem Deutschen ins Russische, mit denen er dem Verlag gute und auch sich selbst nützliche Dienste leistete.

Gleich nach dem medizinischen Staatsexamen nahm er eine Stellung als Bahnarzt während des Baues der Nordbahn an und lebte von 1897—1898 an der Strecke nördlich Moskaus. Zur weiteren Ausbildung ging er an die Medizinische Therapeutische Universitätsklinik unter SCHERWINSKYS Leitung (1898—1899) um anschliessend daran sein Pflichtjahr als Militärarzt in Moskau zu dienen (1899—1900). Als geistiger Schüler des klassischen russischen Psychiaters S. S. KORSAKOW (1834—1900) wandte er sich ganz der Psychiatrie zu. Von 1901—1903 arbeitete er in einer psychiatrischen Privatklinik, um dann eine eigne derartige Anstalt zu übernehmen, die er nach dem Ausbruch der Oktoberrevolution (1917) verlor.

Seine Tätigkeit als Psychiater war sehr ausgedehnt, besonders während des russisch-japanischen Krieges und des Weltkrieges. Auf seine Anregung und sein tatkräftiges Eingreifen wurden 1905 die ersten neurologischen und psychiatrischen Abteilungen für Feldzugsteilnehmer eingerichtet.

Von der Oktoberrevolution bis 1928 war er im städtischen Gesundheitsdienst in Moskau mit der Leitung verschiedener Nervenheilanstalten der Stadt beauftragt, bis ihm die Stelle eines neurologisch-psychiatrischen Obergutachters bei den staatlichen Krankenkassen übertragen wurde, die er bis in seine letzten Tage unermüdlich und geradezu peinlich gewissenhaft versah. Dies ist das Bild des Psychiaters LACHTIN [1]), der wie fast alle Medizin-

1) LACHTIN war verantwortlicher Schriftleiter der guten und mit zuverlässigen Referaten hauptsachlich aus der nichtrussischen psychiatrischen und neurologischen Literatur versehenen Zeitschrift „Voprosy psichiatrii i nevrologii" von 1912—1914

historiker aus der Praxis selbst herauskam und bis zum Schluss in ihr blieb. Die Zeit für die geschichtlichen Studien mussten die Stunden bringen, die eigentlich dem Ausruhen von dem schweren Beruf vorbehalten sein sollten. So ging es auch LACHTIN. Er hatte sich derart in die medizingeschichtlichen Forschungen vertieft, dass bei der Errichtung des Ordinariats für Geschichte der Medizin an der Moskauer Universität, das dem Physiologen MOROCHOWETZ übertragen wurde (1904), ihn dieser sofort als Assistenten und Privatdozenten für das Fach annahm (1904).

Von Anbeginn seiner wissenschaftlichen Tätigkeit betrachtete er alles mit historischem Blick. So behandelte er das Thema einer Preisaufgabe der Moskauer Medizinischen Fakultät über Immunität streng geschichtlich und erhielt dafür die goldene Fakultätsmedaille (1896) [1]. Seine Lern- und Lehrzeit spiegelt sich vollständig in seinen Arbeiten wieder. Die Zeit im klinischen Laboratorium bei SCHERWINSKY, als Bahn- und Militärarzt, während der er sich in der Allgemeinpraxis oder bei chirurgischen Eingriffen bewegte, regten ihn vorerst mehr zu allgemeinen Themata, hauptsächlich Betrachtungen aus der Geschichte der Chirurgie an (1—6, 8, 10). Sogar seine Dissertation für den Grad eines Doktors der Medizin behandelte ein chirurgisches, bereits rein geschichtliches, Thema (9) [2].

Doch schon klingt ein psychiatrisches Thema an (7), gewissermassen als erste Frucht der Beschäftigung mit Geisteskranken. Daran schlossen sich im Laufe der Jahre kleine Aufsätze (12, 13, 19) die bereits zeigten, wohin der junge Forscher hinaussteuerte, nämlich in das 17. Jahrhundert der russischen Medizingeschichte. Und wie jeder Historiker nur in der Geschichte des eignen Landes seine Kräfte holt und erneuert, um jene mit der anderer Völker zu vergleichen, so sollte LACHTIN später sich

---

(vom Jahrg. 1914 erschienen nur 7 Hefte. Bei Kriegsbeginn stellte die Zeitschrift ihr Erscheinen ein, die von 1913 ab ihren Titel geändert hatte in: „Ežegodnik obsor russk. Literat. po psichiatr. i nevrolog. za 1913 god". („Jahresübersicht über die russ. Literatur f. Psychiatrie u. Neurologie").

1) „Die neuste Forschungsrichtung in der Immunität", 21 S. Moskau 1896 (russ.). Diese Abhandlung wurde ergänzend erweitert in der folgenden: „Die neusten Forschungen bei der Therapie der Infektionskrankheiten", 36 S. Moskau 1896 (russ.).

2) W. A. OPPEL erwähnt auffallenderweise garnicht LACHTINS Studien aus der Geschichte d. Chirurgie in seinem Werke über „Die Geschichte d. russ. Chirurgie" (1923).

ganz besonders eingehend mit jenem Zeitabschnitt befassen. Davon wird im folgenden noch zu sprechen sein. Für die Geschichte der russischen Psychiatrie hat er dann wertvolle Dokumente gefunden und erstmalig herausgegeben (44, 45).

Die Bedeutung dieser Dokumente für die Geschichte der russischen Psychiatrie ist von KANNABICH [1]) neuerdings betont und gewertet worden. Die Frage der „Besessenheit", wie sie ihm in den genannten dokumentarischen Arbeiten entgegen trat, hat ihn lange beschäftigt (20, 46, 47, 48, 49, 51). Er hat sie ausschliesslich an russischem Material verfolgt, was für ihn nicht nur aus örtlichen Verhältnissen, sondern mehr noch aus psychologischen Gründen erklärlich ist. Denn ein auf verhältnissmassig niedriger Kulturstufe stehendes Volk wie die grosse Masse des russischen Volkes, das erst durch die Oktoberrevolution von 1917 und ihre Folgen psychisch aufgerüttelt und durchgeblasen wurde, bietet bei seiner leichten suggestiven Beeinflussung und einem fast unausrottbar scheinenden Aberglauben reichen Stoff zu Untersuchungen. Die seinigen fand er letzhin bestätigt in LEVY-BRUHLS Buch „Die geistige Welt der Primitiven" (54, 55). LACHTINS krönendes Werk, gewissermassen das Ergebnis seiner ärztlichen und medizingeschichtlichen Erfahrung in dieser Frage: „Die Psychologie des russischen Volkes", für das er an die 20 Jahre gesammelt hatte, vernichtete die Feuersbrunst eines Sanatoriumsbrandes in der einzigen Handschrift (1921).

Die Mehrzahl seiner Arbeiten umfasst jedoch die Regierungszeit des Zaren ALEXEI MICHAILOWITSCH [2–4]). Diesem Zaren kommt in der russischen Geschichte eine eigne Rolle zu: er gewährte als erster unter den Romanows dem westlichen Einfluss in Russland am weitesten und breitesten Eingang. Sein zweiter Sohn, Peter der Grosse, sollte dann ganz andere frische Luft in das alte Bojarenland bringen, das zu Alexeis Zeiten mehr das

---

1) J. KANNABICH, „Istoria Psichiatrii", 520 S., Moskau 1928 (russ.). Ref. in Mitt. Gesch. Med. u. Naturwiss. B. 29, 189—190, 1930.

2) Geb. 1629, gest. 1676; Regierungszeit 1645—1676.

3) KLIUTSCHWESKY, Geschichte Russlands (deutsche Ausgabe), 3. Kap. 16 u. 17, über Al. Mich. Stuttgt. 1925.

4) M. W. POKROWSKY, Geschichte Russlands von seiner Entstehung bis zur neusten Zeit. Lpzg. 1920.

äussere Gesicht eines riesigen Grundbesitzes mit dem Zaren als Gutsherrn darbot, als ein unpersönlicher Staat. Mit dem westlichen Einfluss in Verwaltung, Heer, Politik, kurz im gesamten kulturellen Leben, vorerst des Hofes und der oberen Volkskreise, drangen natürlich ausländische Aerzte mit ihren Heilmitteln und Methoden und mit ihren medizinisch-naturwissenschaftlichen Ansichten ein. Wenn auch unter dem „Westen" in der Hauptsache Deutschland zu verstehn ist, so waren immerhin polnische, englische, holländische und schottische Einflüsse vorhanden, die allerdings nie ein derartiges Uebergewicht erreichen sollten, wie unter PETER I. und seinen Nachfolgern. Ueber die Medizingeschichte zu Zeiten ALEXEI MICHAILOWITSCHS war die RICHTERsche Darstellung [1]) die einzige auf Akten beruhende Quelle vor LACHTINS Forschungen. Nun kamen ihm seine ausgezeichneten Sprachkenntnisse zu statten, die er bei seinen vergleichenden Untersuchungen anwenden konnte. Denn er beherrschte ausser seiner Muttersprache und dem Altslavischen und Deutschen noch Englisch, Französisch, Griechisch und Lateinisch. Da er sich zum Grundsatz gemacht, stets selbst die Quellen aufzusuchen und nicht den Angaben früherer Untersucher zu glauben, sondern mit eignen Augen zu sehen, hat er viele Fehler aufgedeckt und richtiggestellt.

Teilen wir seine Arbeiten über das 17. Jahrhundert ein. Es sind solche über das Irrenwesen (19, 41), über ausländische und russische Aerzte im Moskowitischen Reich (13, 29, 32, 37, 39), über Militärmedizin (1, 33, 34, 35), über Apotheken (38), über Therapie und Heilkräuter (12, 14, 23, 30), über Epidemien und deren Bekämpfung (26, 31, 36, 39, 42).

Verbindungsbrücken zum 17. Jahrhundert schlugen seine Arbeiten über die pathologische Anatomie im 18. Jahrhundert und pharmazeutische Therapie des 16. Jahrhunderts in Russland (15, 16), sowie eine gediegene Arbeit über die russische Medizin bis zu den Romanows (27). Und immer wieder suchte er in den Quellen

---

1) W. RICHTER, Geschichte der Medizin in Russland (deutsche Ausgabe), 2. Kap., 157—339 (Regieruugszeit Al. Mich.), Moskau 1815.

2) W. NOWOMBERGSKY hat fast gleichzeitig wie LACHTIN sich mit der vorpetrinischen Zeit in d. Medizin beschäftigt (1902—1910); Rossisky l. c. S. 32.

und trug mit bienenhaftem Fleiss all das zusammen, was die so dunklen Urzeiten der russischen Medizin oder ihre allerletzte Zeit irgendwie erleuchten konnte (18, 21, 25, 40, 43, 50, 53, 56) [1]).

In jedem Jahr der Vorkriegszeit besuchte LACHTIN das Ausland, meist Deutschland [2]), Frankreich und die Schweiz, um seine Beobachtungen über medizingeschichtlichen Unterricht in Westeuropa immer wieder (und leider mit geringem Erfolg wie damals und noch heute in manchen Ländern) seinen Landsleuten eindringlich vor Augen zu führen (17, 22, 24, 28, 52). Er selbst hat nur ein kleines Hilfswerk zur medizingeschichtlichen Arbeit herausgebracht, das sich an PAGELS biographisches Aerztelexikon anlehnte (11).

Die gärende Nachkriegszeit hat ihm dann verhältnissmässig wenig Musse gegeben, sich ruhigen Studien zu widmen. Er ging in der Lehrtätigkeit an der neugegründeten 3. Medizinischen Fakultät in Moskau, die aus den berühmten Garnisonslazarett „Lefortowo" entstand, auf. Wie immer, wenn er über Medizingeschichte sprach, hatte er die Hörer an sich gerissen. Nur war diese Blütezeit während der „heroischen" Zeiten der Bolschewikenrevolution allzu kurz. Nur 2 Jahre 1920—1922 erfreute er sich des Ordinariats, dann kamen die schweren Hunger- und Seuchenjahre und der Lehrstuhl verschwand ganz mit der Auflösung der 3. Fakultät (1924).

Er hat das wohl am allermeisten bedauert, jedoch eingesehen, dass der Staat damals nur die allernötigsten Fächer brauchte, um so schnell als möglich Nachwuchs heranzuziehen. Er grollte jedoch der rein aufs Praktische gerichteten Strömung nicht, erkannte die guten Seiten der Umwälzung an wo er sie fand, und stellte sich der Sowjetregierung sine ira et studio zur Verfügung. Diese gewaltige Staatsumwälzung wertete er als einen geschichtlich-

---

1) Das Moskauer Archäologische Institut erkannte LACHTINS Quellenforschung durch seine Ernennung zum Ehrenmitglied des Instituts an (1907).

2) Nach Angabe der Deutschen Gesellschaft f. Gesch. d. Medizin u. Naturwiss. hatte sie von 1901—1914 folgende russ. Mitglieder in ihrem Reihen: Dr. M. LACHTIN, (Moskau), Kaiserliche Akademie der Wissenschaften, (St. Petersburg); Dr. med. FR. DÖRBECK, Redakteur der St. Petersburger med. Wochenschrift, (St. Petersburg); Excellenz Dr. VON UNTERBERGER, Div.-Korpsarzt des Gardekorps, (St. Petersburg); TEOFIL TUGENDHOLD, Vorsteher der Hospital-Apotheke (Lodz.)

biologischen Vorgang, der im Leben eines jeden Staates eintreten kann. Wenn heute die russische Medizingeschichte in der internationalen medizingeschichtlichen Welt bekannt ist und noch bekannter werden wird, so verdankt sie es einzig und allein LACHTIN, auf seine Schultern müssen sich alle Stürmer und Dränger des historischen und dialektischen Materialismus der Sowjetrussischen Medizinhistorie stellen. Denn *ohne* Quellen, rein intuitiv und revolutionär lässt sich keine Geschichte aufbauen. Mögen sich die neue Wege suchenden sowjetrussischen Medizinhistoriker an marxistischen Historikern bilden, aber trotz alledem die Grundlagen nicht übersehen, die Westeuropäische Vertreter der Geschichte und unter ihr wieder der Medizingeschichte in Menschenaltern aufgebaut haben [1—5]).

Wie ist nun LACHTINS Stellung innerhalb der russischen Medizingeschichte?

Jeder russische Medizinhistoriker hat meistens einem bestimmten Jahrhundert oder der Geschichte einer Disziplin sich zugewandt. Sehen wir vom Klassiker W. RICHTER ab, so zeigen sich nur einige Schriftsteller grösseren Formats. J. A. TSCHISTOWITSCH wurde zum Geschichtsschreiber des 18. Jahrhunderts durch seine bisher unübertroffenen Werke: „Die Geschichte der russischen medizinischen Einrichtungen im 18. Jahrhundert" (St, Petersburg 1870) und „Die" Geschichte der ersten medizinischen Schulen in Russland (St. Petersburg 1883). Hieraufbaute G. G. SKORITSCHENKO seine Untersuchungen über die Militärmedizinische Akademie in St. Petersburg auf (1898). Grössere Würfe sind von W. A. OPPEL „Geschichte der russischen Chirurgie" (Wologda 1923) und D. D. PLETNEW: „Die russischen therapeutischen Schulen" (Moskau 1923), Mehr in die enzyklopädische und bibliographische Richtung

---

1) Als Beispiele sehr guter Ueberblicke über sowjetrussische Geschichtsschreibung seien angeführt: 1) Die Geschichtswissenschaft in Sowjetrussland, 1917—1927; [Vorwort von HOETZSCH], 128 S., Bln. 1928. 2) F. EPSTEIN, Russland, Archivalische Zeitschr. *39*, III. F. 6. B. 282—308, 1930 u. „Die marxistische Geschichtswissenschaft in der Sowjetunion seit 1927 (Jahrb. f. Kultur u. Gesch. d. Slaven. N. F. 6, 78—203, 1930). 3) R. SALOMON, Die grosse Sowjetenzyklopädie, Osteuropa *3*, 609—617, 1928. 4) O. HOETZSCH, Rede bei der Eröffnungsfeier der russischen Historikerwoche in Berlin am 7. Juli 1928; Osteuropa *3*, 745—751. 5) H. JONAS, Die russische Historikerwoche, l. c. *3*, 751—764.

weisen z. B. die Arbeiten von S. KOWMER[1]), L. F. SMEEW[2]), D. M. ROSSISKY[3]) und D. W. SHBANKOW[4]). Neuerdings suchte ROSSISKY sich der Klärung russischer Medizin zur Zeit Pauls I. (1796—1801) zuzuwenden (1925).

Als Organisator medizingeschichtlichen Unterrichts und Verfasser einer übersichtlichen Darstellung der Medizingeschichte im Zusammenhang mit der Kulturgeschichte bewährte sich L. Z. MOROCHOWETZ (1903).

Eine ähnliche Ader schlug in LACHTIN, nur dass er ein geradezu polihistorischer Quellenforscher wurde. Ihn lockte, wie er mir einmal erzählte, am 17. Jahrhundert der Uebergang aus den Zeiten der alten, in sich nach aussen fast abgeschlossenen östlichen Grossmacht Russlands zu den Methoden und Ansichten des Westens; ihm schienen die kulturellmedizinischen Vorbedingungen zu erforschen wichtig, auf denen der Vater des grossen Peter die ersten kühnen und bewussten Schritte nach westlicher Sitte und Kultur hin tat.

Und in seiner Eigenschaft als Psychiater wollte LACHTIN den psychischen Wirkungen nachgehen, die solche Zusammenstösse östlichen und westlichen Wesens im russischen Volke notwendig auslösen mussten. Er rührte damit an eine Frage, die gerade heute, 14 Jahre nach dem Umsturz, besonders akut sind. Denn die Oktoberrevolution hat wohl seit Peters des Grossen, des „Zar-Revolutionärs", Zeiten, noch nie ein derartig mächtiges Eindringen

---

1) KOWNER hat in jahrelang fortlaufenden sehr gut belegten Aufsätzen die russ. Aerztewelt über medizinhist. Fragen unterrichtet, die sich hauptsächlich auf die hellenische u. die arabische Medizin bezogen. Sie sind leider an einer für das Ausland schwer zugänglichen Stelle in russischer Sprache veröffentlicht: „Universitetskija Iwestija Kiew", 1878—1896; ROSSISKYS Angaben (l. c. 83) sind ungenau.

2) SMEEW hat viel bibliographische Kleinarbeit geleistet (ROSSISKY, l. c. 31—32).

3) Eine der letzten zuverlässigen Veröffentlichungen bringt die Zentrale Medizin. Bibliothek d. Volkskommissariates für Gesundheitswesen in Moskau. Es ist die Zusammenstellung über die russ. medizinische bibliographische Literatur für einen Zeitraum von 137 Jahren: M. P. MULTANOWSKY, Die russ. medizin. Presse (Bibliographische Materialien von 1792—1929), 80 S. Staatsverlag Moskau u. Leningrad 1930 (russ.).

4) Gleich zuverlässig wie die genannte Arbeit MULTANOWKYS sind die geschichtlichen Untersuchungen von D. W. SHBANKOW über die russ. Kongresse u. die russ. medizin. Presse, die einen tragfähigen Grund zu weiteren medizingeschichtlichen Forschungen abgeben (ROSSISKY, l. c. S. 18 u. 19, sowie Ref. Mitt. Gesch. Med. u. Naturwiss. B. 28, 1929).

und Vordringen westlichen Wesens in Russland. — also in einem Sechstel der Erde — gebracht, wie gerade im Zeichen des „sozialistischen Aufbaues und des Fünfjahresplanes". Daher schliesst LACHTIN mit seinem Lebenswerk eine aussterbende Forschungsrichtung ab und steht mit einer der letzten Arbeiten am Anfang der neuen [1]).

1) Ueber russische Medizingeschichte fehlt nahezu alles in nicht-russischen Werken, z. B. sind bei SUDHOFF-PAGEL nur hie und da Stichworte eingestreut, und diese nicht einmal vollständig ausgeführt. Es ist so, als ob eine russische Medizin mit selbständigen Leistungen, mit Entwicklungen und Hemmnissen für die übrige Welt überhaupt nicht bestehe. Daran ist nicht nur die Schwierigkeit der russischen Sprache schuld, sondern eine gewisse Gleichgültigkeit, als ob beî der russischen Medizingeschichte doch nichts sonderliches zu holen sei. Es sollte jedoch schon eine sozialhygienische Einrichtung wie die Semstwomedizin, über die wir zwei gut begründete Darstellungen von E. OSSIPOW, J. POPOW et KOURKINA (La Médecine du Zemstwo en Russie. XII. Congrès Intern. de Médecine 345 S., Moscou 1900) u. F. F. ERISMANN, (Die Entwicklung der landschaftlichen Medizin u. Gesundheitsdflege in Russland. Deutsche Vierteljahresschrift für öffentliche Gesundheitspflege, B. 29, 1897) haben, auf deren Gerüst die heutige Sowjetmedizin fusst, die Beschäftigung mit der russischen Medizingeschichte veranlassen. Was russische Medizinhistoriker wie J. A. OKSENOW beigesteuert haben, ist nur eine nicht ganz geglückte Zusammenstellung aus OPPEL, PLETNEW, TSCHISTOWITSCH, LACHTIN u. a. („Die Geschichte der Medizin" ist eine Übersetzung von MENIERS Buch ins Russische mit einem kleinen Anhang OKSENOWS über russische Medizingeschichte, Moskau, 322 S., 1926). Wesentlich besser ist L. J. SKOROCHODOW („Kurzer Abriss der russischen Medizingeschichte", 262 S., Moskau, 1926), der sich bemüht, im historischen Materialismus darzustellen, was ihm stellenweise gelungen ist. Es ist aber sonst keine auf irgendwelchen Quellenstudien fussende eigne Leistung.

VERZEICHNIS DER MEDIZINGESCHICHTLICHEN ARBEITEN LACHTINS [1]).

1900.

1. Militärmedizinische Organisation im 18. Jahrhundert [2]). Med. Bess. (russ.) *14*, 160—167, 191—198.
2. Die geschichtliche Entwicklung chirurgischer Hilfe für Gebärende. Ž. Akus. (russ.) *14*, 1298—1321.
3. Geschichtliche Skizze über die Entwicklung der Chirurgenstandes. Moskau (russ.) [3]).
4. Geschichtliche Darstellung der Lehre über die Trepanation vom Altertum bis zum 19. Jahrhundert. Letopis russk. Chirur. (russ.). J. 16, *5*, 925—943.

1901.

5. Die Hauptmomente in der Entwicklungsgeschichte d. therapeutischen Anschauungen vom Altertum bis zum 19. Jahrhundert. Med. Ž. Dokt. Ochsa. (russ.) 4. J. H. 1, 19—40.
6. Illustrierte Geschichte des Aberglaubens u. der Zauberei von den ältesten Zeiten bis in unsere Tage. Moskau (russ.) [3]).
7. Geschichtliche Darstellung der Lehre von der Besessenheit. Obosr. Psichiatr. (russ.). Nr. 1, 9—19.
8. Geschichtliche Skizze über die Kranken- u. Invalidenpflege. Med. Bess. (russ.) *15*, 8—12, 33—43, 73—78.
9. Die grossen Operationen in der Geschichte der Medizin. Diss. Moskau, 212 S., (russ.) Selbstbericht im Janus *6*, 330, 1901.

---

1) Die Abkürzungen d. russ. Literatur sind nach dem in „Periodica Medica" von der „Vereinigung d. Deutsch. med. Fachpresse" herausgegebenen Richtlinien angeführt. 2 A. 1929.

2) Bei Rossisky falsch: im *17*. Jahrh.

3) Es gelang nicht diese beiden Schriften zu finden u. bibliographisch festzustellen. Ich gebe sie daher nur nach Rossiskys Angaben wieder.

10. Studien zur Geschichte der Medizin. a) Aerzte und ärztliche Tätigkeit in der Vergangenheit. b) Geschichte der Entwicklung der Krankenpflege in Spitälern. c) Militärmedizin. Organisation in der Vergangenheit. 191 S., Moskau (russ.). (Auszüge im Janus 7, 352—357, u. 404—405, 1902).

1902.

11. Kurzes biographisches Lexikon berühmter Aerzte aller Zeiten. 103 S., St. Peterburg (russ.).
12. Zur Geschichte der Therapie im 17. Jahrhundert [1]). Therap. Vestn. (russ.) *5*, 409—411 u. Münch. med. Wschr. Nr. 40, 1659—1660.
13. Zur Biographie des Johannes Costerus von Rosenburg, Leibarzt des russischen Zaren Alexei Michailowitsch. Janus 7, 568—569.
14. Die Sammlung von Heilkräutern aus dem vorpetrinischen Russland. Russk. Arch. (russ.) 40. J., *3*, 393—400.
15. Zur Geschichte der patholog. Anatomie in Russland im 18. Jahrh. [2]). Russ. Vrač (russ.) *1*, 462—463.
16. Zur Geschichte d. pharmazeutischen Therapie im 17. Jahrh. Pharmazepht. (russ.). 10. J., Nr. 34, 1081—1086 u. 1113—1116.
17. Das Rebersche medizin-pharmaz. Museum in Genf [3]). Pharmazepht. (russ.). 10. J., Nr. 40, 1277—1280 u. 1309—1311.
18. Aus der Vergangenheit der russ. Medizin. Bolnič. Gaz. Botkina (russ.) *13*, 2015—2021.
19. Die Psychiatrie z. Zeit d. Zaren Alexei Michailowitsch [4]). Russk. Med. Vest. (russ.) *4*, Nr. 23, 25—28.
20. Religion u. Medizin als Faktoren der Evolution. Das Wissen für Alle *2*, Nr. 40 (Wien).
21. Kurzer Abriss über d. Geschichte d. Mediz. in Russland. Janus 7, 635—636.

---

1) Bei Rossisky falsch: Zur Gesch. d. *Psychiatrie* im 17. Jahrh. Med. Vestn. 1902.
2) Bei Rossisky falsch: *17.* Jahrh.
3) Bei Rossisky falsch: zu „*1903*" gestellt.
4) Bei Rossisky falsch: Zur Gesch. d. *Therapie* usw. Therap. Vest. 1902.

1903.

22. Oeffentlichkeit u. Medizin (Medizingesch. Abriss). Prakt. Vrač. russ.) *2*, 927—931, 978—983.
23. Sammeln der Heilkräuter im 17. Jahrh. Prakt. Vrač (russ.) *2*, 662—665. — Ref. Janus 9, 131—133, 1904.
24. Die medizin. Abt. im Nürnberger Museum. Russk. Vrač (russ.) *2*, 98—99.
25. Die vorchristl. Zeit d. russ. Medizin. Med. Bess. (russ.) *17*, 501—507.
26. Die Quarantainemassregeln in Russland im 17. Jahrh. Sibirsk. Vrač. Vedomosti (russ.) *1*, Nr. 22, 274—276.
27. Die russ. Medizin bis zur Thronbesteigung d. Hauses Romanow. Vestn. St. Peterb. Vrač. Obschtswo (russ.) 16. J., 445—451.
28. Die Hilfsmittel d. medizingeschichtl. Unterrichts in Westeuropa [1]). Trudy Kafedri Ist. Med. i Enzyklop. Med. Imp. Mosk. Univ. [2]) *1*, Heft 1, 9—37.

1904.

29. Die materielle Lage d. Aerzte im Moskauer Staate [3]). Russk. Arch. (russ.) 43. J., *3*, 609—614.
30. Wie man Krankheiten im Moskauer Staat erkannte u. behandelte. Chirurgia *15*, (russ.) 356—364.
31. Wie kämpfte man gegen Epidemien im vorpetrinischen Russland? Domaš. Vrač. (russ.) Nr. 1, 4—9.
32. Wo erhielten d. Aerzte ihre Ausbildung in d. vorpetrinischen Zeit? Vestn. Vospitan. (russ.) *15*, Nr. 9, III, 71—77.

---

1) Bei Rossisky ist eine Arbeit Lachtins: „Museen u. medizingeschichtl. Unterricht im Ausland" in den „Trudy" *1*, 1906 genannt. Das Inhaltsverzeichnis dieses Bandes gibt den Titel an, der Band selbst enthält jedoch die unter 28 angeführte Arbeit mit dem Druckjahr: Moskau 1903. Sie ist also erst nach der Gründung der gesammelten Veröffentlichungen des medizingesch. Lehrstuhls aufgenommen worden Die von Rossisky ausserdem angeführte Schrift: „Der medizingeschichtliche Unterricht in Westeuropa, Moskau 1903" ist demnach nur die ungenaue Angabe des in „Trudy" wiedergegebenen Titels. Eine selbständige Veröffentlichung der von Rossisky genannten letzteren Schrift ist nicht nachzuweisen. Es handelt sich also um eine doppelte Verwechslung, sowohl durch Rossisky als auch d. Herausgeber d. Sammelbandes Morochowetz.

2) In Uebersetzung: „Arbeiten des Ordinariats für Geschichte u. Methodologie der Medizin an d. Kaiserl. Univ. Moskau".

3) Bei Rossisky falsch: Die materielle Lage *der russischen Aerzte im 17. Jahrh.*

33. Die Hilfe für die Kriegsverletzten im 17. Jahrh. Russk. Arch. (russ.) 42. J., *3*, 262—269.
34. Aus d. geschichtl. Vergangenheit d. Militärmedizin [1]). Domaš. Vrač, (russ.) Nr. 4, 4—7.
35. Die Lage d. Verwundeten in früheren Kriegen. l. c. Nr. 5, 4—8, Nr. 6, 4—7 [1]).

1905.

36. Der Kampf gegen d. Epidemien im vorpetrinischen Russland. Russk. Starina (russ.) *121*, 414—427 [2]).
37. Fremde Aerzte im Moskowitischen Reich. Ist. Vestn. (russ.) *101*, 166—175 u. Janus *11*, 314—321, 1906.
38. Aus d. Gesch. d. russ. Apothekenwesens. — Die Apotheken in d. vorpetrinischen Zeit. Prakt. Vrač. (russ.) *4*, 664—666, 688—690.

1906.

39. Medizin u. Aerzte im Mosk. Staat des vorpetrinischen Russlands. Trudy Kafedri Ist. Med. i Enzyklop. Med. Imp. Mosk. Univ. (russ.) *1*, Heft 4, 1—131. [Auch als Monographie erschienen: VI, 131 S., Moskau 1906 (russ.)].

1907.

40. Materialien zur Medizingeschichte in Russland. Trudy Kafedri Ist. Med. i Enzyklop. Med. Imp. Mosk. Univ. (russ.) *2*, Heft 1, 1—54.
41. Ueber d. Irrenpflege in Russland im 17. Jahrh. (Zwanzig Abh. z. Gesch. d. Med. Festschr. f. Herm. Baas) l. c. 73—79.

1909.

42. Der Kampf mit d. Epidemien im vorpetrinischen Russland. Trudy Kaf. Ist. Med. i Enzyklop. Med. Imp. Mosk. Univ. (russ.) *2*, Heft 2, 1—21.

---

1) Bei ROSSISKY nicht verzeichnet.
2) Bei ROSSISKY falsch: *1904*.

1911.

43. Altertümliche Denkmäler der medizinischen Literatur. 176 S., Moskau (russ.). (2 Kap. gedruckt in Janus *17*, 485—505, 1912).
44. Aus d. Vergangenheit d. russ. Psychiatrie. Ž. Nevropat. (russ.) *11*, 568—588.
45. Materialien zur Gesch. d. Psychiatrie in Russland. 84 S., Moskau (russ.).

1912.

46. Patholog. Altruismus in Literatur u. Leben [1]). Vopr. Psichiatr. (russ.) *1*, 289—294 u. 337—341.

1913.

47. Die Besessenheit auf dem Lande in Russland. Zbl. Psychoanalyse Psychoth. *3*, 273—292.
48. Aberglauben in Leben u. Klinik. Vopr. Psichiatr. (russ.) *2*, 289—297.
49. Leiden als Quelle menschlichen Glaubens. Vopr. Psichiatr. (russ.) *2*, 481—492.

1914.

50. Das Studium d. Medizin in Russland vor d. Gründung d. Universitäten. Le Physologiste Russe *6*, 125—157 (in deutscher Sprache gedruckt) [Moskau].

1917.

51. Der Teufelswahn im heutigen Dorf. (Geschichtl.-psycholog. Untersuchung). 47 S., Moskau (russ.).

---

1) Diese Arbeit ist bei Rossisky (l. c. 43) mit einer anderen von Snegirew als Mitverfasser genannt. Es heisst dort: „Snegirew M. u. Lachtin W. 1) A. J. Babuchin, 2) Pathologischer Altruismus in Literatur u. Leben, Moskau 1913. Hier sind eine Reihe *falscher* Angaben. a) Die Vornamen von S. sind W. J., u. *nicht* M., der von Lachtin M. und *nicht* W. Beide Arbeiten haben nicht ein Verfasserpaar, sondern Snegirew ist Verfasser d. Biographie d. Histologen A. J. Babuchin, Lachtin der unter 2) genannten Arbeit. Diese beiden Veröffentlichungen sind mit 2 anderen Lachtins „Die Besessenheit auf d. Lande in Russland" [47] u. „Altertümliche Denkmäler der medizinischen Literatur [43]" als 5. Heft des 2. Bandes der „Trudy" usw. 1913 erschienen.

1928.

52. Die internationalen Kongresse f. Medizingeschichte. Vrač. Delo *11*, Nr. 6, 433—434.
53. Ein Blick auf die Anfänge d. Russ. Medizin (nach alten neuerforschten Urkunden). (Festnummer für Neuburger). Wien, med. Wschr., *78*, Nr. 50, 1576—1579.
54. Neue Wege in d. Psychopathologie. Pod Snamenem Marxisma (russ.), 7, 153—172 [1]).

1929.

55. Mediz. Denken d. primitiven Menschen. Vrač Delo *12*, Nr. 24, 1545—1546.
56. Die Geschichte d. Medizin an den russ. Universitäten von 1807—1927. I. Die Gesch. d. Mediz. a. d. russ. Univ. 1807—1922. Arch. Gesch. Med., *22*, 356—360.

---

1) „Ist. Vestu", „Russk. Arch." u. „Russk. Starina" sind geschichtliche Zeitschriften aus der Vorkriegzeit, „Pod Snamenem Marxisma" (Unter dem Banner des Marxismus) ist eine philosophisch-kritische der letzten Jahre.



F. PRUNER-BEY.

LEBEN UND WIRKEN DES ARZTES FRANZ PRUNER-BEY

zum Andenken an seinen 50. Todestag (29. September 1932).

VON

ANTON SCHÄFER,

Augsburg.

(Fortsetzung).

In diesem Buche hat Pruner die wichtigen Ergebnisse seiner 15-jährigen Wanderschaft in drei Weltteilen und seiner Tätigkeit in den furchtbarsten Seuchen, wie sie kaum je viele Aerzte durchlebten, einfach und schmucklos in die Welt geschickt und sich ein bleibendes Denkmal errichtet. Das Ziel, das sich der Verfasser dabei setzte, den Menschen im gesunden, wie kranken Zustande in seinem Verhältnisse zum heimatlichen Boden und der sonstigen Umwelt zu beobachten, hat er, wie jeder anerkennen wird, mit scharfem Geiste verfolgt. Mit vollem Recht lässt sich behaupten, dass Pruner der erste gewesen ist, der nicht allein den wahren Weg zur Bearbeitung einer allgemeinen und speziellen, vergleichenden Nosologie angebahnt, sondern diesem bisher kümmerlich entwickelten Wissenszweig schon erspriessliche Früchte für Theorie und Praxis abzugewinnen gewusst hat. Seine Kenntnisse in der Botanik, Zoologie, Anatomie und Physiologie u. s. w. liessen ihm tiefe Blicke in die Verwandtschaft des Anorganischen und Organischen in der Natur tun und er erkannte Uebergänge, wo andere nur Grenzen sahen.

Sodann bedeutete sein Buch, das einen wertvollen Beitrag zur Epidemiologie des Orients lieferte, unzweifelhaft den ersten mit

Bewusstsein gemachten Versuch einer besonderen Tropenpathologie. Wohl bestanden schon medizinisch-geographische Monographien über einige Krankheiten fremder Länder, doch waren diese im Ganzen immer noch spärlich zu nennen. Seine Nosologie bildete einen Markstein nicht nur in der Geschichte der deutschen, sondern auch der internationalen Tropenmedizin.

„Inhalt und Durchführung", schrieb die „Allgemeine Zeitung" (1847, Nr. 125) in ihrer Besprechung von Pruners Werk „zeigen allenthalben den gründlich gebildeten, vielseitigen, mit dem neuesten Forschungen der Wissenschaft innigst vertrauten Arzt, der mit echt philosophischem Geiste die Ergebnisse seiner Studien zu einem organischen Ganzen zu verbinden weiss. — Seine epidemiologischen Beobachtungen und Schilderungen atmen Sydenham's Geist —".

„Ein grosser Schatz von Beobachtungen und Erfahrungen" hiess es in Schmidt's Jahrbüchern der Medizin, „wird uns in diesem Werke geboten; dasselbe ist eine Goldgrube für die Wissenschaft — — —".

Und der Kritik über Pruners „Krankheiten des Orients" in der „Neuen mediz. chirurgischen Zeitung" (1848, 6. Jhrg. Nr. 3) sind folgende Worte zu entnehmen: „— In der Tat ein reiches Material aus reichem Kopf — —. Mit wenigen Ausnahmen erscheint der Verfasser selbst als die Quelle, aus der er schöpfte. Der alten arabischen Aerzte wird nur nebenbei erwähnt, z. B. des Rhazes und Avicenna bei Beschreibung der Blattern und den so gefeierten Namen Prospero Alpinus liest man nur einigemale. Die neueren Aerzte, die freilich mit dem Verfasser gar keinen Vergleich aushalten, fanden noch weniger Gnade —".

Auszüge aus den „Krankheiten des Orients" kamen zur Veröffentlichung in den Monatsblättern der „Allgemeinen Zeitung" (Juniusheft 1847), mit einer Recension verbunden in Carl Christ. Schmidt's Jahrbüchern der in- u. ausländischen gesamten Medizin (Jhrg. 1848, 60. Bd. S. 119), in Dr. Canstatt's und Eisenmanns „Jahresbericht über die Fortschritte der gesamten Medizin in allen Ländern im Jahre 1847" und in den Spalten mehrerer anderer Blätter.

An Anerkennung für seine langjährigen, erfolgreichen Studien im Ausland hat es Pruner nicht gefehlt. Seine vortrefflichen

Verdienste um die deutsche Wissenschaft wurden im Jahre 1847 durch die Verleihung des Ritterkreuzes des kgl. bayerischen Michaelsorden und im März des gleichen Jahres durch die Verleihung des preussischen Roten Adler Ordens III. Klasse belohnt. Nur eines blieb Pruner vorenthalten. Der Gedanke, ihn mit dem Lehrstuhl einer bayerischen Hochschule zu beauftragen, fand nicht genügend Beachtung. Ohne Pruners damalige Gesinnung zu kennen, zweifeln wir nicht, annehmen zu dürfen, dass Pruners Liebe zum engeren Vaterlande ihn bereit gefunden hätte, sein weit ausgebreitetes Wissen zu Nutz und Frommen der vaterländischen Hochschule zu verwenden. Es gibt aber Erfahrungen, und Pruner ist dafür auch ein Beispiel, dass tüchtige Söhne des Vaterlandes ihre besten Kräfte dem Ausland opferten, weil die eigene Heimat ihnen nicht das entsprechende Arbeitsfeld einzuräumen wusste. So wollte es auch diesmal die Laune des Geschickes wieder, dass Pruner in Alexandrien bezw. Kairo, dem Knotenpunkte des Verkehres dreier Weltteile seine Wirksamkeit fortsetzen sollte, um hier vielleicht mehr für deutschen Namen und deutsche Interessen zu tun, als er je auf einer Lehrkanzel in Deutschland zu tun vermocht hätte.

Ungern sahen ihn seine Freunde und Verehrer am 11. September 1847 wieder aus Deutschland scheiden. Trotz der Behaglichkeit der Heimat zog es ihn wieder in die Ferne und er fühlte eine Art Heimweh nach dem wunderreichen, ewigen Stromland, das zwar mitten im Schosse der Barbarei viel Unbehagliches mit sich brachte, aber den Forscher wieder in seinen Wirkungskreis zurückführte, wo sich ihm „die Pulsschläge der Natur, dem Gange eines Uhrwerks ähnlich, mehr sichtbar und fühlbar als anderswo äusserten".

Die besten Wünsche der Heimat begleiteten Pruner auf seiner Reise, die ihn zunächst zum Gelehrtenkongress nach Venedig führte. Der Kongress der italienischen Gelehrten hatte 30000 Fremde aus allen Teilen Europas herbeigelockt. Die Zahl der wirklichen Tagungsmitglieder umfasste 1400 Forscher jeglicher Wissensgebiete. Es waren Namen von bestem Klang vertreten. Von den Deutschen machten sich besonders Siebold (Göttingen), von Kobell, Reumont (Aachen), Neumann, C. Ritter, Buch, Treviranus, Freiherr Alexander von Hügel und Pruner bemerklich.

Vor Tausenden von Zuhörern sprachen sie mit vielem Beifall in den kolossalen Sälen des Dogenpalastes. Pruner hielt am 22. September bei der medizinischen Sektion in der Landessprache einen Vortrag über die vergleichende Krankheitskunde und die Art und den Grad der Ansteckungsfähigkeit der Pest. Die Ansichten des sprach- und sachkundigen Arztes, der die Pest für nicht ansteckend erklärte, erfreuten sich eines sehr grossen Beifalles. Aber ein paar Tage später organisierte sich unter den versammelten Söhnen der Halbinsel bei Gelegenheit der Diskussionen ein förmlicher literarischer guet-apens gegen Pruner, wobei ein nationaler Widerwille mit stummer Erbitterung gegen den Deutschen im Hintergrunde lauerte. Als die Debatte ein derartiges, tendenziöses Gepräge annahm, übersah man den Sinn der Prunerschen Thesen gänzlich. Ein Glück, dass unser Landsmann gegen den Sturm vorbereitet und gewaffnet war!

Nach diesem Vorfall verliess Pruner am 25. Dezember die Dogenstadt und kehrte von Triest aus über Syra mit dem österreichischen Dampfboot nach Kairo zurück, wo er am 10. Oktober zur grossen Freude seiner zahlreichen Freunde und seines grossen Gönners wieder angelangt war.

Von Krankheiten mit seuchenartigem Anstriche blieb Aegypten auch bei dem diesmaligen Aufenthalte Pruners im Niltal nicht verschont. Vom Winter bis zum Juli 1848 herrschten die Blattern und die Masern epidemisch und zwar die Blattern bösartig. Wechselfieber gesellten sich ausserhalb ihrer Periode dazu und selbst einige Falle von tödlicher Perniciosa (= Malaria perniciosa). Während des Winters zeigten sich Fälle von Cholerine mit Erbrechen und Abführen in verschiedenen grösseren Häusern, unter Dienstboten und Sklaven oft an 4—5 Personen fast zur selben Stunde. Im Juli erschienen auch zahlreiche Fälle von hartnäckiger und bösartiger Ruhr. Mit dem intuitiven Blick des erfahrenen Seuchenkenners und nicht aus blohsem Zufall sah Pruner schon einen Monat vor Ausbruch der grossen Choleraepidemie vom Jahre 1848 das Auftreten jener Krankheit voraus und äusserte sich auch in diesem Sinne in bestimmtester Art zu seinen Freunden.

Als dann die Seuche wirklich nach einem kleinen Auftakt in Alexandrien am 15. Juli 1848 in der Hafenstadt Bulak unter den Arsenalarbeitern erschien und dann fast zu gleicher Zeit im Nor-

den und Süden in einer Ausdehnung von 5° geographischer Breite auftrat, hat Pruner mit grösster Genauigkeit und anerkennenswertem Eifer seine Beobachtungen an mehreren Orten Aegyptens angestellt. In der Hauptstadt wütete die Cholera vom 15. Juli bis 12. September. Von den europäischen Aerzten erkrankten dort fünf an wahrer Cholera, zwei von ihnen unterlagen dem Uebel. Im Ganzen forderte die Epidemie in der Hauptstadt in wenigen Tagen 6150 Opfer. Während die Seuche im übervölkerten Kairo ihre Verheerungen anrichtete, befuhr Pruner mit dem Prinzen Abbas Pascha, dem Enkel Mehemed Alis, und dessen Gefolge auf einer kleinen Dampfflottille den oberen Nil zwischen Kairo und Luksor. Wer bedenkt, wie furchtbar gelegentlich auf den Schiffen der indischen Flüsse die Cholera auftrat, und überlegt, wie häufig auf den Nilschiffen die heftigsten Fälle beobachtet wurden, der kann den unschätzbaren Einfluss der von Pruner für diese Reise getroffenen hygienischen Massregeln und Verwahrungsmitteln nicht in Abrede stellen. Denn obwohl sich die Cholera beim Eintreffen der königlichen Mannschaft in den am Nil gelegenen Hafenorten Beni-Suef, Minyeh, Monfalut, Syut und Kenneh fast überall in grosser Heftigkeit vorfand, hatte die königliche Flotte keinen Cholerafall aufzuweisen. Von der 85 Mann starken Schiffsbesatzung wurden nur fünf Personen, darunter auch der Prinz selbst, von ganz leichter Cholerine befallen. Sie heilten sämtliche ohne viele Umstände. Dass es Pruner in diesem Falle selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen glückte, die Erkrankungen an Cholera auf ein Minimum herabzudrücken, hatte er hauptsächlich der Durchführung strenger hygienischer Massnahmen und der genauen Regelung der Ernährungsweise zu verdanken.

Am 2. August 1849 starb Mehemed Ali in seinem 81. Lebensjahr in Alexandrien. Sein welthistorisches Auftreten war oftmals mit dem Napoleons, Peters des Grossen oder Karls X. verglichen worden. In Vertretung seines alternden Vaters führte schon seit 1846 die Regierung Ibrahim Pascha, zu dem Pruner in gleich guter Beziehung wie zu Mehemed Ali stand. Dieser Erbfolger auf dem Stuhle Pharaos aber hatte seit dem Antritt seiner Regierungsgeschäfte keinen einzigen Tag gehabt, an dem er sich wohl befunden. Schon am 10. November 1848 erfolgte sein Tod an einem Lungenleiden. Von 1849—1854 herrschte nun der Enkel

Mehemed Alis, Abbas Pascha über Aegypten. Abbas I unterdrückte während seiner fünfjährigen Regierung alle französischen Unternehmungen und war entschlossen, überall an Stelle der Franzosen Deutsche zu setzen. Die von seinem Grossvater ins Leben gerufenen Wohlfahrtseinrichtungen zum Besten des Volkes liess er einfach nur deshalb auflösen, weil sie den Geist westeuropäischer Kultur atmeten. Aus Ueberdruss über diese ungünstigen Verhältnisse zog sich ein so verdienter Mann wie Clot Bey nach Frankreich zurück. Abbas berief auch die ägyptischen Studenten, die ihren schmucken Turban bisher in Paris getragen, nach der Heimat ab. Dafür war er den Deutschen wohlwollender gesinnt. Schon bei seiner Ernennung zum Vizekönig verlieh er seinem langjährigen Leibarzt Pruner, als erstem Deutschen, Rang und Würde eines Bey, ehrte ihn mit der Auszeichnung des grossherrlichen Nischanordens und vertraute ihm auch die Beteiligung an den Staatsgeschäften an.

Nach dem Rate seines berühmten Leibarztes schickte sodann der Khedive 12 ägyptische Knaben und Jünglinge, grösstenteils Söhne von Beamten im Alter von 13—19 Jahren, zur Erziehung und Bildung und namentlich zum Studium der medizinischen Wissenschaften auf Kosten des ägyptischen Hofes nach München, ebenso Studenten nach Graz. Unter der Leitung des Barons Duprel haben diese jungen Fremdlinge in München Unterricht und Erziehung genossen und mit bestem Erfolg den Doktorgrad erworben, einer unter ihnen, Mustafa El-Negdi, hat 1851 in München seine Dissertation über die ägyptische Augenentzündung geliefert. Von den Studenten in Graz liess sich der grosse Augenarzt Josef Pieringer die ägyptische Augenentzündung beschreiben und fand sie der Blennorrhoe ganz ähnlich.

In seiner bevorzugten Stellung war Pruner-Bey unablässig bemüht, alle wissenschaftlichen Bestrebungen in Aegypten nach Kräften zu unterstützen und zu fördern. Nachdem er zum Chef des ägyptischen Arzneiwesens vorgerückt war, erstreckte sich sein Tun und Trachten erst recht auf die Besserung der gesundheitlichen Verhältnisse des Landes. Dass die Saat, die er hierfür in langen Jahren gestreut hatte, langsam zur Frucht heranwuchs, bezeugen die Ausführungen, die Alfred Brehm in seinen Reiseskizzen aus Nordostafrika 1855 machte.

„— — — Mit der Hebung des ägyptischen Gesundheitswesens ist es bedeutend vorwärts gegangen. Die Hospitäler sind luftige und reinlich gehaltene Gebäude, die Betten der Kranken sind sauber und geräumig, Arzneien und Speisen, auch die Pflege der Leidenden sind recht gut. Man verdankt dies wohl grösstenteils unserem Landsmann, dem in ganz Aegypten hochgeachteten Dr. Prunner, dem Leibarzt des Pascha und Direktor des ganzen Arzneiwesens in Aegypten. — In allen grösseren Städten sind Aerzte angestellt und Apotheken gegründet worden. Alle Kranken, ohne Unterschied der Person, sind berechtigt, unentgeldlich die Hilfe des Arztes und die Arzneimittel der öffentlichen Apotheken zu beanspruchen. Leider werden diese wohltätigen Institute von dem gemeinen Volke wenig benutzt. Gewissenhafte Aerzte erhalten, wenn sie schwer Erkrankten aufgeholfen haben, selten Dank für ihre Bemühungen".

Pruners Handlungen waren überall getragen und durchdrungen von der restlosen Sorge für das Wohlergehen der ägyptischen Bevölkerung. Seine langjährigen Arbeiten und Mühsale in Aegyptens heissem Klima erschütterten aber seine Gesundheit sehr. Eine Gehirnhautentzündung, zu der noch ein rheumatisches Leberleiden kam, nötigte ihn schliesslich, das Niltal zur Besserung seines Befindens auf kurze Urlaubszeit zu verlassen und in Europa Erholung von den Anstrengungen zu suchen. Vor dem vorübergehenden Ausscheiden Pruners aus dem Amte war der Vizekönig glücklich genug, an seine Stelle im Frühjahr 1850 wieder einen Deutschen zu berufen, den Professor an der Poliklinik zu Kiel, Wilhelm Griesinger, damit dieser den dreifachen Posten eines Direktors von Kasr el Ainy, eines Präsidenten des Gesundheitsrates und königlichen Leibarztes übernehme. Griesinger erreichte Kairo im Juli 1850 in Begleitung seines früheren Schülers Dr. Bilharz, der nun als Assistent in der medizinischen Klinik angestellt wurde, und in Begleitung von Dr. Reyer, einem Mitglied der Wiener medizinischen Fakultät, der zum Chefarzt der chirurgischen Abteilung des Kairiner Zentralspitals ernannt wurde. Als vierter im Bunde kam zu dieser Zeit auch Lautner nach Aegypten, der bisher Assistent am Wiener Allgemeinen Krankenhaus gewesen war und dort gemeinsam mit J. Ph. Semmelweis die Kaninchenversuche zu dessen segensreicher Entdeckung

ausgeführt hatte. Die grossartigen Verdienste, die sich diese Männer um die ägyptische Heilkunde und besonders Bilharz und Griesinger durch ihre in das Leben des ägyptischen Volkes tiefeingreifenden Entdeckungen erworben haben, sind hinreichend bekannt und überall verzeichnet.

Kurze Zeit nach der Ankunft dieser ausgezeichneten Kollegen und Landsleute, verliess Pruner-Bey am 7. August 1850 Aegypten, als eben eine neue Choleraepidemie im Anzug war, wovon er sich noch selbst am Hofe des Vizekönigs überzeugen konnte, wo im Lager der Leibgarde in der Nacht vom 29.—30. Juli fünf Eleven an schlimmer Cholera erkrankten. Das Wachsen dieser 67 Tage währenden Epidemie hat Pruner-Bey zwar nicht mehr persönlich erlebt, nichtdestoweniger hat sich jedoch der rastlose Forscher aus den brieflichen Mitteilungen seiner Freunde ein genaues Bild über den Verlauf der Seuche in Aegypten zu verschaffen gewusst.

Seinen Urlaub teils in Bozen und Meran, teils in München verbringend, liess Pruner-Bey von Meran aus im Februar 1851 eine kurze Monographie „Die Weltseuche Cholera oder die Polizei der Natur" erscheinen, die eine nicht unbedeutende Reihe von Tatsachen in schlichten, geschichtlich dargestellten Beobachtungen über die ersten drei Choleraepidemien des Nillandes enthält. Hierin führte er den Nachweis, dass mangelhafte Gesundheitspflege einen grossen Einfluss auf die Entstehung und Verbreitung der Cholera äussert. Als einer der ersten forderte er im Namen der Choleragefahr die Einführung jener öffentlichen Hygiene, die heute jedem Manne selbstverständlich erscheint. Damals mussten aber noch die Seuchen „als Polizei der Natur" nach Pruner oder als „grosse Warnungstafeln" nach Virchow die Aufmerksamkeit der Menschen in nachhaltiger Weise auf die gewaltigen, aber vermeidbaren gesundheitlichen Schädigungen lenken, deren Quelle im verschmutzten Boden und verunreinigten Trinkwasser zu suchen war.

Ende März 1852 kehrte Pruner-Bey, in seinem gesundheitlichen Zustand bedeutend gebessert, wieder nach Kairo in seine frühere Stellung zurück. Wenige Tage später (5. Mai) schied Griesinger mit gemischten Gefühlen und getäuschten Hoffnungen aus demselben Lande, von dem er sich so viel erwartet, ohne vorher

noch mit Pruner in nähere Beziehungen treten zu können. Griesingers vielverheissender Posten in Kairo hatte nämlich diesem keine nachhaltige Befriedigung gewährt. Der angesehene deutsche Arzt wusste sich in Aegypten bald von Intriganten umgeben, die seine Stellung untergraben wollten; trotzdem zeigte er grosses Interesse an dem Leben und den Sitten der Eingeborenen und für ihre Krankheiten bis zum Mai 1852, wo er am Ende seines eineinhalbjährigen Vertrages das Niltal verliess, um in der Heimat das in Aegypten gesammelte Material zu verarbeiten.

Auch die Bekanntschaft Pruners mit dem kleinen Kreis von Alt-Kairo, der nach Griesingers Ausscheiden noch aus den Deutschen und Oesterreichern um Bilharz, Reyer und Lautner bestand, sollte für den in den ärztlichen Verhältnissen Aegyptens so bewanderten Bey nicht mehr von allzu langer Dauer sein. Von neuem erfuhr Pruners Gesundheit unter dem Einfluss des subtropischen Klimas eine so bedenkliche Beeinträchtigung, dass für Pruner ein ständiger Aufenthalt in Aegypten bei dem andauernden Wanken seines Befindens unmöglich erschien. Mit Rücksicht auf seine angegriffene Gesundheit musste er schon 1853 wieder Aegypten verlassen, nachdem ihm vom Vizekönig auf Ansuchen für unbeschränkte Zeit Urlaub bewilligt wurde.

Dieser Urlaub brachte in Pruners Leben einen entscheidenden Wendepunkt. Denn die Absicht, wieder zur alten Stätte seines langjährigen Wirkens später zurückzukehren, konnte von ihm bei den anhaltenden gesundheitlichen Störungen nicht mehr verwirklicht werden. Zuerst nahm er zur Aufbesserung seines Befindens in Bayern Aufenthalt. 1854 zog Pruner-Bey vorübergehend nach Mannheim. Aus Baden nahm er sich dann eine in Konstanz gebürtige, mit ihm verwandte Frau Emma Walpurga Roussel mit, die noch 28 Jahre hindurch in beharrlicher Sorgfalt die Leitung seines Haushaltes führte. In der folgenden Zeit lebte er meist in Genf und konnte dabei den Gedanken an eine Rückkehr nach dem Orient nur schwer fallen lassen. Noch lange Zeit verfolgte der unermüdliche Forscher von der Schweiz aus die gesundheitlichen Verhältnisse des Landes, dem all seine bisherigen Bestrebungen gegolten hatten. So veröffentlichte er z. B. im Münchener Aerztlichen Intelligenzblatt 1856 eine statistische Uebersicht über die im vorausgegangenen Sommer zu Aegypten aus-

gebrochene Choleraepidemie und berichtete hier über die Erfahrungen eines verdienten Distriktsarztes Dr. Maruchi in Gizeh. Für einen weiteren Aufenthalt in Aegypten war aber Pruners Befinden nicht mehr angetan. Im Jahre 1860 musste er beim ägyptischen Hof um endgültige Versetzung in den dauernden Ruhestand nachsuchen, was ihm auch unter Gewährung einer ansehnlichen Ruhegehaltssumme genehmigt wurde.

Seit 6 Jahren entfaltete Pruner-Bey seine ausschliessliche wissenschaftliche Tätigkeit auf dem Gebiete der Anthropologie, jener Wissenschaft, welcher er schon immer seine Doktormusse widmete, welche sich ihm auf seiner weiten Wanderschaft alle Tage und überall in ihrer praktischen und sozialen Anwendung offenbarte, in welcher alle von ihm verfolgten Wissensgebiete der Naturgeschichte von selbst zusammenflossen. Die anthropologischen Studien, die sozusagen das ganze medizinische Wissensgebäude zu krönen bestimmt sind, wurden auch die Krone seines wissenschaftlichen Lebens. 1859 schon widmete er zur hundertjährigen Jubelfeier der Königl. Akademie der Wissenschaften zu München den Mitgliedern derselben eine wertvolle Festschrift: „Der Mensch im Raume und in der Zeit (physisch, sprachlich, geschichtlich)".

Zur Fortsetzung seiner bereits in Aegypten begonnenen anthropologischen und ethnographischen Arbeiten siedelte Pruner-Bey im Jahre 1860 nach Paris über, um hier der ethnologischen und anthropologischen Gesellschaft beitreten zu können. Hier sollte er, wie der grosse Anthropologe von Baer in St. Petersburg unter der Herrschaft des Zaren, in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts deutsche Wissenschaft im Ausland mit so viel Glanz vertreten. Denn es war für die eben in Paris ins Leben gerufene anthropologische Gesellschaft ein glückliches Geschick, einen erfahrenen Mitarbeiter wie Pruner-Bey zu erhalten. Vorbereitet von langer Hand und Meister in der Wissenschaft vom Menschen, stellte er dieser jungen Gesellschaft eine ungeheure Gelehrsamkeit und ein sicheres Wissen zur Verfügung. Unter der dreifachen Beziehung der Anatomie, der Sprachkunde und der Geschichte brachte er in den Diskussionen der Gesellschaft für seine Thesen die nachdrücklichsten Beweisführungen und die extremsten Gedanken herbei, die wohl nicht immer das letzte

Wort der Wissenschaft waren, die aber neue Untersuchungen anregten und so zum Fortschritt führten.

Am 24. Mai 1860 wurde Pruner-Bey in die Pariser anthropologische Gesellschaft aufgenommen und schon nach einjähriger Mitgliedschaft auf Grund seiner ausgezeichneten Leistungen zum membre titulaire mit allen Privilegien ernannt. Hierdurch trat er in die Reihe jener Mitglieder ein, die ihn mit Broca, Bertillon, Gratiolet, Lemercier und Quatrefages gleichsetzte.

Die ersten Arbeiten Pruners fanden ihren Niederschlag in den Mitteilungen über die Drusen und in einer Schrift über die Neger, in einem Bericht über Baers Aufsatz: „Die auf dem Boden der Krim und Oesterreichs gefundenen macrocephalen Schädel" und in einer ausführlichen Erläuterung zu Reynauds Notizen über das primitive Zahlensystem bei den Völkern der arabischen Rasse. Sodann beschäftigte sich Pruner hauptsächlich mit der Ethnologie der alten Aegypter. Welche Rasse begründete im Pyramidenlande die uns in den Denkmälern der Niltalbewohner überlieferte Kultur? War sie autochthon oder war sie fremd? Kam sie vom Süden oder Osten oder vom Westen? Pochende Fragen, verbunden mit den entgegengesetztesten Problemen der Forschung! Zwanzig Jahre fleissig betriebene Studien, die er in Aegypten begonnen und in Paris in der anthropologischen Galerie des naturhistorischen Museums im Pflanzengarten vollendete, gaben ihm das Recht, mit um so grösserer Autorität zu sprechen, als er neben den Erkenntnissen der Kraniologie die der Sprachwissenschaft — die beiden sichersten Wegweiser für die primitive Ethnologie — besass. Nicht ohne Widerspruch anderer Fachmänner wie Périer, zeigte Pruner-Bey in einer Reihe schwieriger Untersuchungen, wie die alten Aegypter, und zwar der feinere Typ der Kopten, somatisch und zum Teil auch in ihrer materiellen Kultur durchaus den Libyern oder Berbern glichen und mit den asiatischen Völkerschaften viel weniger Beziehungen hatten.

Durch diese Arbeit Pruners war die Frage nach dem Ursprung des ägyptischen Menschenstammes nach dem Urteil seines grossen Nebenbuhlers Broca zwar noch nicht gelöst worden, aber doch in eine neue Phase getreten und auf eine wahrscheinlichere Grundlage gestellt worden.

Um dieselbe Zeit erschien aus Pruners Hand eine Arbeit „Ueber den Ursprung der Ungarn". Mit den meisten kompetenten Sprachforschern darin einig, dass das Magyarische in den grossen finnisch-ugrischen Kreis gehöre, erschien die Kurz- und Breitköpfigkeit für Pruner als das unauslöschliche Merkmal des magyarischen und selbst des Mischlingsschädels.

Einen weiten Ausblick auf grosse anthropologische Probleme gewährten die Kämpfe, die sich im Schosse der Pariser anthropologischen Gesellschaft seit dem Mai 1862 über die Frage der semitisch-indoeuropäischen Sprachverwandtschaft abspielten. Im Laufe der Aussprache pflichtete Pruner ohne Widerstand den Ansichten Chavées bei, dass die Arier und Semiten auf Grund der Sprachverschiedenheit auch verschiedenen Ursprungs seien und dass einige Verwandtschaften zwischen der Grammatik der semitischen und der indoeuropäischen Sprachen bestehen. Jedesmal aber hat sich Pruner geweigert, den von dem Philologen Chavée gezogenen Schluss von der Verschiedenheit der Sprache auf die Verschiedenheit des Rassenursprungs als bewiesen anzusehen. Pruner, der der Meinung Chavées die Möglichkeit einer anderen Hypothese gegenüberstellte, bemerkte, dass die arischen, die semitischen und die sogenannten turanischen Sprachen, obwohl sie keine unmittelbare Sprachverwandtschaft zeigten, genau genommen doch von derselben Quelle herkommen konnten: von einer Sprachfamilie, deren Spuren inzwischen für immer ausgelöscht wurden. Mit grossem Interesse verfolgten die Mitglieder der Gesellschaft damals die Abschnitte der von Broca, Chavée und Pruner geführten Diskussion, die sich wiedereröffnete bei der Gelegenheit einer neuen Arbeit von Chavée über die Morphologie der chinesischen Silben. Auch hier fanden sich dieselben Auffassungen wieder und wurden mit demselben Geschick vertreten.

Sorgfältig hat sich Pruner auch mit dem völkischen und vorgeschichtlichen Aufbau des amerikanischen Festlandes befasst. Das bewies seine Erörterung, die gegen Dallys Ausführungen vom 3. Juli 1862 über die Ureinwohner und die Archäologie der neuen Welt gerichtet war und die Lehre von der vollkommenen Einheit der amerikanischen Rassen widerlegte.

Pruners Untersuchungen galten weiterhin auch dem Studium

der 60 Baskenschädel, die Paul Broca 1862 aus Guipuzcoa (Spanien) von Velasco erhalten hatte.

Die Deutung dieser in der Mehrzahl langköpfigen Schädel durch Pruner wich nun weit ab von der Behauptung Brocas, der den Schädel der Basken wegen dieses Fundes allgemein in die Klasse der Dolichocephalen eingeordnet wissen wollte. In glänzender Gelehrsamkeit verteidigte Pruner zu Beginn des Jahres 1863 die alte ethnologische Lehre, an welche der berühmte Retzius seinen Namen geheftet hatte, die Lehre von dem brachycephalen Charakter der europäischen Urbevölkerung.

Und dabei arbeitete Pruner für die Pariser anthropologische Gesellschaft unermüdlich an zahlreichen anderen bedeutsamen Fragen: Er beteiligte sich an der Ausarbeitung von Anweisungen für die anthropologische Erforschung von Chile, er berichtete über die Sprachen von Mexiko, von Zentralamerika und Melanesien, er prüfte eine zahllose Reihe von Rassenhaaren und veröffentlichte sein Material in den klassisch gewordenen Mitteilungen „Ueber das Haar als Charakteristik der menschlichen Rassen", er studierte den Einfluss des Klimas und der Ernährung auf die Hautfarbe der Bewohner eines Landes und gelangte dabei alsbald zu den Untersuchungen, die allgemeine Fragen über die Wirkung der Umgebung auf den Menschen umfassten.

Ausserdem waren für den vielseitigen Forscher die verschiedensten fossilen Schädelfunde Gegenstand lebhaftesten Interesses. Der diluviale Unterkiefer von Moulin-Quignon bei Abbeville, der Schädel von Tinière (Schweiz) aus der Steinzeit und der berühmte Neandertaler Schädel fanden in Pruner einen würdigen Interpreten. Das Alter des Neandertaler Schädels hielt Pruner für ganz unbekannt. In seiner Knochenbildung fand er keinen Grund, ihn für sehr alt zu halten und keinen Anlass ihn als ein Bindeglied zwischen Tier und Mensch anzusehen. Nach seiner Ansicht gehöre er vielmehr der keltischen Rasse an und nur die starken Stirnwülste, die von grossen Stirnhöhlen herrührten, zeichneten ihn aus. Diese seien aber nicht der Ausdruck einer niederen Organisation, denn sie fehlten den Affen und fänden sich hier und da bei unseren Zeitgenossen. Wurde eine solche Hypothese über den pathologischen Ursprung des Neandertaler Schädels auch von Broca aufs schärfste abgelehnt, so schien die

vergleichende Arbeit Pruners auf der anderen Seite dennoch die Möglichkeit der Annahme zuzulassen, dass der pithekoide Schädel der Grotte von Neandertal nur ein vereinzelter Fall, eine zufällige Abart von bekannten dolichocephalen Formen sei.

Schon in verschiedenen Sitzungen der Pariser anthropologischen Gesellschaft vom Jahre 1863 hatte Pruner die Frage der Anpassungsfähigkeit des Menschen an seine Umgebung erörtert. Diese Lesungen bildeten das Vorspiel zu einer grossen Debatte über den mehrfachen oder den Einursprung der menschlichen Rassen, die auch die Sitzungen des Jahres 1864 ausfüllte. Gestützt von Quatrefages und in einigen Punkten von Rameau vertrat Pruner zunächst die Ansicht, dass die physischen Merkmale der Rassen unter dem Einflusse der äusseren Umwelt stünden und sich z. B. die Hautfarbe in einer beständigen und vererbbaren Weise ohne jede Mischung des Blutes durch die Einflüsse der Umgebung ändere. Dabei dürfte man unter Milieu nicht nur diese oder jene kosmische Einwirkung verstehen, sondern alle möglichen Einflüsse: die strahlende Wärme, die Reflexion des Lichtes, die Nachbarschaft des Meeres, die Höhe, die Feuchtigkeit, die Trockenheit, die Nahrung, Kleidung und auch soziale Einflüsse. Solche Fragen führten von selbst zur monogenistischen und polygenistischen Betrachtung des menschlichen Ursprungs. Der Streit, ob die menschlichen Arten eine von der Wurzel ab verschiedene Vielheit darstellten, auf die die Umgebung einen Einfluss habe oder nicht, ist heute längst zu Gunsten Quatrefages und Pruner-Beys entschieden, die gegenüber Bertillon, d'Omalius d'Halloy, Dally u. a. den einheitlichen Ursprung des Menschen und seine Anpassungsfähigkeit an das Milieu annahmen.

In einer der Memoiren, die in der anthropologischen Gesellschaft unter dem Titel „Fragen zur allgemeinen Anthropologie" (Questions relatives à l'anthropologie générale) veröffentlicht wurden, griff Pruner die Beziehungen der Rassen und des geographischen Milieus wieder auf und entwarf mit Sicherheit eine Weltkarte der farbigen Rassen, welche die Geheimnisse der Verteilung dieser Beziehungen zu liefern versuchte.

Mit gleicher Gelehrsamkeit trat Pruner-Bey 1864 an die Frage des Ursprungs der europäischen Rasse heran. Die asiatische Herkunft der weissen Rasse an Hand der Geschichte, der Geo-

graphie, der Archäologie und Naturkunde nacheinander beweisend, erinnerte Pruner an die Stelle im Zend-Avesta, wo es heisst, dass die Iranier ihre erste Heimat, wo ein ewiger Frühling geherrscht, verlassen hätten, weil Ahriman eisigen Winter über dasselbe gebracht habe. Mit Curtius und Mommsen sah Pruner in der phrygischen Familie für die Vergangenheit den Stamm der griechisch-italischen Gruppe und stellte eine genaue Karte her von der Wanderung der Kelten, Slaven, Germanen und Skandinavier, die, wie die Haustiere, denselben Weg aus Zentralasien nach Europa gegangen seien.

In engem Zusammenhang mit dieser Arbeit setzte Broca auf die Tagesordnung einer späteren Sitzung der anthropologischen Gesellschaft die Frage: „Was sind die Kelten?" Auch hier entwickelte Pruner in seiner gründlichen Art die Ergebnisse seiner vielseitigen Studien.

(Fortsetzung folgt).

BIBLIOGRAPHIE.

E. Jeanselme. *Histoire de la syphilis.* Paris, G. Doin et Cie, 1931, in 8°., 432 p., 58 fig. dans le texte. Extrait du *Traité de la syphilis*, tome Ier.

Oeuvre vraiment admirable et que seul pouvait mener à bonne fin le syphiligraphe doublé d'un érudit qu'est le professeur Jeanselme.

Elle s'ouvre naturellement par une discussion des hypothèses émises sur l'origine de la syphilis et par l'examen de la question: le Tréponème existait-il dès l'antiquité en Europe, ou y a-t-il été importé d'Amérique à la fin du XVe siècle?

„Si l'on pouvait relever des lésions indubitables de syphilis sur le squelette ou les dents d'un sujet dont la date et le lieu d'inhumation seraient rigoureusement établis [et antérieurs au retour d'Amérique de Christophe Colomb], le problème de l'origine serait par là même résolu" (p. 10). Jusqu'ici, en aucun cas, ces trois conditions ne se sont trouvées réunies. Il est impossible, à l'heure actuelle, de tirer argument pour ou contre l'antiquité de la syphilis, des fouilles exécutées dans l'Ancien comme dans le Nouveau Continent.

Depuis André Alcazar, professeur à l'Université de Salamanque, qui rédigea ses six livres de chirurgie en 1575, c'est-à-dire plus de quatre-vingts ans après la découverte de l'Amérique, on s'est évertué à rechercher la syphilis dans les textes hébreux, babyloniens, égyptiens, indous, grecs, romains, byzantins, arabes ainsi que dans les ouvrages des médecins arabisants de l'Occident médiéval. C'est qu'alors on confondait la vérole avec le chancre mou et la blennorragie. Depuis la séparation clinique de ces trois affections, il est devenu „impossible de retrouver les traits caractéristiques de la syphilis dans les citations empruntées aux ouvrages antérieurs à l'épidémie du XVe siècle" (p. 26).

Jeanselme examine ensuite les textes historiques, littéraires, administratifs, par lesquels on a voulu prouver l'existence de la syphilis en Europe pendant l'antiquité et le moyen âge. Il montre le peu de valeur des arguments qui en ont été tirés.

Par contre les relations de Ferdinand Colomb, Roman Pane, Ruiz Diaz de Isla, Hernandez de Oviedo, Bartolomé de Las Casas (les deux premiers furent des compagnons de Christophe Colomb et les autres furent témoins de son retour), appuient la thèse américaniste.

D'où ces conclusions:

1. que la syphilis était totalement inconnue en Europe avant la découverte de l'Amérique;

2. que la syphilis existait dans le Nouveau Monde avant l'arrivée de Colomb;

3. que, dès le retour de l'amiral en Europe, des cas du „mal nouveau" furent constatés en Espagne, notamment à Séville et à Barcelone" (p. 71).

Après avoir retracé, et de main de maître, les progrès de l'invasion syphilitique dans l'Ancien Monde, Jeanselme étudie l'œuvre des syphiligraphes à travers plus de quatre siècles, jusqu'aux découvertes de Schaudinn (1905), de Wassermann (1906), d'Ehrlich (1910), de Sazerac et Levaditi (1921) et même jusqu'à celle du traitement de la paralysie générale par le stovarsol (1930), à laquelle Sézary et Barbé ont attaché leurs noms.

Un chapitre est consacré à l'étude comparée de la syphilis chez les différentes races; on connaît la valeur, à cet égard, des observations recueillies par Jeanselme lui-même en Extrême-Orient.

Notons enfin deux chapitres fort intéressants sur l'histoire de la prophylaxie sociale. Peut-être l'auteur n'y a-t-il pas assez insisté sur les origines, *extra-médicales*, de l'idéologie abolitionniste.

Dans un "addendum" est cité le travail tout récent d'Haustein sur la syphilis au XVe siècle, travail que j'ai déjà eu l'occasion de signaler aux lecteurs de cette revue[1]).

DR. ERNEST WICKERSHEIMER.

---

1) *Janus*, 1930, XXXIV, p. 335—336.



HISTOIRE THERAPEUTIQUE DU CRESSON

PAR LE

DR. HENRI LECLERC
(Paris).

Parmi les nombreuses plantes que la riche et prolifique famille des Crucifères fournit à nos besoins, il en est peu qui présentent un intérêt comparable à celui du Cresson dont le nom revient, nimbé de l'auréole d'une popularité mondiale, à chaque page des fastes de la diététique, de la pharmacologie et de la thérapeutique; il n'est pas jusqu'aux poètes que n'ait tentés son feuillage d'un beau vert de jade qui, avant qu'on ne l'ait cueilli et ficelé en bottes pour le métamorphoser ensuite en salades ou pour en extraire le suc, forme aux sources, aux ruisseaux, aux étangs une brillante et fraîche parure: c'est ainsi que, récemment, il inspirait à Celer Clenhir, botaniste, médecin et chantre des simples, dont le pseudonyme cache un nom familier aux partisans de la phytothérapie, plusieurs vers du sonnet suivant:

MIROIR LUNAIRE.

Au Docteur Paul Farez.

Par l'accroc qui déchire un coin du voile gris
Dont le ciel s'est couvert, la lune pâle darde
Sur l'étang encerclé de saules rabougris
L'acier sinistre et froid de sa lueur blafarde.

L'eau qui dort se revêt de blancheurs de surplis:
Les Nympheas neigeux qu'un peu de carmin farde
Les Calthas plaqués d'or, les langoureux Iris,
Les Flèches-d'eau, dressant leurs grêles hallebardes,

Frissonnent dans un bain moiré de Vif-argent;
Et, pour former un cadre à ce miroir lunaire,
Des cressons, sur la rive, agitent mollement

Leurs feuilles d'émeraude où la fraicheur du soir
Se cristallise et suinte en gouttes de lumière,
Tels les grains d'oliban tombés d'un encensoir.

L'histoire du cresson remonte à la plus haute antiquité: bien que son nom ne figure pas dans la Bible, il n'est pas impossible qu'il ait été connu des Hébreux, car, aujourd'hui encore, il fait partie des herbes amères (*merôrîm*) qu'il est prescrit aux fidèles du culte mosaïque de manger, trempées dans le *charoseth*, avec l'agneau pascal, pour symboliser l'amertume de l'exil sur une terre étrangère. Il avait reçu des Grecs et des Latins des noms où l'on retrouve d'évidentes allusion à sa saveur piquante, à l'action énergique qu'il exerce sur les sens de la vue, de l'olfaction et de la gustation.

Les Grecs l'appelaient *κάρδαμον*, mot qui, selon les uns, viendrait de *κάρη* (tête), *δαμάω* (dompter) „parceque sa couleur et son acrimonie impressionnent fortement le cerveau", selon d'autres, de *κόρας μύειν* (fermer les pupilles) à cause du clignement d'yeux que provoque son parfum: de quelqu'un qui avait l'air dur et renfrogné les Athéniens disaient métaphoriquement: „Il a le goût du cresson (*καρδαμìζει*)" ou, encore: „il regarde du cresson (*κάρδαμον βλέπει*)". Dans les *Guêpes* d'Aristophane, le chœur des vieillards travestis en guêpes prononce ces paroles menaçantes: „Vous ne tarderez pas à recevoir le châtiment que vous méritez: vous apprendrez à connaître les hommes au caractère irritable, justes et sévères (textuellement: qui regardent du cresson):

'Ουκέτ' ἐς μακρὰν ἵνα εἰδῆθ' οἷον ἐστ' ἀνδρῶν τρόπος
'Οξύθυμων, καὶ δικαίων, καὶ βλεπόντων κάρδαμα".

Si cette étymologie est admise par la plupart des érudits, d'autres, peu nombreux, il est vrai, font dériver *κάρδαμον* de *κάρδια* (cœur) et voient dans ce mot une allusion à la propriété que possède la plante de réchauffer le cœur et d'être d'une grande efficacité dans la syncope (*cardiaca*). Nicandre qui désigne le cresson sous le nom de *Σαύρη* est d'avis que ce terme vient, soit de ce que

son acrimonie mord comme le ferait un lézard (*Σαύρα*), soit de ce que ce saurien en fait volontiers sa nourriture.

C'est également parceque les Latins avaient remarqué qu'on n'en peut manger sans froncer le nez qu'ils avaient nommé le cresson *nasturtium*, corruption de *nastortium*, „*quod nasum torqueat*, car il fait se contracter le nez", disait Varron, grimace dont un vers du *Moretum* nous donne l'image, avec une élégante concision:

Quæque trahunt acri vultus nasturtia morsu.

Suivant certains botanistes, ce n'était pas le Cresson de fontaine (*Nasturtium officinale* R. Br.) mais le Cresson alénois (*Lepidium sativum* L.) que les Latins appelaient *nasturtium*, réservant au premier les noms de *sisymbrium*, sans doute en souvenir d'un type de courtisane des anciennes comédies, à cause des vertus aphrodisiaques attribuées au végétal, ou de *sium*, terme dérivé de *σείω* (remuer, agiter), parceque le cresson ébranle les calculs ou que, comme le préfère Bodæus de Stappel, il est agité par les eaux dans lesquelles il vit. L'insuffisance des descriptions que nous ont laissées les anciens de ces deux Crucifères, l'analogie de leurs caractères organoleptiques et de leurs vertus, ne permettent guère de se prononcer à ce sujet. Quant au nom français du cresson nous admettrons jusqu'à nouvel ordre, jusqu'à ce qu'on lui ait découvert une origine celtique ou sanscrite, qu'il vient du verbe latin *crescere* (croître), étymologie que rend vraisemblable l'extrême rapidité de sa croissance.

Dès les temps les plus reculés, l'odeur pénétrante et la saveur incisive et chaude du cresson lui valurent une place à part comme condiment et comme médicament. Sans multiplier les citations, nous pouvons invoquer le témoignage de Xénophon qui nous apprend combien son usage était répandu en Perse: „Les jeunes Perses, dit-il, mangent, non pas chez leur mère, mais chez l'instituteur et aux heures prescrites par les gouverneurs. Ils apportent de chez eux, pour nourriture principale, du pain et, pour assaisonnement, du cresson, puis une tasse pour aller boire, quand ils ont soif, en puisant à la rivière. Plus tard, quand ils vont à la chasse, ils n'ont encore d'autre nourriture accessoire que leur gibier: autrement c'est du cresson. Mais si l'on se figure qu'ils aient moins d'appétit à ne manger que du cresson avec leur

pain et qu'ils ressentent moins de plaisir à boire parcequ'ils n'ont que de l'eau, que l'on songe quelles délices on éprouve, quand on a faim, à manger une croûte de pain bis, quelles délices, quand on a soif, à boire de l'eau pure" [1]).

L'histoire de France nous fournit un exemple semblable de frugalité: un jour d'été que le roi Saint Louis passait à Vernon, il fut si satisfait d'une salade de cresson qu'on lui avait offerte pour étancher sa soif qu'il accorda aux Vernonais le privilège de faire figurer dans leurs armoiries le bienfaisant végétal: voilà pourquoi le blason de la jolie ville de Vernon porte *d'argent à trois bottes de cresson de sinople, au chef d'azur chargé de trois fleurs de lis d'or* avec cette printanière devise:

Ver non semper viret
Vernon semper viret

Les rois n'étaient pas les seuls qui estimassent le cresson. Ce fut, au moyen-âge, une des herbes potagères les plus populaires: les Parisiens s'en montraient particulièrement friands. Nous savons par Jean de Garlande, qui enseignait la grammaire à Paris au commencement du XIII[me] siècle, qu'il existait, de son temps, des regrattiers qui envoyaient des serviteurs et des servantes vendre aux écoliers, dans les rues de la capitale, des cerises, des prunes blanches et noires, des pommes vertes, des poires, des laitues et des cressons, qu'ils leur faisaient payer un prix indu: „*Auctionarii mittunt servos et servas per vicos, ad decipiendum clericos quibus vendunt nimis care cerasa, pruna alba et nigra et poma immatura et pira et lactucas et nasturcia*" [2]). Ces négociants accompagnaient l'offre de leur marchandise de refrains dont Guillaume de la Villeneuve, contemporain de Jean de Garlande, nous a laissé un specimen:

Aus et oingnons à long alaine,
Puis après cresson de fontaine,
Cerfueil, porpié tout de venue,
Puis après, porête menue,
Letues fresches demanois,
Vez ci bon cresson orlenois [3]).

1) XÉNOPHON. *Cyropédie.* Ch. II.

2) H. GÉRAUD. *Paris sous Philippe-le-Bel.* 1837 (cité par PAUL DORVEAUX).

3) *Les crieries de Paris* in *Fabliaux et contes* par BARBAZAN, nouvelle édition par MEÓN. t. II. p. 276. Paris 1908.

C'était, d'après une chanson datant du XVI[me] siècle, le cresson de calier que les marchands ambulants vantaient le plus à leurs clients:

Pour gens desgoutes, non malades,
J'ay du beau cresson de calier,
Pour un peu leur cueur escallier.
Il n'est rien meilleur pour sallade [1]).

Cette expression de „Cresson de calier" qu'on écrivait aussi de cailler, de caillay, resta longtemps, pour les historiens, enveloppée de mystère. Le bibliophile Jacob la considérait comme une corruptions du terme échalier: Alfred Franklin avouait franchement son ignorance absolue de sa signification. C'est à mon maître Paul Dorveaux qu'on doit d'avoir donné la clé de l'énigme. Dans une remarquable étude où l'on retrouve la sûre et profonde érudition, l'incomparable talent d'exposition, la verve narquoise qui font si instructive et si attrayante la lecture de ses œuvres, il démontre que la véritable orthographe du substantif en litige est *Cailly*, nom d'un village situé au nord- est de Rouen, sur le territoire duquel on récoltait le cresson vendu à Paris. Parmi les nombreux textes qu'a réunis l'éminent historien de la médecine, le plus ancien est emprunté à une pièce facétieuse intitulée „*Chambrière à louer à tout faire*" et imprimée à Rouen vers la fin du XVI[me] siècle. La chambrière à louer, énumérant ses divers talents, déclare qu'elle sait

Faire ballets pour foeter pages
Et laquets lorsqu'ils ont failly.
Avec du cresson de Cailly
Et puis quelques herbettes fades,
Feray cent sortes de salades
Pour réjouyr les compagnons [2]).

---

1) *Les cent et sept cris de Paris.* Paris 1547.

2) PAUL DORVEAUX. Le cresson de Cailly, dit par les Parisiens au XVI[me] siècle: de calier, de caillay, de cailler. *Bulletin des sciences pharmacologiques.* Nov.—Déc. 1917. Les autres citations sur lesquelles s'appuie Paul Dorveaux ne font pas que confirmer l'interprétation qu'il donne du mot calier: elles constituent un chapitre des plus complets et des plus intéressants sur l'histoire de la culture du cresson en France, notamment en Normandie à partir du XIII[me] siècle, époque à laquelle elle était déjà assez active, au moins dans les établissements religieux. On consultera aussi

Certains mercantis poussaient le génie du négoce jusqu'à détailler les vertus de leur marchandise, comme dans ces vers composés par un poète macaronique de l'an 1505:

Omnibus sit notum
Que cresson signifie
Purgat stomachum
Et vuyde la vecye
Donat appetitum
Et les reins mundifie [1]).

Quelque insinuant que fût ce couplet, il ne donnait qu'une bien faible idée des usages auxquels la médecine d'antan faisait servir le cresson, à commencer par Hippocrate qui le prescrivait, pilé avec de l'hysope, de la moutarde et du miel, dans la péripneumonie „au cas où, sans avoir de râle, le malade ne crache pas convenablement" [2]). Dioscoride lui attribue la propriété de chasser les vers, de faire désenfler la rate, de provoquer les règles, de combattre la lépre et l'impétigo, d'évacuer les humeurs du thorax; il arrête la chute des cheveux, hâte la suppuration des anthrax, remédie, appliqué avec de la farine d'orge, à la sciatique [3]). Pline n'est pas moins prodigue d'éloges pour un médicament capable d'apaiser les troubles de l'esprit, d'éclaircir la vue, de calmer la toux et les douleurs de poitrine: avantageusement employé contre les carcinomes, il met en fuite les serpents et les scorpions, guérit la surdité lorsqu'on l'applique sur les oreilles avec une figue, fait cesser les odontalgies [4]). Mais contrairement à Dioscoride qui le considère comme un aphrodisiaque (*συνουσίαν παρορμῶν*), il en fait un moyen d'éteindre les feux de l'amour: *e contrario nasturtium Venerem inhibet.* Galien, trop prudent pour se prononcer sur une question si brûlante, se contente de reconnaître dans le cresson un succédané de la moutarde propre à produire des effets révulsifs bien qu'il puisse, à cause de l'humi-

---

avec fruit, sur cette question, le bel ouvrage de GEORGES GIBAULT: *Histoire des légumes.* Paris 1912.

1) Cité par E. ROLLAND in *Flore populaire.* 1896.

2) HIPPOCRATE. *De Morbis.* Lib. III.

3) DIOSCORIDE. *De materia medica.* Lib. II. Cap. CLXXXV.

4) PLINE. *Historia naturalis.* Lib. XX. Cap. XLII.

dité qui en tempére l'acrimonie, être consommé avec du pain [1]).

Les Arabes ne font guère que répéter, au sujet du *qorret el aïn* ou *djerdjirelma* (cresson), ce qu'ont dit du *κάρδαμον* et du *nasturtium* leurs devanciers grecs et latins. Chaud et sec au, 4[me] degré d'après Averroës, au 3[me] seulement suivant Avicenne, il est résolutif et doucement maturatif. Employé *intus et extra*, il empêche les cheveux de tomber, est utile dans les abcès et dans les anthrax, guérit la gale ulcéreuse, s'oppose à la faiblesse des nerfs, soulage — étant subtiliant et incisif — les asthmatiques, réchauffe l'estomac et le foie, réveille l'appétit, chasse les flatuosités de l'abdomen, se montre aphrodisiaque, emménagogue et même abortif [2]).

Si l'on en excepte Sainte Hildegarde qui déclare que le *burncrasse* (cresson) ne peut-être ni bien utile, ni bien nuisible à l'homme (*comesta non multum prodest homini nec multum lædit*) et qui se borne, ce qui indique encore une certaine confiance, à le conseiller, chauffé dans un plat, contre le mal comitial et pour aider à la digestion [3]), les médecins du moyen-âge ne font pas moins de cas du *Kerson*, *nesturce*, *nesturte*, que ceux de l'antiquité. Maître Aldebrandin de Sienne en distingue deux espèces, douées, d'ailleurs, de vertus identiques: „Kerson est de i i manieres si com de riviere et de cortiex (jardin). Cil de cortiex est caus et ses on commencement du tierc degre et se nature conforte l'estomac et les gencives et fait bone veue et destoupe les voies du fie (foie) et des rains et fait bien oriner. Cil de riviere se tient a une mesme nature mais il n'est pas si sec et si caus mais de sa nature fait mieux oriner et briser la pierre des rains et de la vessie mais ne donne pas appetit de mengier si bien que li autres" [4]). Il serait trop long de reproduire *in extenso*, les éloges que Platearius décerne au nasturte: quelques citations suffiront à montrer qu'il professait, à son égard, une robuste confiance: utile „contre l'estopement de ners que l'en claime paralisie de la langue, contre paralisie des autres membres, contre

1) Galien. *De simplicium medicamentorum facultatibus libri IX.* Lib. VII.

2) Avicenne. *Liber secundus Canonis.* Tract. II. Cap. DX.

3) Hildegardis. *Physica.* Lib. I. Cap. LXXIII.

4) *Le régime du corps de Maître* Aldebrandin de Sienne texte français du XIII[me] siècle publié par L. Landouzy et R. Pepin.

les superfluitez des humors de cervel si come en litargie, contre la luete chaüte (tombée), contre la dolor del ventre qui vient de froidure", il peut rendre d'insignes services aux constipés: „A ceux qui ont talant (désir) d'aler a chambre et ne poent: prenez la poldre de ceste semence et metez li sor le fondement" [1]). Quoique moins enthousiaste, l'Ecole de Salerne reconnait que le suc du cresson empêche la calvitie, calme les maux de dents et qu'avec du miel on en prépare un onguent utile contre les affections squameuses:

Illius succus crines retinere fluentes
Illitus asseritur, dentisque levare dolorem,
Et squammas succus purgat cum melle perunctus.

D'autres auteurs médiévaux se demandent, à propos de l'action du cresson sur l'appareil génital, lequel de Dioscoride ou de Pline a eu raison, en le considérant, le premier comm un stimulant, le second comme un frénateur de l'appétit charnel. Platine [2]) invoque, en faveur de Pline, l'autorité de Xénophon: „Ainsi que dict Xénophon, les gendarmes du roy Cyrus usoient particulièrement dudit nasitort pource qu'il est de vertu chaulde, neantmoins estaint et amortist luxure et pource est cause de chastete et honnestete qui sont vertus necessaires a un ost de gendarmes qui est en latin appele castra pource qu'ilz doibvent estre chastes en ne faisant deshonneur ne violence aux femmes. Ce non obstant Rasis et Dioscoride dient qu'il stimule et incite a luxure: mais Macer leur est en ce contraire lequel tient que le dict nasitort consumme ainsi que la rue l'esperme de l'homme et oste l'ardeur d'amour" [3]). P. A. Matthiole, ne pouvant admettre que l'auteur qu'il a traduit et commenté avec tant de sollicitude se soit trompé, s'élève en ces termes contre l'opinion de Pline: „Toutesfois veu

---

1) *Liber de simplici medicina dictus circa instans de* PLATEARIUS. Traduction française tirée d'un manuscrit du XIII[me] siècle et publiée par le Dr. PAUL DORVEAUX.

2) *Les X livres de* B. PLATINE DE CREMONE *de l'Honneste volupté* traduit de Latin en Français par M. DESDIER CHRISTOL 1567.

3) Voici le texte d'Æmilius Macer cité par B. Platine:

Dicunt ferventes quod habent nasturtia vires,
Et siccas: hac re venerem ceu ruta coërcet,
Siccando semen fuerit si sumpta frequenter.
(De Herbarum virtutibus).

qu'il dit qu'il est contraire au jeu d'amour, j'estime ou que Pline a été corrompu en ce passage ou bien que Pline n'a eu cognoissance du nasitor: car ce qu'il en dit repugne à l'authorité de Dioscoride et à l'expérience qui en est ordinaire" [1]).

Ne terminons pas ce qu'on pourrait appeler l'histoire classique de la pharmacodynamie du cresson sans signaler les vers que lui consacra Thibault Lespleigney, vers que n'auraient pas désavoués les regrattiers qui promenaient, dans les rues de Paris, leurs paniers remplis de bottes vertes et leurs chansons inspirées par une Muse aussi populacière que celle qui dicta au poète-apothicaire tourangeau les élucubrations de sa „rithme joyeuse":

Cardamos en Grec est cresson
Nasturcium est en sermon
Latin, très bon à sciatique.
La graine porte effect causticque
Guérist de teste la doulleur
Quant est causée de froide humeur.
C'est une herbe fort souveraine
Pour subvenir à courte allaine
Quant est prise en viridité,
En humeur est sa qualité [2]).

Nous allons voir maintenant les auteurs qui ont parlé des usages médicaux du cresson, sans rien nous révéler d'un intérêt palpitant, s'affranchir, du moins, du servage des anciens et faire preuve de quelque originalité. C'est d'abord Conrad Gesner qui nous indique une recette pour préparer l'huile de nasitort: „Ruberte ou Sperme c'est huyle de nasitort ou cresson. Pren nasitort ou cresson plustost les semences destrempé en vinaigre bien fort, seiche au soleil et en tire huyle à la manière des vulgaires. Cest huyle meslé avec aloës et huyle laurin guérit toute rongne et goutte es lieux qui en sont oingts. Meslé avec aloës et charbon d'orme et puis prins en breuvage guérit la fièvre tierce et quarte

1) P. A. Matthiole. *Les commentaires sur les six livres de* Pedacius Dioscoride *Anazarbéen de la matière medicale* traduits de Latin en Français par M. Antoine du Pinet. Lyon 1560.

2) *Promptuaire des medecines simples en rithme joieuse par* Thibault Lespleigney *apothicaire à Tours* 1537, publié par le Dr. Paul Dorveaux 1899.

et toute rupture au corps. Cuict avec ptisane et puis beu arreste flux de sang et restreint le ventre. Cuict avec soufre ou bran chasse toute goutte [1]). „Une autre formule, relatée par Laurence Joubert, est assez étrange pour mériter qu'on la mentionne également: „*Hoc vulgus mulierum felicissime propinat infantibus quos pulmonis repletio infestat. Sumunt nasturtii seminis quantum digitali instrumento ad suendum contineatur: macerant per noctem calida, lineo panno inclusum: mane leviter exprimunt; urinæ pueri et melle rosaceo colato quantum cochlear unum excipere potest de singulis dissolvunt dantque bibendum: mirum quantam eo assumpto mucosi humoris copiam dejiciant.* Voici ce que les bonnes femmes du peuple font boire, avec les plus heureux résultats, à leurs enfants que tourmente l'encombrement du poumon: elles prennent des semences de cresson autant qu'en contient un dé à coudre, les font macérer toute une nuit dans de l'eau chaude, enfermées dans un linge de lin: le matin elles expriment légèrement, dissolvent dans le liquide de l'urine de l'enfant et du miel rosat, de chaque autant qu'en peut contenir une cuillère, et le donnent à boire: c'est merveille de voir, après cette absorption, quelle abondance est rejetée d'humeur muqueuse [2]). „N'oublions pas non plus ni l'eau de cresson (*aqua nasturtii*) pronée par C. Wirsung et dont Ph. Grüling eut fréquemment l'occasion de constater l'efficacité comme lithontriptique (*Scio enim, multos ab ejus usu a calculo ejusdemque doloribus liberatos fuisse* [3]), ni les deux procédés thérapeutiques suivants que je soumets aux méditations des neurologues: nous sommes redevables du premier à P. Forestus qui ne connaissait rien de plus utile dans la catalepsie pituiteuse froide que l'ingestion de cresson cuit accommodé en salade, *nihil præstantius est in caro pituitoso frigido quam esus nasturtii tam cocti quam in acetariis* [4]) et c'est Zacutus Lusitanus qui nous enseigne comment il constata les effets admirables d'un épithème de cresson: „Un homme avait depuis longtemps un tremblement du pouce gauche: lorsque ce

---

1) *Le Trésor de Evonymus.* 1554.

2) LAURENCE JOUBERT. *Operum latinorum.* Tomus I. Cap. VI. 1579.

3) PH. GRÜLING. *Tractatus novus de calculo.* 1668.

4) P. FORESTUS. *Observationum et curationum medicinalium.* Lib. X. Obs. XXXIX. 1614.

tremblement cessait il était immédiatement pris d'épilepsie, une émanation empoisonnée montant du pouce au cerveau, *aura venenata e pollice ad cerebrum ascendente*." Zacutus Lusitanus le guérit radicalement en lui appliquant sur le pouce malade un cautère composé de cresson sauvage [1]).

Les partisans de la médecine des signatures expliquaient facilement ces effets par la couleur des fleurs de la plante, blanches comme la pituite: il leur paraissait non moins indubitable que, n'engendrant par de vers, elle ne fût un vermifuge assuré, qu'elle ne dût à ses nombreuses semences la propriété de favoriser la conception, qu'enfin, grâce à la vigueur dont elle jouit en été, elle ne possédât le privilège d'attiser les feux de Vénus [2]).

Ces fantaisies d'un gnosticisme enfantin nous conduisent à citer deux observations qui feront la joie des occultistes et dont la conclusion est que, contre les méfaits de l'art magique et pour neutraliser l'influence néfaste d'un philtre, il n'est pas de plus sûr arcane que le cresson. Voici la première telle que la relate L. Scholz: „Histoire d'un baron de Bohème dont le fils, ayant reçu un philtre, tomba dans une grande langueur et finit par mourir. A l'ouverture du corps, on trouva dans l'estomac une matière dure semblable à de la corne: en mémoire de son fils, le père s'en fit fabriquer une cuillère dont il fit, dans la suite un long usage. Or il advient qu'un jour elle fut dissoute après être tombée dans du suc de cresson de fontaine. Une telle expérience prouve que ce cresson possede une grande puissance contre les philtres" [3]). La seconde, recueillie par Ph. Grüling, concerne „une servante de M. N. Camerarius à qui, à un repas de noces, un vaurien eut la scélératesse de verser un philtre. Ne sachant à quel danger elle s'exposait, elle l'avala entièrement: une heure à peine s'était écoulée qu'elle éprouva une telle compression du cœur et vomit si violemment qu'il lui sembla qu'elle allait rejeter tous ses viscères. Un peu calmée au bout d'une demi heure par

---

1) ZACUTUS LUSITANUS. *De medicorum principum historia.* Lib. I. Hist. XX. Obs. XV. 1649.

2) J. B. PORTA. *Phytognomonica VIII libris eontenta.* Lib. III. Cap. XVII. Lib. V. Cap. VIII. Lib. VI. Cap. IV. Cap. XXV. Rothomagi 1650.

3) LAURENT SCHOLZ. *Epistolæ medicinales.* Epist. CCXXXI. 1584.

ces vomissements, elle ressentit d'atroces douleurs du ventre accompagnées de violents maux de tête." Appelé auprès d'elle, Grüling lui rendit la santé en lui faisait prendre matin et soir 5 ou 6 cuillerées de suc de cresson de fontaine broyé dans du vinaigre [1]). Comme contraste à ces récits où la sorcellerie a le pas sur la clinique, rappelons le panégyrique que fit du cresson un médecin allemand du XVIIme siècle, Guy Riedlin, dont, malgré sa prédilection marquée pour la scatothérapie, on lit encore avec intérêt et non sans profit les observations recueillies quotidiennement au cours de sa pratique médicale: „Ceux qui déclarent que, dans la matière médicale, il est nécessaire d'être éclectique, estiment avec raison qu'on pourrait difficilement se passer du cresson de fontaine et c'est à juste titre qu'ils le mettent au nombre des médicaments de choix. En effet, le sel volatil qu'il renferme et qui se manifeste aussitôt par sa saveur, en corrigeant et en ramenant à leur état primitif les humeurs acides et trop épaisses auxquelles sont sujets les hommes qui satisfont d'une façon continue et exagérée à leur gourmandise — *illi qui gulæ semper et nimium idulgent* — ce suc est doué d'une telle valeur que beaucoup, même de ceux qui appartiennent à la lie du vulgaire, reconnaissent les élégantes vertus de l'herbe qui le produit. Qui peut ignorer qu'il est antiscorbutique? Et, comme le scorbut accompagne presque toutes les maladies, qui n'en conclura pas que, dans la plupart des maux, le cresson est d'une grande utilité? Naguère un médecin aussi fameux qu'expérimenté a recommandé son suc seul contre un calcul du rein. J'ai eu, moi même, la bonne fortune de constater que, dans un cas de douleur gravative de l'estomac, cette herbe, consommée avec du vinaigre, fut si efficace que celui qui l'avait employée lui dut, pendant plusieurs monis qui suivirent, de vivre exempt du mal contre lequel il avait auparavant essayé en vain de nombreuses médications: il est vrai qu'ayant ensuite, alors que le mal récidivait, usé du même remède, il en obtint un moindre bénéfice. Variés sont les médicaments qu'on peut préparer et qu'on prépare avec le cresson: l'herbe nettoyée seule dont je sais que

---

2) PH. GRÜLING. *Observationum & curationum medicinalium dogmatico-hermeticarum.* Cent. I. Obs. X. 1668.

beaucoup font leurs délices ou le suc récemment exprimé, additionné de bouillon, méritent facilement la palme sur toutes les autres préparations" [1]).

C'était à la salade que, cent ans plus tard, A. Murray, dont on ne peut se dispenser d'invoquer le témoignage toujours empreint d'un sens judicieux de la thérapeutique, donnait la préférence, estimant que se servir de l'herbe dans des bouillons avait le double inconvénient de ne permettre qu'un dosage incertain et d'entraîner, par l'emploi de la chaleur, une déperdition de l'activité du médicament: il reconnaissait au cresson ainsi préparé, à moins qu'on ne pût se procurer la conserve qu'il considérait comme la forme pharmaceutique la meilleure, une grande efficacité pour atténuer et pour résoudre (*eminet attenuante sua et resolvente potentia*) et confirmait les bons résultats qu'en avaient obtenus Bonet dans le traitement de la phtisie purulente, Poulet pour favoriser l'expectoration et la cicatrisation dans l'empyème chirurgical, non pas qu'il fût doué d'une vertu spécifique mais parce qu'il stimulait la réfection des parties altérées par la suppuration, rôle, d'ailleurs, commun à toutes les plantes antiscorbutiques [2]).

Tout en se montrant aussi confiants que Riedlin et que Murray dans les vertus du cresson, la plupart des médecins aimaient mieux employer des préparations de ce végétal moins simples que celles qu'ils préconisaient: s'ils faisaient état de la salade et du suc, de l'*aqua stillatitia ex herba virente*, du *syrupus e succo herbæ*, ils leurs préféraient les médicaments qui l'associaient à d'autres simples, de façon, souvent, à former de véritables chefs d'œuvre de la polypharmacie dont on trouvera les formules dans les anciens codex: *decoctum antiscorbuticum*, *vinum antiscorbuticum*, *aqua generalis*, *aqua antiscorbutica*, *syrupus antiscorbuticus*, *aqua ad gvngivas* [5]).

---

1) Guy Riedlin. *Lineæ medicæ singulos per menses quotidie ductæ.* 1695.

2) André Murray. *Apparatus medicaminum tam simplicium quam præparatorum et compositorum in praxeos adjumentum consideratus.* Vol. II. Ord. XXIII. 1794.

3) *Codex medicamentarius seu pharmacopœa parisiensis.* 1758. La plus chaotique de ces formules était celle de *l'Aqua generalis* obtenue par la distillation d'esprit de vin où l'on avait fait macérer 81 espèces de plantes. Employée à l'extérieur comme vulnéraire, elle se prêtait aussi à de nombreux usages internes: „Cette eau est recommandée dans la paralysie, l'apoplexie, la léthargie, les syncopes, les palpitations.

Bien que la postérité ait fait table rase de ces archaïques auxiliaires de l'art de guérir et qu'elle n'ait conservé que le sirop antiscorbutique qui figure encore au codex et dont l'emploi reste populaire comme tonique, apéritif, dépuratif, dans les scrofules, la mollesse des tissus, la cachexie, la chlorose, plus heureux que tant de simples qui, après avoir, des siècles durant, rallié la confiance des foules et suscité l'enthousiasme des savants, dorment maintenant dans l'oubli comme les vestiges de traditions périmées, le cresson n'a pas eu trop à souffrir de la critique des modernes: il suffit à sa gloire qu'il ait été l'objet du travail bien connu d'A. Chatin. Cet auteur, après avoir étudié les méthodes les plus rationnelles de sa culture, sa teneur en suc qui s'élève à 70°/₀, a fait connaître sa composition chimique sur laquelle on ne possèdait, jusqu'alors, que des notions très sommaires. Il en a isolé une huile essentielle sufo-azotée [1]), un extrait amer, du fer, des phosphates et de l'iode. La proportion du dernier de ces corps, qui dépend de celle qui existe dans l'eau elle-même où est cultivé le cresson, varie d'un à trois milligrammes pour une botte du poids moyen de 275 grammes. J'ai entendu, il est vrai, certains chimistes, évidement sceptiques, déclarer qu'elle dépendait plutôt de la quantité de vapeurs d'iode qui flottaient dans l'air du laboratoire où l'illustre pharmacologiste pratiquait ses analyses. Quant au fer, „ce qui est intéressant dans le cresson est moins la petite proportion de cet élément commune à tous les végétaux que la quantité relativement considérable dont la plante peut se charger lorsqu'elle végète au sein d'eaux provenant de sources ferrugineuses"; cette quantité peut-être sextuplée. Abordant ensuite le domaine de la pharmacothérapie, A. Chatin confirme l'efficacité du cresson dans les dermatoses: „Un habitant de Gonesse, atteint depuis de longues années d'une dartre rebelle avec exacerbations périodiques à chaque printemps, a été guéri radicalement par l'usage du cresson pris à la dose de 200 gr. le

---

les vapeurs. On la donne pour exciter l'accouchement: elle pousse par les sueurs. On la fait prendre dans la petite vérole, la rougeole, dans les coliques venteuses." (BAUMÉ. *Eléments de pharmacie théorique et pratique.* Paris 1777.)

1) On sait aujourd'hui que cette essence qui ne préexiste par dans le cresson mais provient de l'hydrolyse d'un glucoside spécial, a pour principal constituant le nitrile de l'acide phénylpropionique.

matin pendant les mois d'avril et de mai 1853". Dans les cas où le cresson, reconnu utile, pourrait être écarté en raison de sa qualité âcre et excitante, on lui substituerait le lait même d'animaux qui en auraient été nourris [1]).

Parmi les partisans du cresson au XIXme siècle citons encore Roques, Cazin, Guéneau de Mussy, Campardon, Constantin Paul On me saura gré de reproduire deux passages du premier de ces auteurs, un des écrivains qui ont su le mieux mettre au service de la médecine pas les simples les ressources d'un robuste bon sens et d'un talent littéraire plein d'originalité, de fraîcheur et de verve: „Il est probable, dit-il, que les marchandes d'Athènes criaient à haute voix comme celles de Paris: „Du cresson, du cresson pour la santé du corps!" Ce cri, poussé par des voix un peu discordantes m'a toujours fait un plaisir extrême: c'est qu'il annonce le printemps et les herbes nouvelles qui donnent le plaisir et la santé". Ailleurs Roques nous expose pourquoi l'apparition du cresson lui semble être le gage printanier d'une santé florissante: „Dans les maladies cutanées, les dartres rebelles, le cresson vient mêler son action salutaire à celle de quelques autres plantes dépuratives, comme on les appelait autrefois. Je ne peux dire si c'est en dépurant le sang qu'elles guérissent; mais leurs bons effets sont incontestables. La médecine ne doit pas être si raisonneuse; elle doit consulter les faits. Il m'est arrivé de réduire des dartreux, qui s'étaient baignés sans aucun avantage dans les eaux d'Enghien ou de Barèges, à un régime purement végétal composé tantôt de laitues, de chicorée, d'oseille et d'épinards cuits et simplement préparés avec du beurre frais, tantôt d'une purée épaisse de carottes cuites également avec du beurre où on mêlait, sur la table même, quatre onces de suc de cresson et un peu de lait" [2]).

Cazin qui fut un champion moins éloquent mais plus convaincu encore de la phytopharmacopée et dont les préférences thérapeutiques ne portent jamais préjudice à l'impartialité indispensable à tout clinicien, dit que son expérimentation lui à permis de confirmer les bons effets obtenus de l'emploi du suc de cresson

---

1) A. Chatin. *Le cresson.* 1866.

2) Joseph Roques. *Nouveau traité des plantes usuelles.* Tome I, p. 211. Paris 1837.

par Zwinger, par Haller, par Vitet dans le traitement de la phtisie pulmonaire: il relate, à ce propos, l'observation suivante: „Un jeune homme de 23 ans, fils d'un cultivateur du village de Crémarest, était atteint de toux avec sueurs nocturnes, amaigrissement, grande débilité, inappétence etc.; il était regardé généralement comme poitrinaire depuis trois mois environ. Sa maladie datait du mois de février 1834 et nous étions en juin de la même année. Lorsque je le vis, ses traits étaient altérés, sa débilité prononcée au point qu'il ne pouvait plus sortir; sa toux était fréquente, surtout pendant la nuit, et il expectorait abondamment des crachats mucoso-purulents, mais il avait peu de fièvre. Il rapportait un état de gêne très pénible à la région sternale, sans signe de vive irritation. L'exploration de la poitrine me fit concevoir l'espérance de guérir ce malade: les poumons me paraissaient sains. Je le mis à l'usage du suc de cresson mêlé avec autant de lait chaud. Dès les premiers jours de l'emploi de ce moyen, l'amélioration fut sensible: la toux et l'expectoration diminuèrent, l'appétit revint, les sueurs nocturnes cessèrent; les forces se rétablirent si promptement qn'au bout de quarante à cinquante jours de traitement le malade fut complètement guéri". La conclusion que tire Cazin de ce fait clinique se recommande par une réserve pleine de prudence qu'auraient intérêt a prendre pour modèle bien des thérapeutes: „Je pense que les prétendues cures de phthisie pulmonaire par l'emploi du cresson et des autres antiscorbutiques, souvent donnés sous forme de sirop dans la pratique urbaine, ne se rapportent qu'à des affections catarrhales bronchiques ou à la phthisie commençante qu'elle peut réellement combattre avec efficacité. Il était souvent difficile de distinguer le catarrhe pulmonaire chronique de la phthisie avant la découverte de l'auscultation médiate" [1]).

Guéneau de Mussy et Campardon ont apporté leur contribution à l'étude pharmacodynamique du cresson en signalant son rôle salutaire dans l'eczéma: le premier de ces auteurs dit en avoir obtenu des effets remarquables chez une sexagénaire portant un eczéma chronique très étendu et Campardon eut également à

---

1) F. J. Cazin. *Traité pratique et raisonné des plantes médicinales indigènes.* p. 328. 1858.

s'en louer dans divers car d'affections dartreuses; d'après Constantin Paul, il y aurait intérêt à en recommander l'usage aux diabétiques, chez lesquels il fait baisser le taux de la glycosurie [1]). Enfin, malgré la difficulté — je pourrais dire le ridicule — qu'il y a toujours pour un auteur à se citer lui même, bien que, tel l'âne de Buridan qui, pressé également par la faim et par la soif et se trouvant à égale distance d'une botte de foin et d'un seau d'eau, se laisse mourir plutôt que de prendre une décision, il se trouve, à la fois, aux prises avec la crainte de blesser la modestie en disant trop de bien de son œuvre et celle de manquer à la sincérité en dissimulant le bien qu'il en pense, j'oserai rappeler les succès qu'après tant d'illustres devanciers j'ai obtenus dans les bronchites chroniques avec hypercrinie et expectoration muco-purulente „du suc de cresson administré à la dose de 60 à 150 gr. par jour dans du bouillon froid, l'adjonction d'un véhicule chaud entrainant l'évaporation du principe volatil et, par conséquent, infirmant l'activité du remède" [2]). Sans doute, aussi, mes bienveillants lecteurs me pardonneront-ils de leur soumettre de nouveau la mixture suivante:

Suc de cresson } ãa 100 gr.
Alcool à 90° }
Essence de geranium X gouttes

en leur faisant se souvenir que „j'ai vu souvent des personnes des deux sexes déglabrées à la suite de maladies infectieuses recouvrer, grâce à des frictions pratiquées avec ce liquide, un système capillaire conforme à toutes les exigences de l'esthétique" [3]). Je ne crois pouvoir mieux faire, pour les remercier de leur aimable attention, que de leur citer la boutade d'un malade, menacé d'alopécie mais facétieux, à qui j'avais conseillé ce liniment: „Au fond, me dit-il, c'est de l'homœopathie: ne dit-on pas, dans le peuple, d'un homme chauve qu'*il n'a plus de cresson sur la fontaine?*" La probité me commande, d'ailleurs, de reconnaître que mon

1) *Bulletin de la Société de thérapeutiqus.* 1883.

2) Henri Leclerc. *Précis de Phytothérapie: essais de thérapeutique par les plantes françaises.* 2me édition. P. 162. Paris 1927.

3) Henri Leclerc. *Les Légumes de France. Leur histoire, leurs usages alimentaires, leurs vertus thérapeutiques.* Page 241. Paris 1927.

traitement n'a rien de neuf, puisqu'il a été magnifié en ces termes, au XVIIme siècle, par le traducteur et commentateur burlesque de l'Ecole de Salerne, Du Four de la Crespelière:

Le Jus de Cresson qu'on appreste
Est utile à frotter la teste,
Il arreste sans nous fourber
Barbe et cheveux prests à tomber,
Et mesme il en fait naistre d'autres
Plus beaux et plus forts que les nostres,
Car sa puissance et sa chaleur
Desseiche ou dissipe l'humeur
Qui ronge et corrompt la racine
Et la fait tomber en ruine,
Et débouchant aussi la peau
Couverte de nostre chappeau,
Il est d'une telle excellence,
Que sans causer de violence
Il prépare ce qui produit
Les cheveux dans chaque conduit
Et fait naistre mieux que Rhubarbe,
Les Cheveux, le Poil et la Barbe [1]).

Cette étude serait incomplète si, après avoir fait entendre le concert d'éloges dont le cresson fut l'inspirateur, je ne me montrais fidèle à ma tâche d'historien soucieux, avant tout, de la vérité, en révèlant certains de ses inconvénients. On a relevé, à diverses reprises, à la suite d'ingestion de ce légume cru, des intoxications présentant les symptômes caractéristiques de l'empoisonnement par les matiées alimentaires putréfiées. M. Crouzel impute ces accidents aux ptomaïnes dont il peut être le véhicule et qui proviennent du fumier qu'on prodigue trop fréquemment dans les cressonnières: aussi conseille-t-il de n'employer que la plante qui vient spontanément dans les eaux vives ou, tout au moins, de soumettre celle dont la provenance est inconnue à la macé-

---

1) *Commentaire en vers françois sur l'Ecole de Salerne contenant les moyens de se passer de médecin et de vivre longtemps en santé* par Monsieur D. F. C. Docteur en la Faculté de médecine. Paris 1671.

ration dans l'eau bouillie et salée suivie d'un lavage à l'eau courante [1]). Moins grave mais plus fréquente est l'action fâcheuse qu'il peut exercer sur la vessie et que j'ai été le premier à signaler au corps médical, à la suite de plusieurs observations. La plus ancienne concernait une vieille malade qui ne pouvait consommer une salade de cresson sans éprouver de fréquentes envies d'uriner, envies qu'elle n'osait satisfaire, tant chaque miction lui était une occasion de ténesme accompagné de sensations de brûlure. Ce fut ensuite, lorsque j'étais médecin aux armées, un de mes compagnons qui, à deux reprises différentes, me consulta pour une violente cuisson du méat urinaire et de l'urètre avec ténesme ano-vésical, envies d'uriner toutes les cinq minutes, oligurie aussi douloureuse que dans l'urètrite gonococcique, chaque fois après un repas où figurait du cresson cru. M'étant pris moi même comme sujet de contrôle, je me soumis à une ingestion copieuse (500 gr.) de ce végétal sans adjonction d'aucun autre aliment: les tourments que j'endurai suffirent à me prouver que l'expérience avait réussi au delà de toute attente et j'eus tout le loisir de me demander de quelle matière pouvait bien être faite la vessie du malade à qui Peyrilhe, dans un cas désespéré de scorbut atonique, avait conseillé de manger par jour dix-sept bottes de cresson. Je pus ensuite recueillir et présenter à la Société de thérapeutique trois autres faits non moins significatifs [2]), lorsque mon savant confrère et ami, le Dr. Auguste Blind, me communiqua une auto-observation qui, venant d'un médecin dont le nom fait autorité dans la littérature médicale, ne laisse subsister aucun doute sur l'existence des cystalgies consécutives à l'ingestion du cresson: voici la lettre qu'il m'adressait et dont il a bien voulu m'autoriser à reproduire, *in extenso*, le contenu:

Paris, le 20 avril 1920.

Mon cher Confrère,

En souvenir de votre passage dans mon service à l'hôpital Bégin, vous me permettrez de vous porter une petite contribution

---

1) CROUZEL. Le cresson et ses dangers. *Journal de médecine de Bordeaux.* 1903.
2) HENRI LECLERC. Cystalgies consécutives à l'ingestion du cresson. *Société de thérapeutique*, séance du 11 fevrier 1920. *Courrier médical.* N⁰. 10. 1920.

à votre article sur les *Cystalgies consécutives à l'ingestion du cresson.* Végétarien comme vous, je mange une salade chaque jour, parfois de cresson. Il y a environ quinze ans, j'ai remarqué pour la première fois une cuisson dans le canal et un ténesme anal après l'ingestion d'une botte presque entière de „cresson d'fontaine — deux sous la botte —": il est loin le temps de ce prix! Depuis lors, la sensation s'est reproduite régulièrement chaque fois que j'en ai mangé une portion un peu forte. Elle est plus marquée quand je mange la plante avec ses tiges que j'aime beaucoup croquer, moindre quand elle est épluchée et assaisonnée, nulle quand elle est cuite en potage. *N.-B.* Je suis vierge de toute maladie vénérienne!

A vous d'éclucider si le fait est général ou individuel. A présent, je m'en garde en ne mangeant que le tiers d'une botte: avee cette dose, je ressens à peine un peu de chaleur dans la partie membraneuse du canal ou un peu de strangurie.

Bien confraternellement vôtre

Dr. A. Blind [1]).

N'ayant trouvé dans le passé nulle allusion à des faits de ce genre, j'aurais, peut-être, été tenté de m'attribuer la paternité de leur constatation, lorsque la lecture d'un passage des *Thesmophoriazuses* ou *Fêtes de Cérès et de Proserpine*, une des plus hilarantes comédies d'Aristophane, me prouva, fort à propos, l'inanité d'une telle prétention [2]).

Le poète nous montre, dans cette pièce, Euripide en butte aux menaces des femmes qui veulent se venger sur lui des injures qu'il leur a prodiguées. Il confie à son beau père Mnesilochus le soin de prendre sa défense et finit par le décider, non sans peine, à se rendre, sous un costume féminin, dans le Thesmophorion ou temple de Cérès où les femmes se sont assemblées pour célèbrer les fêtes de la déesse et dont l'accès était rigoureusement interdit aux hommes. Adorné d'une robe couleur safran,

---

1) Henri Leclerc. Troubles vésicaux occasionnés par l'ingestion du cresson cru. *Bulletin des Sciences pharmacologiques.* N⁰. 7. Juillet 1921.

2) Henri Leclerc. Un passage d'Aristophane sur la strangurie causée par le cresson. *Bulletin de la Société française d'histoire de la médecine.* Nos. 5 & 6. Mai—Juin 1921.

d'un réseau et d'une mitre, le vieillard se glisse parmi les assistantes, plaide chaleureusement la cause de son gendre et soutient qu'Euripide n'a pas révélé la millième partie des choses qu'il aurait pu dire. Survient un féministe, Clisthène, qui prévient les femmes qu'un traître s'est introduit dans l'assemblée: sa révélation, comme on va le voir, soulève une vive émotion et plonge le pauvre Mnesilochus dans un cruel embarras:

LE CHŒUR DES FEMMES. C'est une terrible nouvelle que tu nous apportes là. Femmes, il faut, sans tarder, chercher où se cache cet homme. Aide-nous à le saisir, Clisthène; tu auras doublement droit à notre gratitude.

CLISTHÈNE. Eh bien! Voyons: d'abord, toi qui es-tu?

MNESILOCHUS (*à part*). Où me fourrer?

CLISTHÈNE. On va toutes vous examiner.

MNESILOCHUS (*à part*). Pauvre diable que je suis!

UNE FEMME. Tu demandes qui je suis! Je suis la femme de Cléonyme.

CLISTHÈNE. Savez-vous qui est cette femme?

LE CHŒUR. Nous la connaissons bien; mais interroge les autres.

CLISTHÈNE. Et celle qui porte un enfant, qui est-elle?

LA FEMME. Par Zeus! c'est ma nourrice.

MNESILOCHUS (*à part*). Je suis perdu (*Il cherche à s'enfuir*).

CLISTHÈNE. Eh, là-bas! Où t'en vas-tu? Reste ici! qu'est ce qui te prend?

MNESILOCHUS. Laisse moi aller pisser!

CLISTHÈNE. Tu es une insolente! vas-y: je t'attends.

LE CHŒUR. Oui attends la et examine la soigneusement: c'est la seule, mon ami, qui nous soit inconnue.

CLISTHÈNE. Dis donc! Tu es bien longue à pisser.

MNESILOCHUS. Ce n'est pas surprenant. Infortuné que je suis! Je souffre de strangurie: car, hier, j'ai mangé du cresson:

Νὴ Δί' ὦ μέλε·
στραγγουριῶ γάρ· ἐχθὲς ἔφαγον κάρδαμα.

Pour que Mnesilochus invoquât comme un motif plausible de ses lenteurs l'ingestion du cresson, il fallait que la dysurie causée par cette herbe potagère fût un fait bien connu des contemporains d'Aristophane. N'est-ce pas une preuve qu'il n'est rien de nouveau sous le soleil et que ceux qui se sont assigné comme

mission d'évoquer et d'interpréter les traditions médicales d'antan accomplissent une œuvre doublement féconde, d'abord en ressuscitant le passé, ensuite en nous rappelant que nous devons y regarder à deux fois avant de nous proclamer des novateurs et reconnaître qu'il nous faut, le plus souvent, nous contenter du titre, plus modeste, de rénovateurs ?

LEBEN UND WIRKEN DES ARZTES FRANZ PRUNER-BEY

zum Andenken an seinen 50. Todestag (29. September 1932).

VON

ANTON SCHÄFER,

Augsburg.

(Fortsetzung).

Daneben standen Untersuchungen von alten Schädelfunden stets im Vordergrund von Pruners Interesse und — während bisher von den menschlichen Skeletteilen hauptsächlich die Schädel und die Extremitäten anthropologischer Messung unterzogen wurden, — richtete Pruner sein Augenmerk auch auf die Betrachtung der Beckenform bei den verschiedenen Rassen. Seine diesbezüglichen Resultate wurden von ihm zu Ende des Jahres 1864 in einer Arbeit veröffentlicht, die zugleich mit einer kurzen historischen Uebersicht über die vergleichende Anatomie des menschlichen Beckens versehen war.

Infolge dieser ausgezeichneten Leistungen war Pruner im Kreise der Pariser Anthropologen hochgeachtet und die Franzosen hatten, wie Dally auf einer Festversammlung vom 8. Juni 1865 sagte, den berechtigten Ehrgeiz, ihn als einen der Ihrigen zu betrachten. Schon im Jahre 1864 hatten sie ihm in der anthropologischen Gesellschaft das Amt des Vizepräsidenten anvertraut, für das Jahr 1865 wurde Pruner von ihnen zum Präsidenten derselben gewählt. Im Zentralkomitee der Gesellschaft war er seit 1863 ständig vertreten.

In den nächsten Jahren wandte sich Pruner immer mehr kraniologischen Studien zu. Unablässig forschend sammelte er für diese Zwecke sein Material. So gelang es ihm nach vielen Bemühungen, in Sardinien phönizische Gräber untersuchen zu dürfen

und er liess nun im Jahre 1865/1866 mit vielen Kosten unter einer wohlbestellten Aufsicht und Leitung solche aufschliessen, deren Ergebnisse seine Wissbegierde nach phönizischen Schädeln, wie er an Franz Xaver v. Gietl schrieb, befriedigten, indem nebenher noch altphönizische Gegenstände — wahre Unica, wie Pruner sie nannte — heraus befördert wurden. So konnte er auch den Mitgliedern der Pariser anthropologischen Gesellschaft von Sambucy in der Höhle von Larzac gefundene, keltische Schädelreste in Abguss vorstellen und erklären und ebenso die von Mortillet entdeckten Schädel von Annecy (Ober-Savoyen) beschreiben.

Ganz klar stellten seine Untersuchungen den brachycephalen Charakter der Rasse fest, die vor der Metallzeit Ligurien und die Küste der Provence bewohnte. Würdig reihten sich diesen Arbeiten an seine Lesung über die Messungsergebnisse von 4 Tungusenschädeln, sein Bericht über den „Stand der Anthropologie in Spanien" und seine Monographie: „Der Mensch und das Tier".

Es verging kaum eine Sitzung, ohne dass Pruner-Bey neue Beobachtungen mitteilte oder seine Anschauungen über diesen und jenen Gegenstand darlegte. Von seinen Schädelstudien aus dem Jahre 1866 sind hier einzeln zu erwähnen besonders seine Abhandlungen über 2 schöne Reihen von Schädeln, die in Syrien von Girard de Rialle und in Alexandrien von Schnepp gesammelt wurden. Die Schädel von Alexandrien stammten aus der griechisch-römischen Epoche, aus gemeinsamen Gruben in der Nähe der Nadel der Cleopatra. Die Bevölkerung der grossen Stadt Alexandrien stellte damals eine Mischung von beinahe allen Rassen der Erde dar. Das geübte Auge Pruners fand in der Sammlung von Schnepp an der Seite von Schädeln der altägyptischen Rasse eine überwiegende Zahl von griechischen und römischen, ligurischen und semitischen, Neger- und Syrer-Schädeln. Die Schädel der Sammlung von Girard de Rialle kamen zum Teil von Damas, zum Teil von Rasheya. Diese letzteren — 12 an der Zahl — boten eine erstaunliche Gleichförmigkeit und schienen künstlich durch Kompression des Occiput deformiert gewesen zu sein.

Sodann beschrieb Pruner mehrere Schädel, die der Herzog von Luyenes in der Nähe von Hyéres (Sizilien) und in St. Cézaires

bei Grasse (franz. Seealpen) ausgegraben hatte. An dem grössten Teil derselben konnte er die Kennzeichen der ligurischen, brachycephalen Rasse feststellen. An diese Untersuchungen schlossen sich Berichte an über die bei den Pfahlbauten von Greng am Murtensee (Schweiz) gefundenen Schädelknochen und über die Höhlenfunde von la Naulette an den Ufern der belgischen Maas. Dem menschlichen Unterkieferknochen von la Naulette wurde wegen seines hohen, über die Periode des Renntiermenschen hinausgehenden Alters von den anthropologischen Forschern eine grosse Bedeutung beigemessen. Trotz mancher zoologischer Eigenschaften des Kiefers konnte Pruner an ihm im ganzen keine Zeichen niederer Organisation entdecken, die hätten eine Brücke darstellen können für eine vom Tier zum vorgeschichtlichen Menschen führende Entwicklungsstufe. Ein weiterer Unterkiefer derselben Epoche aus der Grotte von Arcy, mit Resten von Renntier, Elefant und Rhinozeros gefunden, war diesem einen Kinnbacken ähnlich. Weil der zu dem Kiefer von la Naulette gehörige Unterarmknochen auffallend klein (21,5 cm) war und in dieser Hinsicht dem 17,5 cm grossen Radius von Aurignac glich, zog Pruner daraus die Folgerung, dass der Fund, soweit er überhaupt einen Schluss auf den Gesamtwuchs erlaube, in die Stufe der kleineren Lappen und Buschmänner eingereiht werden könne. Pruners Lesung über dieses Knochenbruchstück veranlasste in der folgenden Sitzung der Pariser Gesellschaft eine lebhafte Aussprache über die Frage des mehrfachen oder des Einursprunges des Menschengeschlechtes und die Darwinsche Entwicklungslehre.

Am 3. Januar 1867 las Pruner mit Rücksicht auf eine neue Sendung Velascos von 19 Baskenschädeln eine Abhandlung über den neuen Stand der Baskenfrage. Die ersten 60 Schädel, die Broca aus Guipuzcoa vor einigen Jahren erhalten hatte, waren bekanntlich überwiegend dolichocephal und nur 12 von ihnen entsprachen der alten Theorie von Retzius, die den Basken wie der übrigen Urbevölkerung Europas einen brachycephalen Charakter zuschrieb. Auch die 2. Sendung von 19 Baskenschädeln, die ebendaher vom Friedhof von Zaraus stammte, zeigte ähnlich der ersten nur das ausnahmsweise Auftreten der Brachycephalie. In den Augen Pruners bedeutete nun die Sammlung der Baskenschädel, die jetzt nach Ausschluss der Abnormen

genau 77 Individuen umfasste, den Stand der Schädel der Einwohner von Zaraus, nichts mehr und nichts weniger. — Und sein Einwurf, der die Bewohner von Guipuzcoa nicht für echte Basken, sondern für fremde Einwanderer (Kelten) erklärte, war für Broca schwer zu entkräften. Denn mit dieser Behauptung, die Basken seien ein gemischter Stamm von „Iberern" und „Kelten", wobei die Kelten über die Iberer überwogen, verstand Pruner geschickt zu operieren. — Ausserdem verlieh er durch eine bedeutsame Abhandlung über die Baskensprache seinen Anschauungen einen wirksamen Nachdruck. Zu beurteilen, wie weit seine Ausführungen das Richtige getroffen haben, muss ich mir versagen.

Ohne die Uebereinstimmungen, Analogien und Aehnlichkeiten zu verkennen, die zwischen der Baskensprache und den tartarischen Mundarten beschrieben worden sind, zeigte Pruner, dass diese Aehnlichkeiten nur oberflächliche und wenig bedeutende sind. Für ihn bildete die Baskensprache eine Einheit auf dem alten Kontinent, die allein den Schiffbruch der primitiven Sprachen Europas überlebt habe und nur mit den Sprachen Amerikas eine wahre Verwandtschaft zeige. Von der Verwandtschaft auf die Abstammung dieser Völker zu schliessen, fühlte sich Pruner jedoch nicht berechtigt.

Immer neue Reihen von Knochenfunden harrten der genauen Untersuchung und Beurteilung: Ein sehr alter Schädel aus der Nähe von Lindal (Grossbritannien), ein Schädel von Ardèche, der nach Pruner keltische Zeichen mit ibero-ligurischer Beimischung trug, der Schädel eines Ghiliaks vom rechten Ufer des Amur, ein von Cocchi in ganz unberührten Schichten des Arnotales bei Florenz gefundener Schädel und Schädelfunde aus der megalithischen Grabstätte von Vauréal (Seine et Oise). Auch das Stirnbein, das zu Eguisheim bei Colmar in einer Tiefe von $2^1/_2$ Meter aus dem Löss des Rheins gezogen wurde und dem Neandertaler ähnlich war, wurde von ihm studiert.

Auf dem internationalen Kongress für Anthropologie und vorhistorische Archäologie, der vom 17.—30. August 1867 anlässlich der Pariser Weltausstellung stattfand, gehörte Pruner zu den Männern, die aus ihrem Schatz von Erfahrungen den Tagungsteilnehmern reiches Wissen spenden konnten.

Am 19. August 1867 besichtigte die Versammlung unter Führung Pruners die anthropologische Abteilung des Museums im Pflanzengarten, jene Stätte, an der der eifrige Forscher schon 1861 mehr als 1000 moderne und alte Schädel Frankreichs studiert hatte (vgl. Bull. Soc. Anthr. 1861, S. 650). In der Sitzung vom 22. und 23. August berichtete er über die wichtigsten Studienergebnisse über den vorgeschichtlichen Menschen Europas. Da sich Pruner zu diesem Gebiete der anthropologischen Forschung seit Jahren besonders hingezogen fühlte, war er in der Lage, seinen aus allen Ländern anwesenden Kollegen in einer zusammenfassenden Uebersicht eine Fülle von Tatsachen und Hypothesen vorzutragen. —

Unter den Funden aus vorhistorischer Zeit in dem in dieser Beziehung so reichen Boden Südfrankreichs, hatte mit Recht kaum einer so bedeutendes Aufsehen erregt, als der von les Eyzies (Dordogne). Diese neuen Ausgrabungen, die im März 1868 gelegentlich eines Eisenbahnbaues in einer der zahlreichen, an den felsigen Ufern des Flüsschens Vezère gelegenen Höhlen, zufällig durchgeführt wurden, waren gänzlich von allen bisherigen älteren und neueren verschieden und förderten menschliche Skelettreste zutage, in denen nach Brocas Ansicht unzweifelhaft die niedrigsten damals bekannten anthropologischen Typen zu sehen waren. In einer hiervon sehr verschiedenen Weise äusserte sich Pruner, der diese menschlichen Ueberreste ebenfalls genau studierte. Diejenigen Charaktere des Skelettes, in welchen Broca eine morphologische Eigentümlichkeit, eine niedere Form und ein Hinneigen zum Affentypus erkannte, erklärte er für Folgen pathologischer Einflüsse der Rachitis und während Broca sich sorgfältig hütete, einen Versuch ethnologischer Klassifikation dieser Höhlenbewohner zu machen, erklärte Pruner dieselben für „mongoloid", und zwar demselben Volksstamme angehörig, wie die heutigen Esthen. Gar weit gingen die Anschauungen der beiden Forscher auseinander und es ist nicht zu verwundern, dass die beiden Kämpen über diesen Gegenstand in langen Debatten manch harte Lanze brachen.

Eine Flut tiefster Meinungsverschiedenheiten hatte die Aussprache über den Renntiermenschen von Eyzies geoffenbart und eine Einigung darüber liess sich auch noch nicht erreichen, als

die anthropologische Gesellschaft nach ihrer letzten Sitzung am 30. Juli 1868 in die Sommerferien ging.

Bald darauf erkrankte Pruner im August nicht unbedenklich und war bis zum Februar des nächsten Jahres an jeder Forschung behindert. Er fühlte sich, wie er später sagte (vgl. Bull. Soc. Anthr. 1869, S. 685), ausserstande, Wissenschaft zu sehen, zu hören oder vorzutragen. Dennoch nahm er wieder seine Studien auf und entwickelte bald neben anderen Arbeiten schaffensfreudig seine weiteren Beobachtungen und Auffassungen vom prähistorischen Menschen. Die Skelettfunde von Solutré im Saônetal, die wie diejenigen von les Eyzies der Renntierzeit angehörten, vermochten in seiner Annahme von der Zugehörigkeit des Renntiermenschen zur mongoloiden Rasse und in seiner Rachitistheorie keine Aenderung hervorzurufen.

Noch verschiedene Abhandlungen Pruners kamen zu dieser Zeit zur Veröffentlichung und so manche andere war in Vorbereitung, als im Juli 1870 der deutsch-französische Krieg ausbrach. Da war zum grossen Leidwesen seiner vielen Freunde für ihn kein Verbleiben mehr in Paris. Er begab sich in die Schweiz und zog sich auf ein Landgut bei Aarau zurück, ohne nochmals öffentlich hervorzutreten.

Als im Jahre 1872 die Ludovico-Maximiliana in München zum Gedächtnis ihres 400-jährigen Bestehens in den Augusttagen ein glänzendes Jubelfest beging, wurde unter 12 anderen bekannten Männern Pruner-Bey wegen seiner Verdienste um die Erforschung der Völker- und Rassenkunde mit der Würde eines philosophischen Ehrendoktors ausgezeichnet. Um dieselbe Zeit siedelte Pruner nach Italien über und erwählte Pisa zu seinem bleibenden Wohnsitz. Dort lebte er in grösster Zurückgezogenheit, seine Sammlungen ordnend und seine Manuskripte ausfüllend, welche anthropologischen und ethnographischen Inhalts waren, sowie grammatische Abrisse der betreffenden Volkssprachen und Messungen der betreffenden Schädel und Individuen umfassten. Am 29. September 1882 beschloss der unvergessliche, edle Mensch zu Pisa nach einer kurzen Krankheit mit 74 Jahren sein tatenreiches und dem Wohle der Menschen geweihtes Leben.

Der stellvertretende Präsident der anthropologischen Gesellschaft zu Paris würdigte in der nächstfolgenden Sitzung der Ge-

sellschaft die Verdienste des leider zu früh verstorbenen Gelehrten und vormaligen Präsidenten. Ebenso widmete der bekannte Physiologe C. Voit, der Sekretär der bayerischen Akademie der Wissenschaften zu München, dem seinem Vaterlande stets anhänglichen Toten auf einer Sitzung der Akademie einen ehrenden Nachruf.

Wenn man bedenkt, dass Pruners Werke seinen und Deutschlands Namen weithin bekannt machten, dass Pruner die im Morgenlande sehr einflussreiche Stelle eines Leibarztes des regierenden Vizekönigs von Aegypten bekleidete, dass er manche mörderische Seuche zu bekämpfen hatte und er der Elite der Gelehrten angehörte, so ist man überrascht darüber, wie sehr Pruner bei uns heute in Vergessenheit geraten ist. —

In seinem am 25. April 1873 zu Pisa errichteten Testamente hat Pruner-Bey seiner verwandten Haushälterin eine lebenslängliche Jahresrente von 6275 Franken mit der hochherzigen Bestimmung ausgesetzt, dass nach ihrem Ableben das Kapital, aus welchem diese Rente floss, dem akademischen Senate der Universität München zu dem Zwecke zufallen solle, um die Zinsen aus demselben dürftigen Studenten der Medizin an der Universität in München als Unterstützungen zuzuwenden. Mit dem Jahre 1897 ist dieses ansehnliche Vermögen auf die Universität in München übergegangen.

Unter den verschiedenen anderen Legaten des genannten Testamentes befand sich auch ein Vermächtnis an die Armen der Stadt Pisa, eines, welches für die Familie Horchler bestimmt war, deren Mitglieder beim Tode Pruners in Pfreimd, Mitterteich und Regensburg vorhanden waren, und eines für Franz Roussel, den Sohn seiner Wirtschafterin, den Pruner aus der Taufe gehoben hat und für dessen passende Erziehung er Sorge trug. (Franz Roussel soll jetzt in Marseille leben.)

Pruner hinterliess ferner der Kgl. Bayerischen Staatsbibliothek zu München seine gesamte Photographien-Sammlung und seine letzten Manuskripte, welche bis zu seinem Tode bei der Witwe seines 1871 verstorbenen Freundes Sebastian Fischer in München in einer Kiste hinterlegt waren. Nach den Angaben Gietls umfassten diese Arbeiten 13 starke Foliofaszikel ethnologischen und ethnographischen Inhalts, denen 297 Photographien von

Rassenschädeln und Rassenindividuen zugleich mit den entsprechenden Messungsresultaten beigegeben waren. Nach den Bestimmungen von Pruners Testament und nach den Aufzeichnungen mehrerer Autoren (A. Hirsch, C. Voit, F. Seitz und F. Xav. Gietl) soll dieser anthropologische Nachlass an die bayerische Staatsbibliothek gegangen sein.

Leider hatten alle erdenklichen Nachforschungen, darunter auch die dankenswerten Bemühungen des Professors für Geschichte der Medizin zu Pisa H. Pietro Capparoni und Herrn Prof. Sticker-Würzburg nur das eine Ergebnis gezeitigt, dass jedes Suchen nach Pruners handschriftlicher Hinterlassenschaft als hoffnungslos anzusehen ist. Besonders ist den Nachkommen der Familie Seb. Fischer und Horchler der Verbleib eines solchen Nachlasses unbekannt. Wie die gegenwärtige Leitung der bayerischen Staatsbibliothek zu München versichert, sind Pruners unveröffentlichte Handschriften nie an die dortige Bibliothek gekommen. Die Akten des Nachlassgerichtes zu München, die dort im Anschluss an Pruners Testament erwachsen mussten, falls sich die bayerische Staatsbibliothek um den Erwerb von Pruners Nachlass bemühte, sind eingestampft worden. In Münchens Kreisarchiv, im Museum für Völkerkunde, im anatomischen, anthropologischen und prähistorischen Institut zu München befinden sich gleichfalls keine Schriftstücke und Gegenstände, die auf Pruners Nachlass Bezug hätten. Die Notiz der Minerva Handbücher „Jahrbuch der gelehrten Welt", 1928, Bd. 1, Deutsches Reich, S. 555, nach welcher vom Leibarzt des Khedive von Aegypten Dr. Pruner-Bey der Hochschul-Bibliothek München arabische und anthropologische Literatur geschenkt wurde, bezieht sich nach der mündlichen Erklärung des derzeitigen Abteilungsdirektors der bayer. Staatsbibliothek, Herrn Walther Fischer, welcher diese Angabe veranlasste, als er noch Oberbibliothekar der Münchener Universitätsbibliothek war, nicht auf die fragliche Hinterlassenschaft Pruners, sondern auf Geschenke, die schon zu dessen Lebzeiten an die Universitätsbibliothek gingen. Auch der vormalige Direktor der Universitätsbibliothek Prof. Dr. H. Georg Wolff und der gegenwärtige Direktor Dr. Ad. Hilsenbeck äusserten sich bezüglich der Bemerkung des Minerva Handbuches dahingehend. Pruneriana sind endlich weder im Besitze der preussischen Staats-

bibliothek, noch der württembergischen und badischen Landesbibliotheken, noch der Nationalbibliotheken in Wien und Rom.

Dagegen besitzt die bayerische Staatsbibliothek 51 von Pruner-Bey erworbene, arabische, persische und türkische Handschriften, die der Bibliothek schon im Jahre 1857 grösstenteils durch die edle Schenkung ihres früheren Besitzers zuteil geworden sind.

Josef Aumer, der ehemalige Sekretär der Bibliothek, hat diese wertvollen orientalischen Handschriften medizinischen, historischen und poetischen Inhalts 1866 genau und sachkundig beschrieben. Der Name Pruner-Bey ist im Codex orientalis der Staatsbibliothek den Handschriften in der irrtümlichen Form „Prunneri" beigesetzt. (Vgl. Josef Aumer „Die arabischen Handschriften der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek" München 1866 (Catalogus codicum m. B. R. M. I, 2), S. VII und S. 171 usw.)

(Fortsetzung folgt).

BIBLIOGRAPHIE.

H. Lemoine, *Les égouts de Paris du XIVe siècle à 1825*, Paris, 1929—30, in 8°, 72 p., 1 planche, 2 figures dans le texte. Extrait de la *Revue de Chambre syndicale de maçonnerie, ciments et béton armé de la Ville de Paris et du Département de la Seine.*

Ce travail, dont l'auteur est archiviste départemental de Seine-et-Oise, constitue un chapître important de l'histoire de l'hygiène publique à Paris. Les pages relatives à l'époque médiévale m'ont particulièrement intéressé.

Le document le plus ancien relatif aux égouts parisiens date de 1325; c'est une donation faite à l'Hôtel-Dieu par l'apothicaire Jean Roussigneul, de deux maisons contiguës rue du Sablon, formant le coin du côté de "l'Egout l'Évêque". Cet égout était le seul de l'île de la Cité, où les immondices, entrainées par la pluie, s'en allaient tout naturellement vers la Seine, en suivant la pente de rues. Sur la rive gauche, la Bièvre qu'en 1151 les chanoines de Saint-Victor avaient détournée pour la faire passer par leur enclos, servait de déversoir aux eaux souillées des quartiers à

l'Est de la Montagne-Sainte-Geneviève. A l'Ouest, il n'y eut sans doute pas d'égouts avant le XVII[e] siècle.

En ce qui concerne la rive droite, la tradition attribue à Hugues Aubriot, prévôt de Paris sous Charles V, la construction d'un égout couvert qui commençait rue Montmartre au-delà de la muraille du XIII[e] siècle et se terminait à 300 mètres plus loin, dans les fossés de la nouvelle enceinte. L'égout de la rue Saint-Dénis était au moins aussi ancien. Vers la fin du XIV[e] siècle un troisième égout suivait la rue Saint-Antoine. Il n'était sans doute voûté qu'en partie, car ses émanations incommodèrent Charles VI, dans sa résidence de l'hôtel Saint-Paul. Le Roi prescrivit une enquête, qui fut confiée à trois de ses conseillers, à cinq maçons et à quatre charpentiers et, en 1412, l'égout de la rue Saint-Antoine fut remplacé par l'égout Sainte-Cathérine, établi sur le parcours de l'actuelle rue de Turenne. Le nouvel égout était lui aussi découvert. Aussi cent-quarante ans plus tard, empesta-t-il une autre résidence royale, le palais des Tournelles où résidait volontiers Henri II. Ses eaux étaient d'autant plus fétides que les poissonniers de la rue Baudoyer avaient pris l'habitude d'y jeter les déchets de leur commerce.

Du XVI[e] au XVIII[e] siècle l'histoire des égouts parisiens est celle des efforts de nos rois pour assainir leur capitale, efforts qui se heurtèrent trop souvent au mauvais vouloir du Bureau de la ville et à l'indifférence des habitants. Il faudra attendre le Premier Empire pour voir s'ouvrir l'ère des grands travaux. A cette oeuvre est attaché le nom d'Emmanuel Bruneseau qui, Inspecteur général de la salubrité depuis 1786, fut nommé Inspecteur des égouts de Paris le 18 juin 1805.

Dr. Ernest Wickersheimer.

EINIGE ANSCHAUUNGEN ÜBER DIE FUNKTION DER HYPOPHYSE.

VON

G. NIEUWENHUIS,
cand. med. Leiden.

So lange wir denken können, hat die Hypophyse den Forschern, Anatomen wie Physiologen, viel zu denken gegeben. Fest eingeschlossen zwischen den Knochen der Sella turcica und ganz bedeckt vom Cerebrum, war dieses Organ für den Anatomen schwer erreichbar. Auch die anatomischen Verhältnisse in Bezug auf die weitere Umgebung (Lauf der grossen Gefässe und Venenplexus usw.) machten die genaue Einsicht in die Anatomie dieses Hirnteils schwierig. Aber noch zahlreicher als die anatomischen, waren die physiologischen Schwierigkeiten. Durch das Fehlen einer auch ganz oberflächlichen Einsicht in der Bau dieses ziemlich kleinen Organs, hatten die alten Mediziner keine Gelegenheit die Funktion kennen zu lernen. Ehe es soweit kommen würde, sollten noch manche Jahre vorüber gehen und auch jetzt ist die Wirkung der Hypophyse noch immer nicht in Einzelheiten bekannt. Aber wenn es auch den Forschern an objektiver physiologischer Kenntnis fehlte, die Teleologie triumphierte und für jedes Organ hatte man, war es auch eben gefunden, unmittelbar eine Erklärung fertig, die aber nur zu häufig wechselte. Die meisten Erklärungen klingen uns jetzt sehr primitiv, besonders, weil sie meistens auf einer mangelhaften Kenntnis der anatomischen Verhältnisse gegründet waren. Zum Beispiel erklärte der holländische Anatom Johan van Beverwyck das topographische Verhältnis der Lungen zum Magen wie folgt: Es gibt zwei Gründe weshalb das respiratorische Organ über dem Organ des Stoffwechsels liegen muss, denn: wär dieses nicht

so eingerichtet, so würde Rauch und Geruch aus dem Magen (welchen er, ganz in dieses Kader passend, die Küche des Körpers nennt) das Gehirn und sonstige Sinnesorgane, welche höher liegen, unangenehm berühren und schaden können. Und ausserdem soll das „Werkzeug zum Atmen" höher liegen als das der Verdauung, einfach deshalb, weil es wichtiger ist.

Eine ähnliche teleologische Erklärung fand man auch für die Hypophyse. Die erste Beschreibung dieses Organs finden wir bei Galen. Dieser bearbeitet in seinem „De usu partium", Lib. IX, Cap. 3. das Gehirn anatomisch und teleologisch und räumt einen grossen Teil dieses Artikels der Ernährung und besonders dem Abfluss der schädlichen Stoffe (die sogenannten Peris somata) ein.

Die Nahrung, welche Mensch und Tier zu sich nehmen, ist, wie Galen behauptet, immer aus zwei Teilen aufgebaut. Sie besteht aus einem nutritiven Teil, die Nahrung im engern Sinne, und aus einem Residuum. Dieses gilt für alle Nahrung, also auch für die, welche vom Gehirn aufgenommen wird. Zum ruhigen Fortleben eines Organismus ist natürlich eine hinreichende Ernährung notwendig. Aber nicht nur die Zufuhr der Nahrungsstoffe muss genügend funktionieren, sondern auch die Abfuhr der schädlichen Elemente muss hinreichend geschehen. Ist die Nahrung im Organismus angelangt, in casu also im Gehirn, so wird der nutritive Teil vom Gewebe absorbiert und dadurch bleibt ein Rest übrig. Dieser Rest der Stoffe ist also schon vom Anfang an mit der Nahrung verbunden. Galen kennt also keine Abfallprodukte, welche vom Stoffwechsel gebildet sind. Die Natur hat, wie Galen sagt, viele konstante Tätigkeiten und eine, welche in diesem Kapitel von Interesse ist, findet man in der Arbeit, welche immer die Körperteile von den Resten der Nahrung reinigt. Wie in manchen ist auch in dieser Eigenschaft das Gehirn weit höher entwickelt als der übrige Körper. Eine Hemmung in der Abfuhr der schädlichen Stoffe würde hier einen viel grösseren Einfluss haben als anderswo. Wenn diese Stoffe nicht regelmässig abgeführt werden, so entsteht eine Stauung, welche sich auf mehreren Arten äussert. Erstens hemmt diese Stauung die Zufuhr frischer Nahrungsstoffe, wodurch diese Mittel nicht zu den Geweben gelangen können. Zweitens wird, wie Galen sagt, das Gewebe, wie die Tiere, welche sich bei Hunger und Mangel an Nahrungsmittel auf Abfall und Dreck stürzen, sich

zugute tun mit dem was gerade zum Greifen nahe liegt und sich eventuell mit anormalen Stoffen vergiften. Aber Galen ist sehr besorgt, dass diese gehemmten Stoffe allmählich in Zersetzung übergehen, also „heisser und schärfer" werden und auf diese Weise eine Ursache werden für Erysipel, Fieber, Herpes, Anthrax (in der allgemeinen Bedeutung: Karbunkel) und „tausend sonstige Krankheiten"!

Um all diesen unangenehmen Folgen vorzubeugen, hat die Natur, zumal diese wichtigen Teile, mit überaus grosser Sorgfalt mit guter Exkretion des Abfalls versehen.

Dieses genannte Residuum, das also von der Assimilation der Nahrungsstoffe zurückgeblieben ist, besteht aus zwei Teilen; nämlich: nebelhafte und russige Stoffe, Dämpfe also, welche eine „natürliche Neigung" zum Steigen haben, und zweitens: dickflüssige, welche ausserdem noch beladen sind mit Stoffen, welche eine Neigung zum Sinken haben. Ganz diesen Umständen angepasst, hat die Natur für diesen Abfall zwei Arten Abfuhrgänge geschaffen: die, für die „nebelhaften" Stoffe befinden sich im obersten Teil der Schädelhöhle, und die für die schwereren Stoffe auf dem Boden der Hirnlumina. Letztere sind ziemlich gross und weit, ganz im Einklang mit der Qualität und Quantität dieser Stoffe; es sind Gänge, welche durch grosse, deutlich sichtbare Öffnungen, der Nasenhöhle zu laufen. Die Ersten dagegen sind nur sehr eng, weil diese für die dünneren Gase genügen. Oft kann man diese Gänge nicht einmal sehen, weder am Körper, noch am Kopfe. Spezielle Gänge sind fast nie anwesend. Gerade so wie Gasbläschen, welche sich im Wasser befinden, durch die Oberfläche gehen, ohne dass eine Öffnung hinterlassen wird, so gehen, wie Galen sagt, diese leichten Stoffe durch die Gewebe, welche durch Bau und Art ebenso im Stande sind diesen Stoffen Durchgang zu gewähren. Die wenigen speziellen Gängen in den Geweben schliessen sich unmittelbar, nachdem das Gas hindurchgegangen ist. Dieses ist die Ursache, dass man diese Öffnungen nie sieht. In den weichen Teilen des Kopfes, in casu also in der Gehirnsubstanz selbst, in den Gehirnhäuten und in der Kopfhaut, sind diese Gänge also überflüssig. Ganz etwas anderes gibt es aber in der knöchernen Wand der Schädelhöhle. Diese starke Bekleidung ist notwendig als Schutz des wichtigen Gehirns. Um dieser Wand eine ordent-

liche Dicke zu geben, aber zugleich damit nicht zuviel Schwere, hat die Natur die Spongiosa geschaffen, welche ausserdem bei der Exkretion der Gase gute Dienste leistet. Der Knochen ist wegen seiner Härte weniger geeignet, um bei dem Herannahen das Gas bläschen zu spalten; in der knöchernen Wand des Schädels sind also wohl Öffnnngen notwendig, um die Gase ab zu führen. Diese Öffnungen sind relativ viel grösser als notwendig ist für die Gase, welche nur aus dem Schädelinhalt emporsteigen. Galen vergleicht den Schädel mit dem Dach eines geheizten Hauses; ebenso wie dieses Dach die emporsteigende Wärme, aus dem Erdgeschoss und aus der Dachkammer, sammelt soweit sie nicht aus Fenstern und Türen entweicht, so sammelt der Schädel nicht nur die emporsteigenden Gase des Gehirns, sondern auch die welche aus dem Rest des Körpers, wieder soweit diese nicht von den umgebenden Weichteilen abgeführt werden. Die Schädelwand muss also eine extra Menge Gase ableiten können und dazu hat die „weise Natur" die Spongiosa geschaffen und so die Knochen kavernös gemacht und ausserdem diese durch Nähte verbunden, welche fest sind und zugleich Gasen den Durchgang gewähren (Galen beschreibt hier weiter die Suturae serratae). Er behauptet immer, dass es besser ist, wenn eine kleine Menge Organe viele Funktionen haben, als wenn eine geringe Zahl Leistungen von vielen Organen ausgeübt werden. Wenn die Abfuhrgänge für die Gase über alle Schädelknochen verbreitet wären, so würde viel von der Festigkeit eingebüsst, weil diese Öffnungen dann zu zahlreich sein müssten, um den Überfluss ordentlich entlassen zu können.

Die „nebeligen und russigen" Stoffe verlassen den Schädel also durch die Suturen und bahnen sich dann einen Weg durch die Galea aponeurotica und die weiche Kopfhaut nach aussen (die Galea entsteht, wie Galen sagt, aus Fasern der dura mater, welche durch die Nähte nach aussen gehen).

So weit also die Anschauungen des Galens über die Exkretion der flüchtigen Stoffe. Bevor er jetzt den Abfuhr der schleimigen Substanze bespricht, beschreibt er zuerst die Anatomie des Bodens der Gehirnhöhlen. Der dritte Ventrikel, welcher die Nahrung aus beiden lateralen Kammern bekommt, ist nicht als jene doppelt, sondern nur einfach und hat ausserdem ein viel kleineres Lumen. Die Ursache liegt in der Tatsache, dass in den Seitenventrikeln

den nutritiven Teil der Nahrung aufgenommen wird und also nur das Residuum im dritten Ventrikel anlangt, bestimmt um abgeführt zu werden. Dieser mittlere Teil des Gehirns ist der Sammelplatz einiger Gänge, von welchen die ersten Zwei schon genannt worden sind, nämlich die, welche das Residuum aus den Seitenventrikeln anführen. Ein Dritter fällt schräg von hintenoben ab und verbindet das Cerebellum mit dem Gehirn (!). Der Anfang dieses Kanals liegt nahe der Valvula Vieussenii [1]). In der französischen Übersetzung Darembergs schreibt dieser, dass Galen wahrscheinlich zu dieser Auffassung kam, weil diese Valvula sehr schwach ist und beim Präparieren leicht zerreisst, und auf dieser Weise eine Öffnung entsteht. (In Übereinstimmung mit dieser Meinung sagt Galen, einige Seiten weiter, dass diese Öffnung dann und wann geschlossen ist).

Von dieser Öffnung aus geht der Gang unter der Arachnoidea durch nach dem Mittelhirn, nach einem Fenster, mit welchem Galen wahrscheinlich das Foramen Magendie meint. In der Nähe dieses imaginären Bindeganges fand er die Epiphyse. Er erzählt wie frühere Forscher (von welchen er nicht die Namen nennt) diesem Organ eine Rolle gaben beim Öffnen und Schliessen des genannten Ganges, wie der Pylorus (er nennt diesen Muskel eine Drüse!) die Abfuhr aus dem Magen reguliert. Galen aber sagt, dass die Epiphyse (er nennt sie Conarium) nicht der Regulator des Pneumastroms vom dritten Ventrikel nach dem Cerebellum sein kann, weil sie kein Hirnteil ist (!), und sich also nicht mit diesem gleichzeitig kontrahieren kann. Er gibt diesem kleinen Organ eine Bedeutung als Stütze der V. magna cerebri (V. Galeni), ebenso wie die Lymphdrüsen, welche in den Verzweigungen der Baucharterien liegen. Wie diese würde die Epiphyse nur als Stütze dasein, auf der Stelle, wo diese Vene aus dem Zusammenfluss der beiden Venae cerebri internae entsteht.

Der vierte Gang steigt aus der Ventrikelhöhle hinab. Das Zusammentreffen der verschiedenen Gänge geschieht an einer Stelle, welche die Form eines Trichters (= Infundibulum) hat.

---

1) In den „Etudes sur André Vésale" von Burggraeve, finden wir über diese Valvula: c'est la membrane mince et transparante, qui bouche supérieurement le ventricule du cervelet"; und „la membrane, qui unit également la moelle au cervelet, bouche le quatrième ventricule". Auch Vesal meint, der Aquaeductus Sylvii gehe vom dritten Ventrikel nach dem Cerebellum.

Nach unten verengt sich dieser Gang und läuft nach einer niedrig gelegenen Drüse, welche wie eine abgeplattete Kugel aussieht. Einen weiteren Name als „Glandula" gibt Galen nicht.

Hinter dieser Drüse findet er einen Knochen, der aussieht wie ein Sieb. Die Wand des Infundibulums, welche also die Hirnbasis mit der Glandula verbindet, muss deshalb unbedingt membranös sein; und weil schon eine feine Haut die Hirnmasse bekleidet (die „pia mater", welche von Galen die „membrana chorioidea" genannt wird), so ist es unnötig nach einer zweiten Verbindung von Glandula mit Gehirn zu suchen. Das Infundibulum besteht also aus pia mater.

Nachdem Galen diese anatomischen Verhältnisse genannt hat, hat er natürlich auch schon den Zweck begriffen: dieser ist der Weg für die zähen Abfallstoffe des Gehirns. Er findet die Funktion dieser Organe so selbstverständlich, dass er sie nur erwähnt, um keine Lücke in der Beschreibung zu machen.

Die Glandula filtriert diese Stoffe, was schon ältere Anatomen wussten, aber Galen findet dieses eine kaum nennenswerte Leistung. Unbegreiflich ist es, dass sich die Forscher nicht weiter bemüht haben mit der Frage, weshalb der Abfall nicht unmittelbar durch die Öffnungen des Gehirns abfliesse, statt zuerst von einer Drüse filtriert zu werden. Diese Frage findet er wichtig genug nach zu forschen, aber auch Galen bleibt die Antwort schuldig.

Diese Hirnteile, welche also den Abfuhr der Stoffwechselprodukte versorgen und deshalb von grossem Wert sind, sind ringsherum geschützt von festen Knochen, (Schädeldach, Os sphenoideum usw.) und ausserdem vom Gehirn. Dieser Schutz ist ganz hinreichend; also wird, wie Galen sagt, das Tier schon viele Male tot sein, bevor diese Gegend lädiert wird. Weiter hat die dura mater bei dem Schutz eine wichtige Rolle; die Glandula selbst aber liegt ausser dieser Haut, wird dagegen ganz von Knochen umgeben.

Neben dieser Hirndrüse hat auch das Siebbein eine Aufgabe bei der Exkretion. Wenn die Stoffe durch die dura mater getreten und in der Hypophyse filtriert sind, so fliessen sie (offenbar von der Tiefe der sella turcica empor!) nach vorn um dann durch die Öffnungen der Siebplatte in die Nasenhöhle zu kommen, aber auch durch Öffnungen im Os sphenoideum selbst, welche Galen dort in grosser Menge behauptet gefunden zu haben.

Diese Kanäle sind nicht gerade, sondern winden sich (sodass

Galen, nach dem Beispiele Hippocrates, lieber von os spongoides als von os ethmoidale spricht) und bilden so eine ziemlich lange Strecke für die Schleimmassen. Diese werden jetzt von den Atembewegungen hin und her getrieben und auf diese Weise aufs Neue filtriert. Sind sie einmal in der Nasenhöhle angelangt, so werden die Stoffe leicht aus dem Körper entfernt. Der Nasenschleim wird also von Stoffwechselprodukten des Gehirns gebildet!

Die Kanäle des Siebbeins aber haben auch eine Funktion beim Atmen. Bei der Inspiration strömt die frische Luft via Nasengänge durch die Öffnungen der lamina cribrosa, wo sie auf die erforderliche Temperatur gebracht wird, nach den beiden Seitenventrikeln ab. Jede Nasenhälfte entspricht einem Ventrikel. Es gibt also zwei Ventrikel, weil es zwei Nasenlöcher gibt und ausserdem, weil alle Sinnesorgane doppelt anwesend sind. Die In- und Exspiration des Gehirns geschehen durch die Seitenventrikel. Zugleich mit der letzten Bewegung wird der Schleim nach der Nasenhöhle fortgetrieben. Eine Niesbewegung ist also ein Versuch, den Schleim, der durch irgend eine Ursache sich in den Kanälen staut, mit Kraft herauszuschleudern. Bei der Inspiration werden ausserdem die Riechstoffe, welche in geringer Konzentration mit der freien Luft mitströmen, in der Siebplatte verdichtet und so dem Gehirn zugeführt. Dieses geschieht ebenso in der dura mater, welche wieder ein Beispiel für die Regel ist, dass es besser ist, wenn ein Organ mehrere Funktionen hat, als wenn mehrere Organe jede nur wenige Funktionen ausüben; hier also Schutz des Gehirns, und ausserdem Verzögerung des Feuchtigkeitsabflusses (für die Filtration) und der Luftzufuhr (für die Erwärmung und Konzentration).

In grossen Umrissen sind diese die galenischen Auffassungen über die Bedeutung der Hypophyse für die Zirkulation der Gehirnflüssigkeiten. Gehen wir jetzt in der Geschichte weiter, so finden wir fast nichts über diese Sache beschrieben bis zum 16ten Jahrhundert, also bis Vesal. Nur von Avicenna wird die Hypophyse genannt als „Alchamba", aber genaueres gibt dieser nicht.

Vesal aber, der grosse Anatom, gibt in seiner „De humani corporis fabrica Lib. VII", Basel 1543 im siebenten Buch, eine genaue Beschreibung dieses Hirnteils. Beschreibungen, welche sich ausdehnen über die nächste Umgebung dieses „Drüschens" und in

der Art einer anatomischen Demonstration und Leitfaden für den Seziersaal geschrieben sind. Sehr deutlich zeigt er, dass Galen seine Kenntnis aus den Schädeln von Schafen und Kühen geholt hat. Besonders weist er daraufhin, dass dieser einen netzformigen Plexus von Blutgefässen beschreibt, welcher nicht beim Menschen, sondern bei diesen Tieren sehr deutlich anwesend ist. Und er schüttelt sein weises Haupt über die Meinung Galens, die durch die Wand der Hypophyse (welche Vesal als sehr kräftig beschreibt) und durch das sehr feste Os sphenoideum, wo Vesal keine Öffnungen fand, wie Galen, den Schleim nach dem Gaumen wegfliessen lässt ...... quid Galeno in mentem venerit, quod per crassissima ossis cuneum referentis sedem, quam spongiae modo peruiam esse scribet, pituitam calari censuerit (Fabrica 1543, Seite 654). Er weist auf die Tatsache, dass die Gänge für die Atmungsluft und den Schleim leicht und deutlich zu präparieren sind und dass also hierdurch kein Irrtum zu entstehen braucht.

Schliesslich lässt Vesal es nicht nur bei Beschreibungen, sondern er gibt auch Abbildungen. In der Fabrica finden wir fünf Zeichnungen, welche den Hirnanhang mit Umgebung (Arteriae und Nervi optici) darstellen. Neben einander gibt Vesal z.B. den Arterieverlauf, wie er es bei mehreren Sektionen fand (und beschreibt auch Variationen) und wie es wäre nach dem retikulären Plexus Galens. Beschreibungen also von Sektionen menschlicher Leichen und von Schafen und Kühen, wo er den Plexus deutlich fand.

Vesal verneint also, dass der Schleim des Gehirns quer durch die Wand der Hypophyse (von ihm in den Erläuterungen der Abbildungen „glans, pituitam cerebri excipiens" oder „glans, in quam pituita destillat", kürzer als „GLANDULA PITUITARIA" genannt) hindurch sickert. Diese Wand ist dafür zu dick. Ebenso leugnet er die Öffnungen im Os sphenoideum und betont eben die Härte der Knochen. Aber auch er sieht in diesem Organ, die „Aichel des Hirns", den Abführweg für den „Rotz des Hirns" (wie es im Deutschen Vesal vom Jahre 1551 in Nürnberg deutlich erwähnt wird). Zwischen sella turcica und Rachen sieht er keine Verbindung, aber wohl beschreibt er 4 Abfuhrgänge für den Schleim, welche nach den Spalten der Umgebung (im Siebbein, im Körper des Keilbeins und in den Pyramiden des Os temporale) laufen. Durch die foramina optica geht der Schleim nach der Orbita (= die Träne).

Auf der Abbildung I (das sind die Abb. 17a, 17b und 18 der Fabrica, Seite 621) sehen wir unten eine Skizze der Glandula, wo *A* die Drüse vorstellt, *B* das Becken, welches den Schleim auffängt und C, D, E & F die meatus, ad faciliorem pituitae huc decubentis egressum paratos". Die obere Abbildung zeigt den Plexus nach Galen und die mittlere, wie Vesal den Zustand beim Menschen fand, einen Teil also des Circulus arteriosus Willisii.

Während langer Zeit hat man gemeint, dass die Abbildungen der Fabrica alle Originale sind, und dass diese hier zum ersten Male erschienen. Dieses ist aber nicht so. Der holländische Historiker Dr. de Lint hat genau solche Abbildungen gefunden auf anatomischen Holzschnitten von Corn. Bosch, welche schon vor 1540 herausgegeben sind (im Jahre 1539 in Strassburg). Auch hier sehen wir die „Glandula pituitaria excipiendis, cerebri totius supervacuis destinata" versehen von vier Abfuhrgängen „serosa humores expurgantes". Selbst die Buchstaben bei den Teilen sind dieselben. Der Verleger der Fabrica hat also, wie es in dieser Zeit oft geschah, einfach das Holzklischee von früheren Arbeiten geliehen. Für die Fabrica sind also nicht immer Originale geschaffen.

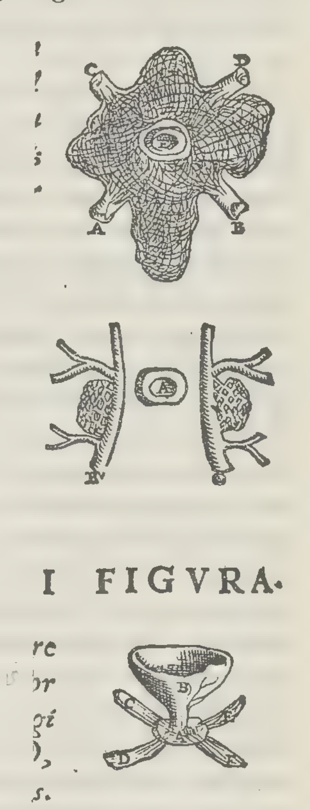


Abb. 1.

Dass in dieser Zeit die Idee der internen Sekretion noch weit entfernt war, finden wir auch in Vesal. Die Meinung mancher Forscher, dass die Milz eine Drüse war und ihr Sekret (den „succus melancholicus") durch einen Gang nach dem Magen sezernierte, wird von Vesal widerlegt. Auf Seite 440 sagt er: „(primum enim nullum meatum illi, quo bilis in intestina repurgatur, similem esse haud ambigo) Venae autem, quae sinistro ventriculi lateri implantantur, non a lienis prodeunt corpore, sed ab illis quae jam lieni inserentur". Die Vene von der Milz nach dem Magen, sie ist

„imaginatione solum, non sectionibus ita edocti". Die „Canales gastro-splenicae" suchte Vesal umsonst und auf Seite 513 sagt er „Ego sane de hoc recrementi lienis in ventriculum eructatione, et ejus usu nihil affirmare audeo". Die Milz hat eine Aufgabe bei der Blutverteilung, kann aber keine Drüse sein, weil sie keinen Abfuhrweg hat (man findet ja keinen bei den Sektionen!)

Die oben genannten Abbildungen der Fabrica finden wir nun bei mehreren späteren Forschern zurück; Dulourens, Palfyn, Remmelin, Verheyen usw. haben alle ihre Arbeiten mit genauen Kopien von Vesals Zeichnungen versehen. Remmelin übernimmt selbst die Abbildung des „rete mirabile", des retikulären Plexus (siehe oben), welche Vesal zeigt, zur Erklärung der falschen Meinung Galens, ohne weitere Bemerkungen und beschreibt diese in seiner „Anatomia humani corporis" (1619). In der holländischen Übersetzung von J. Dancker (1667) wird die Hypophyse noch „slymklierken" (= Schleimdrüschen) genannt.

Ambroise Paré (1561) hat noch einige andere Meinungen über die Gehirnzirkulation: Nachdem die Nahrungsstoffe durch den Körper verbraucht sind und zugleich getrennt in „schleimige und gasartige" Exkrementa, gehen die Ersten durch die „apophyses mamillaires"(!) hinaus; normaliter durch beide apophyses, aber bei einseitigem Schnupfen nur durch eine. Ausserdem kommt hierdurch die Atmungsluft in das Gehirn, bei Schnupfen tritt natürlich auch hier eine Störung auf. Die Hypophyse nennt er „GLANDE PITUITAIRE" und meint wieder, dass der Schleim via die Choane oder Pelvis durch diese Drüse das Gehirn verlässt. Die gasartigen Abfallprodukte, die „vaporeux esprits animaux", werden, so lehrt Paré, nicht abgesondert, sondern bleiben bis zum Tode als Gas da, verdichten sich dann und bilden so den Liquor cerebrospinalis. Intra vitam kann man also keine Hirnflüssigkeit finden.

Coiter nimmt in seinem Buch „Externarum et int. princip. humani corp. partium tabulae", auch die Wörter „glandula pituitaria, choane" usw. und ist mit Galen einverstanden, was den plexus reticularis betrifft.

Eben dasselbe kann gesagt werden von Casserius in den „Tabulae anatomicae" (1627), während in der deutschen Übersetzung (1632) „Schlammdrüslein" gebraucht wird.

Dulourens (Andreas Laurentius) lässt in seiner „Anatomia humani corporis" aus dem Jahre 1600 ebenso die dicken, zähen Abfallprodukte durch die glans pituitaria nach dem Gaumen hinabfliessen, meint aber, dass diese glans nicht hohl, sondern wie ein Schwamm gebildet ist und die Stoffe aufsaugt. Das rete mirabile Galens findet er nicht und meint, diese Name passe besser für die beiden plexus chorioidei. Auch hier finden wir genau die selben Zeichnungen wie bei Vesal.

Der süd-niederländische Anatom Palfyn erwähnt in seiner „Heelkonstige Ontleeding" (zweiter Druck 1733) noch einige Besonderkeiten. Die Drüse ist immer mit einem markähnlichen Stoff bekleidet und die Wand wird von der pia mater gebildet. Der Schleim, abgesondert von den plexus chorioidei, strömt wieder durch die „Höhle" aus der Drüse nach unten, und mischt sich mit den Stoffen, welche von der Drüse selber abgesondert werden. Dieses Gemisch fliesst dann durch den grauen Teil (d. h. der lobus anterior, welcher tatsächlich kavernös ist) nach den kleinen Venen und gelangt so in die Vv. jugulares. Auch die Corpora mamillaria nennt er Drüsen. Weiter beschreibt er genau die Bekleidung mit den Hirnhäuten und erzählt, wie Steno in den plex. chorioidei Drüschen gefunden zu haben glaubt, während Ruysch diesen Ursprung des Hirnschleims ganz verneint. Die Zufuhr der Stoffe geschieht wieder vom Blute, das linea recta aus dem Herzen nach dem Gehirn strömt. Die Gefässe verteilen sich hier in ganz feine Zweige, die so aufgebaut und geordnet sind, dass sie nur die „feinsten und flüchtigsten Teilchen", die „spiritus animales" dem Gewebe zuführen. Diese spiritus strömen durch die Markstrahlungen der Nerven zu verschiedenen Zwecken nach dem Gehirn und Rückenmark. Das Übrige geht mit dem Blute weiter.

Palfyn beschreibt ausserdem noch kleine Knötchen, welche er oben im Schädel auf den Meningen gefunden hat, die „granulationes", aber weiter fesseln sie seine Aufmerksamkeit nicht. Der Text Palfyns ist in diesem Kapitel fast derselbe, wie der eines früheren Buches, der Anatomia Verheyens aus dem Jahre 1711, welches Buch er gewiss gekannt hat. Die Abbildungen sind in beiden Werken gleich und wieder dieselben, welche wir bei Vesal fanden. Die Klischees wurden offenbar von mehreren Verfassern

verwendet. Verheyen beschreibt auch das „wunderliche Netz" (Seite 357—359) welches, von kleinen Zweigchen der Carotiden gebildet, die Drüse umgibt, aber das beim Menschen nicht gefunden wird. Bei einigen französischen Autoren (de S. Hilario u. a.) fand er die Meinung, das venöse Blut des Gehirns mischt sich im Sinus sphenoidalis (von ihm „pylwyse inboeseminge" d. h. „pfeilartige Hohlheit" genannt) mit frischem, arteriellem Blut, damit das erste wieder „frischer und lebendiger gemacht werde". Er hat nicht gesehen, dass die kleinen Gefässe, welche nach dem sinus laufen, in diesen offen einmünden, aber verneint diese Möglichkeit nicht. Die cortex cerebri hat eine drüsenartige Konstruktion und hat die Aufgabe, die „Geister" (spiritus) aus dem Blute zu holen; die weisse Substanz soll die „Verteilung und Wirkung" derselben versorgen. Der Abfall sickert durch die „netzartige Flechtwerke" und aus dem corpus callosum (welches er das „wehrartige Körper" nennt) durch den Trichter nach unten, dann durch die Löcher des Sphenoids und befeuchtet den Rachen, in dem ein Teil zu Rotz gerinnt und via Nase und Mund entfernt wird.

Trotzdem dass Willis die Existenz dieser Öffnungen im Keilbein beim Menschen verneint (und höchstens nur einige Gefässe annimmt, durch welche der Schleim nach den Halsvenen abfliesst) hat Verheyen diese Meinung nicht. Er verneint diese Möglichkeit nicht ganz, aber ebensowenig die, welche Schleim nach Nase und Mund fliessen lässt. Nach Verheyen würde die glandula pituitaria ganz überflüssig sein, wenn später wieder der Abfall mit dem von der Drüse abgesonderte Produkt wieder zusammengebracht würde. Kurz zusammengefasst: seiner Meinung nach teilt die Schleimdrüse die Gehirnfeuchtigkeit in zwei Teilen: der eine Teil wird via die Halsvenen abgeleitet, der andere fliesst nach Mund und Nase ab. Öffnungen in der sella turcica sind dafür nicht notwendig. Er nimmt kleine Röhrchen an, welche mit den Gefässen und (oder) mit den Nerven durch die knöcherne Wand hindurchdringen. Die plexus chorioidei haben die Aufgabe die Nachbarteile mit dem Blute zu erwärmen und den Strom zu hemmen zur besseren Resorption.

Bis hier habe ich Meinungen verschiedener Forscher aus dem 16—18ten Jahrhundert über die Bedeutung der Hypophyse erwähnt.

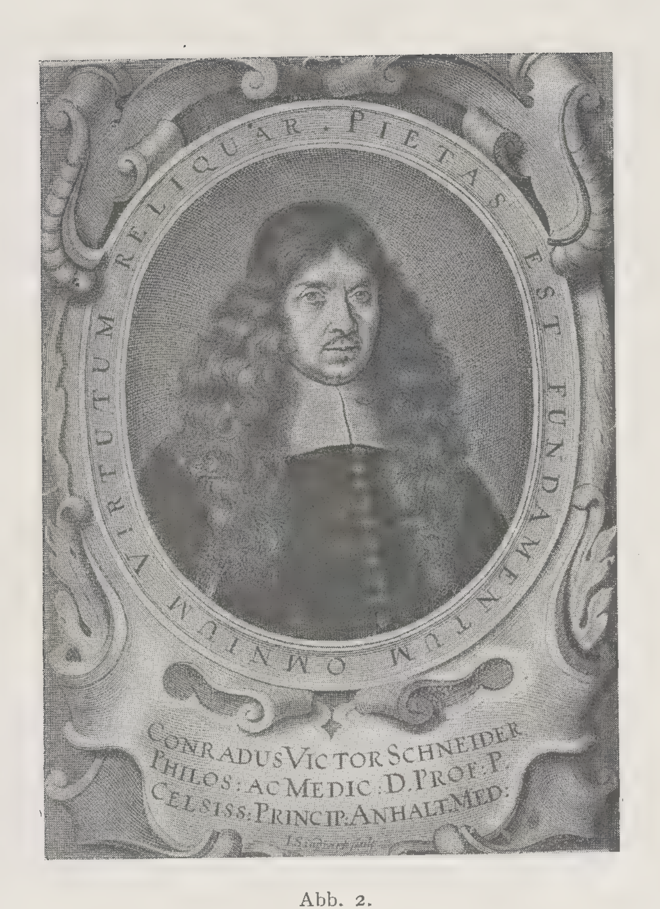

PIETAS EST FUNDAMENTUM OMNIUM VIRTUTUM RELIQUAR.
CONRADUS VICTOR SCHNEIDER
PHILOS: AC MEDIC: D. PROF: P.
CELSISS: PRINCIP: ANHALT. MED:

Abb. 2.

Alle stehen also noch immer auf dem gleichen Plan wie Galen, sind auch einige deren Theorien nach besserer Forschung geändert oder verworfen.

Aber lange dauert dieser Zustand nicht mehr. Im Jahre 1660 war in Wittenberg das umfangreiche Werk Conrad Victor Schneiders erschienen. Schneider (1614—1680, Abb. II) war Leibartz des Kurfürsten von Sachsen und Professor an der Universität Wittenberg. In diesem grossen Werk „de Catarrhis etc." finden wir sehr umständlich die „Geburt des Schleims" behandelt und im zweiten Buch, Capita I bis XVIII ins Besondere die Tätigkeit der Hypophyse und die Zirkulation des Gehirns. Eine Meinung nach der anderen wird von ihm bestritten und widerlegt. Er zeigt, dass der Schleim nicht unter der Haut des Kopfes herunter strömt und dann durch die foramina des Keilbeins und Siebbeins nach dem Mund und Nase, wie Hippocrates schon lehrte. Dieser meinte auch, der Schleim ströme durch die Venen und nach Hippocrates hatten Aristoteles und Galen die selben Meinungen. Die Feuchtigkeit wird zwischen dura mater und Knochen gespeichert und von hieraus abgeführt durch die obengenannten Fenster. Schneider aber hat gefunden, dass die dura mater als Endost dem Knochen dicht anliegt und ausserdem viel zu fest ist, um die Flüssigkeit durch zu lassen. Die dura mater und pia mater sind erst nach dem Tode feucht und, gäbe es schon intra vitam Hirnflüssigkeit, so würde es an den, die beiden Hirnhäuten verbindenden Fasern sitzen bleiben. Öffnungen in den Knochen gibt es nicht und käme durch etwaige Spalten Schleim nach dem Gehirn, so würde dieser Vorfall eine Apoplexie, die Epilepsie und Lethargie herbeiführen. Frühere Forscher meinten, dass es in den Ventrikeln Galle und Schleim gäbe, aber Schneider nennt auch diese Tatsache unmöglich. Ist auch das Gehirn nicht gefässlos, so kann doch Galle und Schleim nicht in die Ventrikeln gelangen. Die Bekleidung dieser Höhlen ist auch für den scharfen Schleim zu empfindlich. Auch die „Spiritus animales" werden nicht in den Ventrikeln gebildet, wie Galen sagte. Ist die Abfuhr aus der Hirnsubstanz nicht hinreichend, so entsteht keine einfache Coryza, sondern Epilepsie und Hydrocephalus. Normaliter findet Schneider in den Ventrikeln keine muköse Flüssigkeit, sondern kleine, helle Tröpfchen und vergleicht diese mit dem Liquor pericardii. Bei „Morbus phthisicus" und „M.

hydropicus" häufen sie sich an und entsteht also viel Wasser im Pericard und Hirnhöhlen, aber kein Catarrh! Würde der Schleim in den Ventrikeln gebildet, so würde bei jeder Coryza (d. h. eine Ansammlung des Schleims) auch eine Epilepsie oder sonstige ernste Krankheit eintreten, weil die dünne und empfindliche pia mater nicht die Schärfe des Schleims vertragen kann. Ausserdem würde schon die normale Abfuhr von Schleim aus den Ventrikeln sehr schwierig sein, weil es keine Öffnungen gibt und die Wände schräg sind.

Das pelvis s. infundibulum hat Schneider genauer untersucht als seine Vorgänger. Es ist nicht nur aus pia mater gebildet, sondern ausserdem gibt es noch eine zweite Hülle, dünner, feiner und viel empfindlicher als die erste. Weil obendrein das infundibulum schnell gefüllt ist (keine Abfuhrgänge hat!) kann auch dieses der Abfuhrweg des Schleims nicht sein. Besonders weil die glandula pituitaria fest ist, den Schleim also nicht aufsaugen kann, nicht hohl ist und ganz von Knochen umgeben ist und sich also nicht ausdehnen kann. Vielleicht können wohl die spiritus animales passieren, aber eine weitere Anwendung hat dieses Organ nicht! Die 4 Kanäle, welche auch von Vesal erwähnt und abgebildet sind, hat er weder im Knochen noch in der Wand des infundibulums gefunden, „sunt enim commentitii" sagt er. „Hi canales non in ossibus calvariae circa Sellam Equinam ficti extant, ut Vesalius et alii opinari videntur" (Seite 187).

In den folgenden Büchern zeigt er dann, dass der Schleim „non est excrementa cerebri" sondern „ex Sanguine exit" und also das Produkt jeder Schleimhaut ist. Dieser Regel gilt für allen Schleim. In den Schleimhäuten wird es vom Blute getrennt und dann abgesondert. Im Kopfe findet er 7 Stellen wo der Schleim gebildet wird: membr. pituitaria ant. et post.
tonsillae
ductus salivales et sublinguales
lingua
larynx et epiglottis
summogula (= oesophagus) et
gurgulio (= trachea)

„Hujus muci fons est massa sanguinea, rivulus est haec laryngis tunica", sagt er im fünften Buch. (Er beobachtete obendrein,

dass es bei Entzündung eine vermehrte Schleimabsonderung dieser Häute gibt.)

Mit Schneider schliesst eine Epoche der Kenntnis der Hypophyse ab. In den kommenden Jahren hatte man keine weitere physiologische Kenntniss dieses Organs und dieser Zustand blieb ungefähr bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts, als die Lehre von der inneren Sekretion allmählich entstand. Die Anregungen zu diesen neuern Forschungen wurden in dem Kastratentum (der Körper und die geistige Umstimmung), im M. Addisonii, M. Basedowi, im Kretinismus, Myxödem, Akromegalie usw. gefunden. Die Geschichte dieser Jahre hier zu beschreiben hat keinen Zweck; ich nenne nur die Namen Claude Bernard, Brown-Séquard, Roux und Starling für die Hormonlehre im Allgemeinen und besonders für die Hypophyse Oliver und Shäfer (Einfluss des Extraktes der Hypophyse auf dem Gefässsystem) Howell, Herring, Dale (Wirkung auf den Uterus) Paulesco (Apituitarismus und seine Folgen), Fröhlich und Bartels (Dystrophia adiposo-genitalis 1901) Cushing (Dyspituitarismus) Pierre Marie. (Akromegalie 1886) usw. Man findet z. B. in: Sir Edward Shäfer: „An introduction to the study of the endocrine glands and internal secretion" eine ausführliche Behandlung dieses Stoffes.

Nur soll noch erwähnt werden, dass wir in Hyrtl (Onomatologia anatomica) lesen, dass die Name „HYPOPHYSIS" zuerst von Sömmering in seiner „Hirn- und Nervenlehre" (§ 62) verwendet wurde.

Der Zweck dieses Aufsatzes war nur, die verschiedenen Meinungen über die Funktion der Hypophyse im Allgemeinen und für die Hirnzirkulation vorzuführen.

August 1931.

LEBEN UND WIRKEN DES ARZTES FRANZ PRUNER-BEY

zum Andenken an seinen 50. Todestag (29. September 1932).

VON

ANTON SCHÄFER,
Augsburg.

(Fortsetzung).

DIE PERSÖNLICHKEIT PRUNERS.

Als Mensch, Arzt und Gelehrter war Pruner in gleichem Masse ausgezeichnet. Durch seine Kenntnisse und durch seine Humanität hatte er sich, wie einmal in der Berliner Allgemeinen medizinischen Zentralzeitung 1847 stand, in Aegypten einen die Grenzen der Individualität weit überschreitenden Namen erworben. Alle Reisenden, die zu ihm nach Aegypten kamen, lobten ihn wegen seiner Zuvorkommenheit und seines edlen Charakters. 1841 schrieb der Wiener Naturforscher Russegger:

„Die gute Einrichtung des Spitals in Kairo ist rein nur das Verdienst einiger Europäer und vorzüglich des unternehmenden Clot Bey und unserer ausgezeichneten Landsleute Pruner und Fischer, die nicht nur als Aerzte den deutschen Namen auf das ehrenvollste vertreten, sondern auch als Menschen zu den angenehmsten Erscheinungen in Aegypten gehören und durch zahlreiche Gefälligkeiten sich jedem verpflichten, der mit ihnen in Berührung kommt".

In Schuberts Schilderung seiner „Reise in das Morgenland" rühmt dieser an Pruner dessen Bescheidenheit, Milde und teilnehmende Herzensgüte, sein anspruchsloses Wesen, seine Anhänglichkeit an seine Freunde und sein uneigennütziges Streben. Ueberall nahm man in Kairo den Rat und die Hilfe des pflicht-

treuen Deutschen in Anspruch. In seine Geschicklichkeit als Arzt, die er an Mohammedanern und Christen erwies, setzten alle ihr unbedingtes Vertrauen. Jedes seiner Worte war überlegt. Vor einer offenen Rede aber, die auch bei den tonangebenden Stellen Aegyptens und der Heimat unumwunden die Wahrheit sagte, schreckte Pruner nicht zurück. Diese Eigenschaft mag es dahin gebracht haben, dass Pruner, wie er einmal von Lenzburg aus an eine einflussreiche Person Bayerns, an Prof. J. N. Sepp schrieb, beim Ministerium in München nicht zu den Heiligen gehörte, vielleicht ist hier auch der Grund dafür zu suchen, warum Pruner die meiste Zeit seines Lebens im Ausland verlebte. Denn es ist kaum anzunehmen, dass ein ruheloser Wandertrieb allein ihn von der Heimat fernhielt. Immer hat Pruner mit Pietät der Heimat und der Stadt München gedacht, deren wissenschaftliche Institute ihm für reiche Spenden verpflichtet sind. Die Stiftung des deutschen Kaiserreiches, die die staatliche Neuordnung und die Einigkeit der deutschen Stämme endlich erreicht hatte, bezeichnete Pruner in einem Brief an Sepp als die erwünschteste Tatsache des 19. Jahrhunderts. Noch in seinem letzten Willen hat er seine Liebe zur Heimat durch höchst freigebige Verfügungen betätigt. Seine vaterländische Gesinnung hat dieser wackere Vertreter deutschen Wissens und Wesens im Ausland also immer bewahrt.

So wenig im Orient Not und Entsagung Pruner etwas von seiner Würde rauben konnten, so wenig blendete ihn äusserer Glanz in Europa. Mit seinem Wissen, das der Bescheidenheit glich, hielt er bei den Sitzungen und Diskussionen der anthropologischen Gesellschaft zu Paris meist zurück. Es bedurfte oft genug des Anstosses durch seine Kollegen um ihn aus seiner Reserve herauszubringen. Ohne die Anregung des Generalsekretärs der Gesellschaft Paul Broca wäre, wie einmal Dally in einer Festrede feststellte, bei der Gelegenheit der Diskussion über die Baskenschädel die Gelehrsamkeit Pruners wahrscheinlich nicht zum Vorschein gekommen.

Schlicht wie Pruner lebte, wollte er auch an dem Orte, wo er starb, begraben werden. Nach seiner Bestimmung sollte auf seinem Grabe ein Marmorstein gesetzt werden, auf welchem nur Name und Vorname und Ort seiner Geburt geschrieben stehen

dürfte. Seiner Gevatterin Emma Walpurga Roussel empfahl er, dass sein Leichenbegängnis ganz einfach, aber seiner Stellung entsprechend stattfinde.

DER TROPENARZT.

Franz Pruner hat das grosse Verdienst, als einer der ersten deutschen Tropenärzte durch ein treffliches Werk der vergleichenden Nosologie die Krankheiten des Orients der wissenschaftlichen Forschung zugänglich gemacht zu haben. Die Zeiten seit dem ersten Erscheinen von Prospero Alpinis klassischen vier Büchern „De medicina Aegyptiorum" (1591) und auch die Jahre der napoleonischen Expedition hatten keine grössere medizinisch-historische Geographie über die Provinz Aegypten mehr hervorbringen können. Um die Beschreibung der Krankheiten anderer Länder südlicher Breiten stand es nicht viel anders, wenn auch die heilkundige Forschung der tropischen und subtropischen Gegenden wertvoll bereichert wurde durch die Kenntnisse der beiden Holländer Jakob Bontius (Indien 1642) und Guillaume de Pois (Guilelmus Piso) (1658), sowie der Engländer John Clark (Westindien 1773), Mac Gregor James (Indien 1804), George Pinckard (Westindien 1816), James Annesley (Indien 1828) und nicht zuletzt auch des Oesterreichers Tschudi (Peru 1845). In Pruners Werk „Die Krankheiten des Orients" wurden nun die Krankheitsformen der warmen Länder in einem Masse Gegenstand ärztlicher Untersuchung, wie es bisher sonst nicht leicht zu verzeichnen war.

In Aegyptens subtropischem Klima boten sich die Krankheiten aller Länder des Erdkreises, selbst das gelbe Fieber nicht ausgenommen, eine nach der anderen dem Auge des Beobachters dar. Dabei kamen dem Forscher die Tropenfieber, die Dysenterie, die Syphilis und die Parasitenleiden als die häufigsten Krankheiten des Orients zu Gesicht. Von Pruners Verdiensten um die menschliche Parasitenkunde wird an anderer Stelle die Rede sein, hier soll das gezeichnet werden, was Pruner zur Ergründung der anderen wichtigen Tropenkrankheiten beigesteuert hat.

Nach der Ansicht des umsichtigen Arztes war das eigentliche Wesen der unter den mannigfachsten Bildern auftretenden Tropen-

fieber zu seiner Zeit noch keineswegs aufgehellt. Kosmische, tellurische und atmosphärische Einflüsse spielten für die damaligen Anschauungen über das Wesen der alltäglichen Fieberplagen noch eine grosse Rolle. Die Pathologie der Fieberkrankheiten konnte sich noch nicht erheben über die Begriffe vom gastrischen, biliösen, intermittierenden, rheumatischen, katarrhalischen und entzündlichen Fieber, deren Unterscheidung ohne die Kenntnis des Erregers oft genug recht schwierig war. Unter dem Namen Malariafieber versteckten sich vielfach unser Typhus, Maltafieber, Koliinfektionen und andere Krankheiten.

Ein Typhus, der von den meisten englischen Aerzten Indiens unter dem vermeintlichen Bilde des Febris remittens in der Malariagruppe beschrieben wurde, fand in Pruners Nosologie sein lange vorenthaltenes Bürgerrecht. Der in Europa hausende Ileotyphus war nach seinen Angaben in Aegypten recht selten und fand sich fast nur an Kindern fremder Abstammung zwischen dem 8. und 14. Lebensjahr. Pruner sah aber in den Jahren 1836 und 1837 eine Typhusform in epidemischer Verbreitung, welche später von Murchison (1862) als Typhus exanthematicus strenge vom Typhus abdominalis abgetrennt worden ist, darunter aber auch Fälle, deren Uebereinstimmung mit dem von Griesinger entworfenen Bilde des biliösen Typhoids bei einer Vergleichung von Pruners Bericht mit Griesingers Schilderung sehr wahrscheinlich erscheint.

Aus der Reihe der kurzfristigen, gutartigen Fieberkrankheiten hat Pruner als einer der ersten das Denguefieber unter dem Namen des Knieübels beschrieben. Der Umschwung in der Lehre der Fieberkrankheiten, der in den 40er bis 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts vorbereitet wurde, ist also nicht ohne die Mitarbeit Pruners erfolgt. Besonders hat er zur Auflösung der Malariagruppe seinen Anteil beigetragen.

Auch die verschiedenen Formen einer anderen Krankheit suchte Pruner übersichtlich auseinanderzuhalten, der er in Aegypten bisweilen so häufig begegnete, dass er in gewissen Jahren Spuren von ihr in $^3/_4$ aller Leichen vorfand, die verschiedenen Formen der Ruhr. Für ihn gab es in der Nosographie der Ruhr keine katarrhalische, gastrische, entzündliche usw., sondern nur eine akute fieberhafte oder fieberlose und eine chronische, in der

pathologischen Anatomie nur eine ausschwitzende oder aphthöse und eine geschwürig-brandige Form der Ruhr. Dass der tropische Leberabszess von der Ruhr begleitet war, sah Pruner sehr wohl, trotzdem führte er die Hepatitis und den Abszess nicht auf die Ruhrinfektion zurück, sondern auf die klimatischen Schädigungen des Tropenlandes und seine Beschwerlichkeiten. Kaum ein anderes Organ sei bezüglich seiner Funktion und der damit zusammenhängenden Strukturveränderung so direkt dem Einfluss der Wärme unterworfen wie die Leber. Pruner sprach geradezu von einer Akklimatisationshypertrophie der Leber. Sein Erklärungsversuch der Leberentzündung erwies sich indessen bald als unzutreffend und wurde später mit der Entdeckung der Ruhramöben mehr und mehr angezweifelt und ganz abgelehnt.

Was Pruner über ein drittes erhebliches Volksübel der Levante, die Syphilis, mitteilte, ist sehr beachtenswert, zumal da Pruner als erster Arzt die Syphilis als endemische Seuche beschrieb. Nach seinem Zeugnis war Aegypten zu seiner Zeit mit der „fränkischen Krankheit" überschwemmt. Ihre Verbreitung war im Niltal so allgemein, — unter 10 Personen waren z. B. in Kairo sicher 9 einmal an ihr erkrankt —, dass viele Orientalen in ihrem eingewurzelten Vorurteil soweit gingen zu glauben, die Syphilis müsse einmal im menschlichen Leben ungefähr wie die Blattern zum Ausbruch kommen. Nicht nur dem geschlechtlichen Verkehr, sondern weit häufiger der Berührung von Kranken, dem Gebrauch besudelter Gegenstände, ja selbst der Ausdünstung und Ausatmung des Kranken schrieben die Eingeborenen eine wichtige Bedeutung für die Uebertragung der Syphilis zu. Trink- und Essgeschirre, gemeinsame Familienpfeifen, syphilitische Ammen musste Pruner häufig als Vermittler der Ansteckung ganzer Häuser anschuldigen.

An einer Unzahl von Fällen sah er die Hautsyphilis an glaubwürdigen Personen auftreten, welche beteuerten, nie den Beischlaf ausgeübt, nie eine Erkrankung der Geschlechtsteile gehabt zu haben. Ohne vorhergegangene primäre Erscheinungen und lokale Erkrankungsformen sei es oft, besonders leicht bei Frauen unter allgemeinen Fieberbewegungen sofort zu den sekundären Hautexanthemen gekommen. Umgekehrt folgte einem harten Schanker am Gliede selten die weitere Entwicklung der Syphilis. Unter

den Europäern in Aegypten kam ungefähr auf 15 Fälle mit Primäraffekt einer mit sekundärer Formenreihe, während von den Eingeborenen unter 20 Schankerkranken kaum einer der Hautsyphilis verfiel und tertiäre Folgen waren so selten, dass Pruner während seines 12-jährigen Aufenthaltes in Kairo nur 3 Fälle von Caries an den Schädelknochen zu Gesicht bekam.

Interessant ist die Schilderung des eigentlichen Gepräges, welches die syphilitischen Leiden je nach den verschiedenen Gegenden und Menschenfamilien annahmen. Pruners Bericht zufolge zeichnete sich die Frankenkrankheit in Aegypten im allgemeinen durch eine ungewöhnliche Milde aus, abgesehen von der ganz akuten Syphilis, die durch Heereszüge und Karawanen frisch in die Stammländer der Neger eingeschleppt, auf dem neuen jungfräulichen Boden grosse Verheerungen anrichtete. Die Heilung der Syphilis erfolgte im ganzen Orient sehr leicht und oft ohne alle Mittel allein durch die Kräfte der Natur, besonders bei einer solchen Bevölkerung, welche, wie das ägyptische Landvolk, die Kopten und die Fellachen, eine sehr knappe und ausschliesslich vegetabilische Diät führten. Bei tiefen Schleimhautzerstörungen bewährte sich in Pruners Praxis der damals in Gebrauch kommende Höllenstein bestens und bei Hautgeschwüren die Anwendung des Kupfervitriols. Merkuralien waren zur Heilung kaum erforderlich und taten im Gegenteil häufig Schaden. In Indien, wo die Engländer die Kalomelkuren an syphilitischen Soldaten machten, seien ganze Regimenter dienstuntauglich geworden; denn die meisten hätten durch den Missbrauch dieser Mittel an Merkurialrheumatismus gelitten.

Für Pruners kritische Auffassung der Seuchengeschichte ist es noch bezeichnend, dass er die Frage, ob die im Altertum für Lepra geltenden Formen der Hautleiden nicht zum Teil wenigstens syphilitische waren, nicht von vornherein in Abrede stellte. Damit hat er schon eine Frage berücksichtigt, die heute in dem Streit über den Ursprung und die geschichtliche Ausbreitung der Syphilis eine grosse Rolle spielt. —

Die tropische Schwesterkrankheit der Syphilis, die Framboesie (Pseudolepra, Pian) an ihrer afrikanischen Urstätte zu sehen, war Pruner nicht vergönnt, doch konnte er sich von ihrer nahen Verwandtschaft mit der Syphilis durch den Augenschein an ägyp-

tischen Soldaten, an Arabern in den Seestädten des Roten Meeres und an Abessiniern überzeugen.

Nicht weniger trefflich als diese Hauptkrankheiten Aegyptens — Fieber, Ruhr und Syphilis —, zu denen noch die Parasitenleiden kommen, hat Pruner die Krankheiten beleuchtet, die im Niltal im beschränkteren Masse auftraten. In zwangloser Zusammenstellung sollen hier davon noch einige in Pruners Nosologie niedergelegte Beobachtungen besprochen werden.

Der Scharlach, den Pruner mit anderen Infektionskrankheiten wie die Masern und die Röteln noch zu den Hautkrankheiten rechnete, schien bei den farbigen Menschen ganz zu fehlen, bei Weissen war er in Aegypten so selten, dass man an seiner Existenz zweifelte bis er sich in den Jahren 1844 und 1845 epidemisch ausbreitete.

Die Schutzpockenimpfung war zu Pruners Zeiten bis in die arabische Wüste zu den Nomaden vorgedrungen, die sich ihr willig unterwarfen. Die Einpfropfung schützte jedoch in jenen Gegenden weniger als in Europa; auch war die Schutzperiode kürzer. Schon zwei Jahre nach der regelmässigen Impfung erschienen oft die Varioliden. Bei Kindern soll die Vaccination angeblich den Ausbruch der Blattern häufig veranlasst haben.

Bei den Blattern fand die alte Sydenhamsche Regel von dem gemeinsamen Auftreten verschiedener anderer Krankheiten während einer grossen Epidemie ihre Bestätigung. Sie standen 1834/35 und 1840/41 im Wechselverhältnis zu der Pest. Die Entwicklung beider Krankheiten war in der Zeit vom Juni bis Oktober wenig begünstigt.

In Pruners Beschreibung des Yemengeschwüres und des Aleppoknotens, die wohl zu den ersten ausführlicheren gehören dürfte, finden sich bereits die drei die Hautleishmaniase anatomisch und histologisch kennzeichnenden Stadien der Beulen- und Geschwürsbildung. Pruner unterscheidet das Stadium der Initialknötchen, das der Krustenbildung und entzündlichen Exsudation mit den charakteristischen Magmakörperchen und das Stadium des geschwürigen Zerfalles und der skorbutisch-brandigen Zersetzung mit schliesslicher Knochenentblössung und Abstossung derselben. Die weiteren allgemeinen in das Bild der Kala-Azar übergehenden Krankheitserscheinungen der Orientbeule wurden von Pruner genau

erörtert. Die Frage der Kontagiosität dieser Krankheit fand bei ihm keine ablehnende Beantwortung, wenn auch Impfversuche damals noch erfolglos blieben und ein derartiger endgültiger Beweis noch ausstand.

Bei seiner epidemiologischen Betrachtung der Lepra betonte Pruner eine Beziehung der Krankheit zur salzigen Fischkost, eine alte Auffassung, die ja auch neuerlich Nahrung erhalten hat (Hutchinson-Sticker). Ebenso stand für Pruners Seuchenformel schon als gesicherte Tatsache fest: die besondere Verbreitung der Krankheit an feuchten Küsten und auf Inseln, das Gebundensein der Geissel an die armen Klassen der Bevölkerung, die allmähliche Ausrottung der Lepra mit dem Fortschritt der Kultur und die geringe Bedeutung der Vererbung in der Lepraverbreitung. Was Pruner hinsichtlich der Ansteckungsfähigkeit der Lepra darlegte, ist allerdings mit der heutigen allgemeinen Auffassung nicht vollständig in Einklang zu bringen. Indessen war er in seiner Forderung, die Kontagiosität der Lepra von dem früheren Maximum auf ein Minimum herabzusetzen, vorsichtig genug und mit einem abschliessenden Urteil sehr zurückhaltend. Denn dass die Ansteckung mit Lepra nicht leicht ist, beweist die von ihm angeführte Tatsache, dass von einem Ehepaar nicht selten ein gesunder Ehegatte den anderen leprösen überlebte, dass Kinder und verheiratete Personen ganz gesund blieben, deren beide Eltern leprakrank gestorben waren. In seiner 12-jährigen Spitalpraxis will er nie einen Fall von Ansteckung beobachtet haben, obwohl er zu verschiedenen Zeiten die Leprakranken unter die übrigen monatelang verlegte. Mit diesen Angaben erinnert er an ärztliche Erfahrungen in Aussätzigenasylen, wie sie von Einsler und Zambaco mitgeteilt wurden.

Mit Meisterhand zeichnete er die Krankheitsbilder des Aussatzes in allen Entwicklungsstadien, Mischformen und Abarten. —

In einem kurzen Abschnitt über Pellagra konnte Pruner ebenfalls bemerkenswerte, selbständige, aus der eigenen Beobachtung geschöpfte Ergebnisse bekannt machen. Mit Achmed Ibn Hassan El Rashidi, einem eingeborenen, aus der medizinischen Schule von Abu-Za'bal hervorgegangenen Arzte war Pruner der erste, der Pellagra in Aegypten entdeckt und beschrieben hat. Rashidis Mitteilung in dem Buche „Diseases of the Skin" ist schon 1846,

also ein Jahr früher als Pruners Arbeit, aus der ägyptischen Staatsdruckerei zu Bulak erschienen (Khalil 1922). Diese Feststellung ist angebracht, weil bis vor kurzem Pruners Veröffentlichung als die früheste Notiz über diese Krankheit angesehen wurde. Jedoch hatte sich Pruner schon vor Jahren in Mailand überzeugt, dass die von ihm in Aegypten gesehene Krankheit gleich der italienischen sei. Pruner stützte dabei die Meinung derjenigen Aerzte, welche die Pellagra dem fast ausschliesslichen Genusse eines noch dazu oft verdorbenen Maises zuschrieben. „Gewiss sei dies die mächtigste aller inneren Ursachen, welche das Pellagra erzeugen und unterhalten."

Diese Ansicht Pruners wurde aber von Fachleuten nicht immer anerkannt, sondern sogar belächelt. Allerdings schrieb Billod 1870 in seinem Buche „Traité de la Pellagre": „Es erscheint mir unmöglich, dass man nicht erstaunt ist über die Zusammenhänge, die zwischen der von Pruner in Aegypten festgestellten endemischen Krankheit und der Pellagra bestehen", aber die Beobachtung Pruners über das Vorkommen von Pellagra in Aegypten ist bis 1892 immer bezweifelt worden. So beschrieb Figari eine venerische Krankheit in Unterägypten, die er als Art Pellagra-Aussatz bezeichnete. Erst Sandwith bestätigte durch seine langjährigen Studien und reichen Erfahrungen am Hospital von Kasr el Ainy Pruners Annahme von dem Vorkommen der Pellagra in Aegypten und deren Ursache.

Heute wird der Zusammenhang zwischen Pellagra und Maisnahrung von den meisten Beobachtern anerkannt, welche Pellagra somit als Intoxikationskrankheit ansehen, wenn auch die Hypothese der Maisintoxikation nicht unwidersprochen blieb und für die Anhänger der inzwischen aufgetauchten Infektionstheorie immer wieder Angriffspunkte zur Kritik bot (Sambon 1905). In der überaus reichen englisch-amerikanischen Literatur schwanken die Forscher zwischen der Annahme eines Nährschadens und einer Infektion hin und her; die meisten Autoren, wenigstens die italienischen, kehren aber trotz aller Verschiedenheit in der Beurteilung der Ergebnisse ihrer Beobachtungen immer wieder zu der alten im Laufe der Jahre ausgebauten, von Pruner klar vertretenen Maistheorie zurück, denn diese findet im praktischen Leben immer wieder ihre Bestätigung (Filippo Rho). —

Um die äusserst auffallende Seltenheit der Krebs- und Scirrhusbildung bei Franken wie Orientalen zu erklären, zog Pruner neben dem Einfluss des Klimas auch die Möglichkeit in Erwägung, dass der Krebs eine Krankheit der Lebensart und der Zivilisation sei und dass vielleicht die Seltenheit gewisser in Europa häufiger Temperamente, z. B. des rotblütigen, der Entwicklung der Krebsarten in Aegypten im Wege stehen könne. —

Den Krankheiten des Herzens begegnete Pruner im Nildelta äusserst selten, mit Ausnahme der Kreislaufstörungen, die sich im Verlaufe von Chlorose bezw. der wässrigen Kachexie entwikkelten. Häufig konnte er bei derartigen Kranken merkwürdige Gelüste zum sogenannten Erdessen und eine Neigung zum Genusse von Mauerstücken, Limonienrinden und Knochenstücken feststellen.

Den Ruf der Immunität von Lungenleiden im allgemeinen und von Tuberkulose im besondern, den Aegypten seit langer Zeit genoss, erklärte Pruner für unbegründet. Die Krankheiten der Atmungsorgane nahmen zwar vom Becken des Mittelmeeres nach Süden gegen die Tropen hin an Häufigkeit ab, allein seiner Erfahrung zufolge gewährte das Klima gegen die Ansteckung mit Tuberkulose höchstens für die aus nördlichen Gegenden eingewanderten Fremden, nicht aber für die Eingeborenen, am wenigsten für die aus dem Süden stammenden Neger einen natürlichen Schutz. Allerdings wirkten, wie Pruner überzeugt war, starke Verkältungen mehr auf Leber und Darmkanal als auf die Lungen zurück.

Der nach bedeutenden Temperatursprüngen eintretende Kältestarrkrampf war für Pruner keine seltene Erscheinung. Er sah Sudanneger in Aegypten an Tetanus erkranken, wenn sie in diesem nördlicheren Klima unvorsichtig kalte Bäder gebrauchten.

Vorausschauend erwartete der tüchtige Arzt von der modernen Chemie über die Entstehungsursache der Rachitis die nötige Aufklärung. Sehr umsichtig legte er die Ursachen des Skorbuts dar; er schloss sich mit seiner Theorie, wenn wir die Vitaminlehre als einen noch jungen Zweig der medizinischen Wissenschaft unberücksichtigt lassen, ohne weiteres unseren heutigen Kenntnissen an. Pruner suchte die Ursachen des Skorbuts in einer durch unzweckmässige und einseitige Ernährung veranlassten Blutmischung. „Es ist daher", — so führte er in seiner Nosologie aus —

„bei der Behandlung dieses Uebels darauf zu sehen, dass die Nahrung frisch und teils vegetabilisch und teils animalisch sei. Es ist ein Irrtum, wenn man glaubt, gesalzene Speisen allein seien es, welche den Skorbut erzeugen. Jede Art veralteter und verdorbener Nahrung erzeugt ihn und in heissen Klimaten besonders das Mehl von solcher Beschaffenheit, wie man selbst bei der Reise auf dem Weissen Flusse in Erfahrung gebracht." — Die Beriberi, die in Aegypten selbst unbekannte Avitaminose, wurde von Pruner unter den Sepoys auf indischen, das Rote Meer befahrenden Schiffen beobachtet.

Sehr Interessantes wusste der eifrige Forscher auch zu berichten über die tropischen Hautleiden, die Nerven- und Geisteskrankheiten, die durch tierische Gifte hervorgerufenen Erkrankungen und eine lange Reihe anderer Krankheiten, auf die ich aber hier nicht näher eingehen möchte.

Alle Krankheitsskizzen wurden von Pruner möglichst durch fleissig gesammelte, anschauliche Krankengeschichten beleuchtet und belebt. Dabei nahm er überall auf die umgebenden Verhältnisse Rücksicht, unter welchen der Mensch in Aegypten und den umliegenden Ländern sein Leben führte, und stellte die vergleichende Beobachtung der Krankheiten in den Vordergrund seiner Studien. Deshalb zog er auch die Krankheiten der Pflanzen und Tiere auf ägyptischem Boden in den Kreis seiner Forschung und suchte die Analogien der Krankheitsentstehung in den beiden Reichen aufzuzeigen. Veterinärmedizinisches Interesse verdient seine genaue Beschreibung der Dourine der Pferde, die damals unter der Diagnose des akuten und chronischen Rückenmarksrheumatismus ging. Die von Pruner und anderen Autoren für diese Krankheit angegebenen Erweichungsherde sind nicht immer vorhanden. Ebenso eingehend wurde von ihm die noch mit dem Namen „Wurm" versehene Filiariosis der Pferde geschildert. Die Rinderpest hielt er für eine leicht übertragbare Infektionskrankheit. Dass diese Tierseuche 1842 auch über die sonst befallenen Länder Zentralasiens und Europas hinaus durch eine Einschleppung aus Tarsus und Adana noch ägyptisches Land betreten hat, ist durch Pruners Nosologie genau überliefert.

Trotz seiner grossen beruflichen Inanspruchnahme fand Pruner dabei in Aegypten noch Zeit und Gelegenheit zu geologischen,

meteorologischen, botanischen, zoologischen, ethnographischen und anthropologischen Studien, die er alle vom naturhistorischen Standpunkte aus zu einem organischen Ganzen zu verbinden und für seine vergleichende Nosologie zu verwerten verstand.

Dieser unermüdliche Eifer, mit welchem Pruner seine reichen Beobachtungen sammelte und sichtete, verdient um so grössere Hochachtung, als in Aegypten Klima und persönliche Umgebung sonst zusammenwirken um den wissenschaftlichen Sinn zu lähmen.

DER EPIDEMIOLOGE.

Natürlich nahmen die wiederholten Seuchenzüge, die Pruner in Aegypten erlebte, dessen volle Aufmerksamkeit in Anspruch. Wie eifrig sich Pruner gerade mit den epidemiologischen Fragen befasste, zeigen seine Abhandlungen über die Pest und die Cholera, auf deren Bekämpfung zu seiner Zeit der Schwerpunkt aller Seuchenabwehr lag. Dabei liess er sich von Anschauungen leiten, denen er ursprünglich ferne gestanden hatte.

Pruner kam nämlich mit dem guten Glauben an die unbedingte Kontagiosität der Pest nach Aegypten. Als er sich aber durch eigenen Augenschein in wiederholten Pestperioden am Hauptherde dieser Seuche über die Bedingungen ihrer Entstehungsweise unterrichtet hatte, gewann er von der Ansteckungskraft dieser Krankheit seitdem eine andere Ansicht und teilte in Worten und Werken die Ueberzeugung seiner verdienten Kollegen Clot Bey, Gaëtani, Lachèze, Fischer, Bulard, die sich zu den „Nonkontagionisten" bekannten und sich als solche während der grossen Epidemie von 1834/35 in vorbildlicher Pflichttreue der Pflege der Kranken und mit wissenschaftlichem Geiste dem Studium der Pest hingaben.

Bei der grossen Bedeutung, welche dem verschiedenen Verhalten der europäischen Aerzte in Aegypten während der schrecklichen Pest vom Jahre 1835 zukam, dürfte es am Platze sein, etwas Ausführlicheres darüber folgen zu lassen. Während damals in Alexandrien die meisten Aerzte vor der Pest flohen oder sich absperrten oder wenigstens nur auf 12 Meter Entfernung sich den Pestkranken mit Wachsmänteln, Brillenmasken und auf Stöckelschuhen nahten, um ja jede Berührung des empfänglichen Gift-

stoffes zu vermeiden, verkehrten in Kairo die Nonkontagionisten ohne Vorsicht mit den Pestkranken und Pestleichen wie mit gewöhnlichen Kranken. In dem Bestreben, den um die Art der Pestverbreitung herrschenden Streit zu einer klaren Entscheidung zu führen, gingen sie noch weiter. Ohne dass ein fühlbarer Nachteil daraus erwachsen wäre, impften sie sich selbst und zum Tode verurteilte Verbrecher mit Eiter und Blut von Pestkranken. Bulard zog ungestraft das Hemd eines Pestkranken 48 Stunden lang an. Vom selben Kranken impfte sich Clot Aderlassblut an 6 Körperstellen ein und blieb gesund. Dann impfte er sich Carbunkelsaft, auch ohne Erfolg. Ebensowenig schlug bei Bulard ein späterer Versuch an; in Smyrna hatte sich dieser nach Ueberstehen eines leichten Pestfalles mit Blut- und Eiterimpfung künstlich in den Weichen einen Bubo und einen Carbunkel erzeugt und trug aus dem gewagten Spiel keine Folgen davon. Ohne Zweifel haben diese Aerzte während der Pest von 1835 ihren Teil dazu beigetragen, um der Masse der Bevölkerung den Alp zu erleichtern, der sie beim blossen Namen des Uebels zu erdrücken schien, um die vorwaltenden schiefen Ansichten zu brechen, die über die Ansteckungsfähigkeit der Pest bei den Anhängern des Kontagionismus bestanden. Dieses Verdienst wurde gerade vom Vizekönig besonders anerkannt, als er nach dem Verschwinden der grossen Pestepidemie Clot mit dem Titel eines Bey auszeichnete.

Auch Pruner hat zur Ueberwindung der Pest in Aegypten das Seine getan. Zwar war er, als im Jahre 1835 der Beulentod 6 Monate in Aegypten wütete, in einer Mission nach Arabien abgerufen worden und konnte deshalb zu dieser Zeit keinen Anteil an der Bekämpfung der verheerenden Seuche nehmen, dafür hat er aber in den übrigen Jahren seines ägyptischen Aufenthaltes bei den verschiedensten Pestfällen, besonders auch bei der Epidemie von 1841, auf seinem Posten immer unerschrockene Dienste geleistet. Hunderten von Pestkranken widmete er seine Sorgfalt, eröffnete deren Abszesse, reinigte und verband ihre Wunden und kam so in innigste Berührung zu denselben. Auch zergliederte er möglichst alle Pestleichen.

Die wichtige Frage der Kontagiosität der Pest hat er frei von Furcht und Kleinmut, ohne Einseitigkeit und Uebertreibung

sorgfältig studiert. Bezüglich dieses Gegenstandes suchte er in seiner kleinen 1839 erschienenen Monographie „Ist denn die Pest wirklich ein ansteckendes Uebel?" und später in einer ebensolangen Darstellung seiner weiteren Pestforschungen in seinem Werke, „Die Krankheiten des Orients" den Beweis zu liefern, dass die Pest zwar übertragbar (infektiös), aber nicht ansteckend, anklebend (kontagiös) im gewöhnlichen Wortgebrauche sei.

Es fehlte nicht an Tatsachen, welche die Unzulänglichkeit und Nichtigkeit der bisher bestandenen Lehre von der unbedingten Kontagiosität vor Augen führen konnten. Wenn die Pest in der Tat absolut kontagiös wäre, meinte Pruner, so würde sie ins Unendliche fortwachsen, ihre Folgen würden unaufhörlich sein und es wäre ein Wunder, dass in den Teilen der Erde, wo das Uebel endemisch ist, noch eine Menschenseele lebe. Glücklicherweise würden sich die Verheerungen der Pest von selbst beschränken. In Aegypten, sowie auch in anderen Ländern, kämen Pestfälle alljährlich vor und dabei fände mit derlei Kranken jede Art Verkehr statt, ohne dass die Krankheit im mindesten sich ausbreite. Durch den Gebrauch der Betten und Kleider (fomites) der Pestkranken werde die Krankheit nicht übertragen. „Niemand, besonders unter den Eingeborenen, dachte im Verkehr an irgendeine Lüftung oder Räucherung der zahlreichen Gegenstände, welche aus den Häusern der Kranken und Verstorbenen zum öffentlichen Verkauf gebracht wurden." Dass dadurch die Pest mitgeteilt worden wäre, kam Pruner nicht in einem Falle zur Kenntnis. In einem Hause, welches die strengste Quarantäne während der Pest hielt, starb dessenungeachtet eine Magd an der Pest. Man verteilte augenblicklich ihr Bett und ihre Habseligkeiten an einige arme Nachbarn, die sogleich davon Gebrauch machten, und das ohne den mindesten schlimmen Erfolg. —

Als 6 Monate nach der grossen Pestepidemie der Typhus epidemisch herrschte, wurden aus den Magazinen der Spitäler die wollenen Decken, Jacken und Bettücher, deren sich vorher die Pestkranken bedienten, hervorgeholt und damit in dem schmutzigen Zustand, wie sie nach der Pestepidemie vergraben worden waren, die Kranken ohne weitere Vorkehrung bedeckt und bekleidet. Auch das Stroh der Bettsäcke wurde nicht gewechselt. Trotzdem soll sich nicht der mindeste nachteilige Erfolg ereignet

haben. Auch die Impfversuche an Menschen und Tieren hatten bisher zu keinem günstigen Ergebnis für die Ansteckung geführt. Ausserdem hat Pruner eine positive Tatsache dafür, dass die Berührung der Pestkranken das Uebel mitteile, nicht feststellen können. In dem Zentralspital von Kairo, welches als einziges Krankenhaus der Stadt die Pestkranken aufnahm, erkrankte unter der Leitung Pruners niemand von den zum Krankendienst bestimmten Personen und kein behandelnder Arzt an der Pest.

Die meisten Kranken, welche Pruner im März 1841 in Kairo behandelte, waren gerade solche, die sich in den Häusern abgesperrt hatten, während in den Strassen und Häusern, wo freier Verkehr herrschte, keine Spur des Uebels sich zeigte; trotz, in manchen Fällen sogar gerade wegen, der Absperrungsmassnahmen verbreitete sich der Beulentod. Deshalb erhob Pruner im Verein mit Clot Bey, Aubert und anderen Verfechtern der Nichtansteckung seine Stimme gegen die gewaltherrlichen, menschenverfolgenden und verkehrshemmenden Quarantänen, die bisher durchaus auf keiner wissenschaftlichen Basis beruhten, unter deren Druck vielmehr der ganze Orient nur zu leiden hatte. Besonders die Missstände, die zu jener Zeit das Quarantänewesen beherrschten, haben einen wohldenkenden Arzt wie Pruner zweifellos dazu veranlasst, mit allen Mitteln gegen eine Lehre anzukämpfen, welche die alleinige Stütze jener verdächtigen Wohlfahrtseinrichtungen, Räucherungsanstalten und Gefangenenlager war, die Lehre von der unbedingten und nur am Menschenverkehr haftenden Kontagiosität der Pest.

Im übrigen war es weder Pruners Ansicht noch Absicht zu behaupten, dass es gleichgültig sei, mit Kranken während der Epidemie in beständigem Verkehr zu sein, besonders während der Zeit, wo das flüchtige Gift von den Kranken ausgeatmet werde und der Gesunde schon bei einer Annäherung an den Kranken in Gefahr komme, die Pest zu fangen. Diese Ansteckung aber unterscheide sich von der Kontagiosität *κατ' ἐξοχήν* dadurch, dass zur Verbreitung der Seuche nicht ein fixes Kontagium, ein körperlich anklebendes und eindringendes Wesen, die Berührung des Peststoffes nötig sei, sondern ein vom Kranken an die Luft abgegebenes flüchtiges Gift die Pest bewirken könne.

Die Ansteckungsgefahr gehe aber weniger von einem Menschen

zum andern, wie z.B. bei der Syphilis, sondern hänge von der Umgebung des Pestkranken ab, die vermutlich durch irgendwelches flüchtige Miasma infolge tellurischer und atmosphärischer Verhältnisse giftschwanger geworden sei. Diese Art der Pestübertragung nannte Pruner Infektion. Die Dauer der Inkubation betrage nicht über 5 Tage, im Anfang und auf der Höhe der Epidemie sei sie bestimmt noch kürzer.

Eine Seuchenformel für die Pestentstehung im Sinne der Infektion bedeutete gegenüber der uralten bequemen Theorie der Kontagionisten einen beachtenswerten Fortschritt, wenn sie auch die völlige Klärung der Pestgenese noch im Dunkel liess. Die von Pruner und anderen Infektionisten in Anregung gebrachten Begriffe über die Aetiologie der Beulenkrankheit haben, wenn auch nicht sofort, so doch später, nicht unwesentlich dazu beigetragen, den Glauben an die reine Kontagiosität dieser Plage zu vernichten.

(Fortsetzung folgt).

BIBLIOGRAPHIE.

Van Schevensteen. *Les traités de pestilence publiés à Anvers, essai de bibliographie.* Anvers, E. de Coker, 1931, in-8°, 102 p., 33 fig.

Excellente idée qu'a eue là Van Schevensteen, de préluder à son histoire de la peste dans le marquisat d'Anvers par une étude bibliographique des livres de pestilence dus à des praticiens anversois ou sortis des presses de la cité de Plantin.

Cet élégant volume, illustré de nombreux facsimilés et que rechercheront les bibliophiles, est le résultat des patientes recherches faites par l'auteur dans des dépôts publics de Belgique et de Hollande, ainsi que dans des collections particulières, telles que celle du regretté folkloriste anversois, Emile van Heurck. Nous avons ici, en quelque sorte, une histoire livresque de la peste à Anvers pendant les XVIe et XVIIe siècles, car les „Pestboekjes" flamands aussi bien que les „Régimes de pestilence" français, que les traités plus savants en prose latine et même les poèmes

composés par des émules de Lucrèce, ont tout naturellement vu le jour aux époques où la maladie faisait fureur.

Si on fait abstraction de quelques éditions du pseudo-Kanutus et d'une édition de Jacobus Soldus, jadis signalées par Klebs [1]), le premier de ces ouvrages a paru en 1529, à la suite de l'épidémie de suette anglaise; il est du médecin Jacques Vanden Casteele, originaire d'Hazebrouck, mais établi à Anvers et est dédié à ses confrères gantois. A l'épidémie de 1556 se rattache un traité populaire en langue castillane; son auteur est Andres de Laguna, médecin du pape Jules III. Les années 1571, 1574—1585, 1597, 1603—1605 furent des années de peste et à ce titre virent l'éclosion de nombreux „Pestboekjes". De même les années 1620 à 1636. En 1663 parut à la suite d'un traité du scorbut, le *Putmans Manuael dat is een kleyn Pestboecxken* d'Abraham Ienertsz Vrolingh, chirurgien à West-Zaendam. Van Schevensteen ne cite pas d'ouvrage postérieur à celui-ci. C'est que, vers la fin du XVIIe siècle, le fléau exerça de moindres ravages et qu'il y avait donc moins de nécessité d'instruire le public sur les moyens de s'en préserver.

Il est curieux de noter qu'on trouve à Anvers au XVIe siècle deux attardés du moyen âge. A la page 17, est signalée une version flamande rarissime du traité de Jean de Bourgogne, auteur du XIVe siècle, qui a exercé la patience de plusieurs générations de bibliographes. A la page 18, est mentionnée une édition peu connue du traité dont il a été question plus haut, attribué à Kanutus et qui, ainsi que l'a démontré Murray [2]), est du maître montpelliérain Jehan Jacme, dit Johannes Jacobi.

Dr. Ernest Wickersheimer.

1) Arnold C. Klebs, *Die ersten gedruckten Pestschriften*, München, 1926, in-8°, p. 68.

2) David Murray, *John de Burdeus or John de Burgundia, otherwise sir John de Mandeville and the pestilence*, Paisley and London, Al. Gardner, 1891, in-8°, p. 19—20.

